

Urgeschichte des Orients.

Abriß der Urgeschichte des Orients bis zu den medischen Kriegen.

Nach den neuesten Forschungen und vorzüglich nach Lenormant's Manuel d'histoire ancienne de l'Orient

bearbeitet

von

Dr. Moritz Busch.

Dritter Band.

Araber. — Inder.

Leipzig,

Verlagsbuchhandlung von Ambrosius Abel.



Erster Abschnitt.

Die Araber.

Erstes Kapitel.

Die Geographie und die alten Bevölkerungen Arabiens. — Die Hauptgegenden der arabischen Halbinsel. — Die Aufeinanderfolge der Schichten in der Bevölkerung Arabiens. — Die Aditen oder Kuschiten des südlichen Arabiens. — Die aramäischen Stämme. — Die Amalika. — Die joktanischen und die ismaelitischen Araber.

In der Mitte zwischen Afrika und dem übrigen Asien gelegen, grenzt die arabische Halbinsel im Südosten an einen Theil des Indischen Oceans, und auf der entgegengesetzten Seite würde sie, wenn Syrien nicht dazwischen läge, an das Mittelmeer stoßen. Im Nordosten folgen ihre verschieden gestalteten Grenzen am häufigsten dem Euphrat. Der Meerbusen, der sie im Osten von Persien trennt, trägt den Namen dieses letzteren Landes, aber Arabien selbst giebt seinen Namen dem westlichen Golfe, dem Arabischen Meerbusen oder Rothen Meere, jenseits dessen wir Aegypten und Aethiopien antreffen.

Diese Lage macht Arabien gewissermaßen zum Mittelpunkt des alten Continents, einem Mittelpunkt, um welchen sich die Heerde der ältesten Civilisation bildeten. Von den Urzeiten der Menschheit an hat es daher dem Handel, welcher die Völker verbindet, eine Straße und eine Niederlage dargeboten. Seine Be=

wohner, zum großen Theil immer in der Halbbarbarei des Nomadenzustandes verblieben, haben für die Beziehungen zwischen den civilisirten Nationen Aegyptens, des Euphratbeckens und Indiens als Waarenführer quer durch ihre Wüsten gedient. So ist es, obwohl die Geschichte Arabiens in ein Dunkel gehüllt ist, welches man ohne Zweifel nie ganz aufhellen wird, unmöglich, dieses Land in den Annalen des alten Orients und bei der Uebersicht über dessen Gesittung wegzulassen, und deshalb erschien es nothwendig, der Geschichte der Araber hier einen besondern Abschnitt zu widmen.

Die Griechen und die Römer theilten die arabische Halbinsel in drei große Regionen, die durch die allgemeine Natur des Landes abgegrenzt waren. Im Nordwesten lag das steinige Arabien, ein Land voll felsiger und unfruchtbarer Berge, dessen Thäler allein zum Anbau von Früchten und zur Ernährung einer dichtgedrängten Bevölkerung geeignet sind. Es umfaßte die Sinaihalbinsel und das Ostgestade des Golfs von Akabah. Im Westen und im Süden streckte sich das glückliche Arabien hin, unter welchem man alle die fruchtbaren und von einer Bevölkerung seßhafter Ackerbauer bewohnten Bezirke begriff, welche sich am Ufer des Rothen Meeres hinziehen und vorzüglich den südlichen Theil der Halbinsel bis zum Eingang des Persischen Golfs einnehmen. Endlich hatten die Mitte und der Osten den Namen des wüsten Arabiens erhalten; der größte Theil der Oberfläche dieses Landes, welches von den drei Abtheilungen der Halbinsel die weiteste Ausdehnung hat, ist in der That mit Sandwüsten bedeckt, in welchen Wanderstämme umherschweifen. Die Wüste wird nur durch einzelne Oasen unterbrochen, welche schon im höchsten Alterthume Centren einer seßhaften Bevölkerung waren.

Diese Abtheilungen sind den Arabern immer unbekannt gewesen. Gerade weil sie unbestimmt sind, sind sie bequem, so lange es nicht nothwendig ist, eine Lage genau anzugeben. Aber der Geschichtschreiber, der die Thatsachen genau zu geben hat, muß die schärferen und bestimmteren Bezeichnungen vorziehen, deren sich die Araber bei der Eintheilung ihres Landes bedienen.

Die lange Bergkette, welche sich von Palästina nach der Landenge von Suez hinabzieht und sich dann beinahe parallel mit dem Rothen Meere bis gegen den äußersten Süden Arabiens verlängert, heißt Hedjas (Schranke) und giebt ihren Namen dem ganzen Lande, welches sie durchschneidet, bevor sie nach Yemen gelangt. Das Hedjas im weitesten Sinne umfaßt also das steinige Arabien und einen Theil des glücklichen Arabiens der Alten. Aber in dieser weiten Region kann man vier ziemlich genau bezeichnete Gebiete unterscheiden. Da ist erstens im Norden das steinige Arabien, in Betreff dessen man, um nicht zu viel schwer zu behaltende Namen zu häufen, gut thut, ihm seine alte Benennung zu lassen; es umfaßt die beiden Länder der Edomiter und Midianiter. Dann folgt das eigentliche Hedjas, dessen Hauptstädte Yambo und Medina, das alte Yathrib, sind. Im Süden dieses Bezirks liegt das Tihama (das heiße oder am Meer liegende Land), wo sich Mekkah und Dschiddah erheben. Die südlichste und letzte der vier Abtheilungen des Hedjas endlich ist das Asyr, welches an Yemen grenzt.

Yemen im engern Sinne ist das Land, welches den äußersten Südwesten der arabischen Halbinsel bildet und im Westen vom Rothen Meer, im Süden vom Indischen Ocean bespült wird. Es grenzt im Norden an das Hedjas, im Osten an Hadhramaut. Unter den merkwürdigsten Städten Yemens nennt man Mareb oder Saba, das schon lange Zeit in Ruinen liegt, Zhafer, Sanaa, Nedjran und Aden. Der Name Yemen wird oft auch zur Bezeichnung ganz Südarabiens gebraucht. Es umfaßt dann außer dem eigentlichen Yemen auch Hadhramaut und das Land Mahra, welches östlich von Hadhramaut liegt.

Jenseits des Landes Mahra, im südöstlichen Winkel der Halbinsel, ist das Land Oman und nördlich wieder von diesem das Land Bahreïn oder El Ahsa am Persischen Meerbusen. Dieses letztere wird auch nach seinem Hauptbezirk Hedjer genannt. Es wäre übrigens möglich, El Ahsa und Hedjer als zwei Gebiete Bahreïns zu unterscheiden, von denen das erstere sich im Norden des zweiten befände.

Das Nedjd (Hochland) ist das weite, von einigen Bodenanschwellungen durchsetzte Plateau, welches ganz Mittelarabien einnimmt. Es beginnt im Westen am östlichen Abhange der Berge des Hedjas. Dieser Abhang, viel kürzer und weniger schroff als der Westabhang derselben Berge, deutet an, daß die innere Hochfläche Arabiens eine ziemlich bedeutende Höhe über dem Meeresspiegel hat. Man nennt den Theil des Nedjd, welcher an Yemen stößt, das Nedjd Yemens, seinen nördlichen Theil einfach Nedjd. Diese beiden Theile sind durch ein Bergland getrennt, welches Yemama heißt. Im Norden des Nedjd streckt sich die syrische Wüste hin, die nicht zum eigentlichen Arabien gehört, wo aber jetzt arabische Stämme herumschweifen, nachdem sie an die Stelle aramäischer Stämme getreten sind, die in der Urzeit hier ein Nomadenleben führten. Im Norden sind die Wüsten von Irak (Barriyat El Irak), welche das fruchtbare Land des auf dem rechten Ufer des Euphrat gelegnen Theils von Chaldäa, das Arphaxad des zehnten Kapitels der Genesis, begrenzen und dieses Gebiet von den zum Anbau geeigneten Theilen Arabiens trennen. Gegen Osten wird das Nedjd vom Lande El Ahsa durch eine jener Abzweigungen der Wüste geschieden, welche die Araber Nefud nennen. Endlich zieht sich im Süden die weite Wüste von Dahna hin, die größte der ganzen Halbinsel, über welche wir bis auf den heutigen Tag keinen genauen Bericht haben. Sie trennt das Nedjd von Hadhramaut und von dem Lande Mahra. Das Nedjd selbst wird von Strecke zu Strecke von weniger ausgedehnten Wüsten durchschnitten, die man zu durchwandern hat, wenn man von einem seiner Bezirke in den andern gelangen will.

Die Bevölkerung Arabiens ist nach langen Jahrhunderten und vorzüglich infolge des großen Ereignisses der Verkündigung und des Triumphs des Islams schließlich in der ganzen Ausdehnung der Halbinsel eine und dieselbe geworden. Sie hat dieselbe Civilisation, dieselben Sitten, dieselbe Religion und spricht dieselbe Sprache. Aber es war keineswegs immer so. Nur langsam und allmählich geschah es, daß die Bewohner der verschiedenen Theile

Arabiens zu einer einzigen Bevölkerung zusammenflossen. In der Urzeit trennten sehr tief gehende ethnographische und sprachliche Unterschiede die Nationen, welche die verschiedenen Gegenden dieses weitgedehnten Landes bewohnten, ganz eben so sehr wie die Wüsten zwischen ihnen. Mehrere Racen lieferten nacheinander der Bevölkerung der Halbinsel Elemente, die sich erst später zu einem Ganzen verschmolzen. Bis auf die Zeiten Muhammeds sprach man in Arabien mehrere völlig verschiedene Sprachen, und erst der Islam machte den Gebrauch derjenigen von denselben allgemein, die wir jetzt die arabische nennen.

Die wenigen arabischen Geschichtschreiber, die wirklich diesen Namen verdienen, indem sie bei der Sammlung der Ueberlieferungen ihres Landes einige Kritik anwendeten, z. B. Ibn Chaldun, unterscheiden auf der Halbinsel drei auf einanderfolgende Bevölkerungsschichten. Sie bezeichnen die ursprünglichen, die secundären und die tertiären Araber durch die drei Namen Ariba, Muteariba und Mustariba, die, aus derselben Wurzel abgeleitet, durch die an ihre grammatische Form angehängte Bezeichnungsnuance die Abstufung der Epochen andeuten, in welchen die Bevölkerungen sich im Lande eingebürgert haben. Diese Unterscheidung stimmt mit den Angaben der Bibel überein, obwohl sie uns unter einer von diesen ziemlich verschiedenen Form geboten wird.

Die Ariba sind die ersten, die ältesten Bewohner Arabiens. Man unterscheidet unter ihnen besonders zwei große Völker, die Aditen, die ein hamitischer Stamm sind, und die Amalika, vom aramäischen Zweige der Semiten, dann, als Völker von geringerer Bedeutung, die Themuditen, wieder ein hamitisches Volk, und die Leute von Tasm und von Djadis, die wieder der aramäischen Familie angehören.

Die Muteariba bestehen aus der Masse der von Joktan, dem Sohne Hebers, der in der arabischen Ueberlieferung immer Kahtan heißt, herstammenden Völkerschaften.

Was die Mustariba betrifft, diejenigen, deren Entstehung unsrer Zeit am nächsten liegt, so sind sie ismaelitische Stämme,

deren Anfänge ziemlich bescheiden waren, und welche, lange Zeit auf ein enges Gebiet des Tihama beschränkt, erst sehr spät nach dem Hedjas, dem Nedjd, den Wüsten von Irak und Mesopotamien aufgebrochen sind, wo sie schließlich die älteren joktanischen Stämme absorbirt haben.

Die arabischen Ueberlieferungen geben Yemen, Hadhramaut und den Ländern Mahra und Oman als erste Einwohner die Aditen, ein hamitisches Volk. Diese Erinnerung stimmt mit der Völkertafel der Genesis überein, wo wir in der That einen beträchtlichen Theil der Nachkommenschaft Kuschs dieselbe Gegend innehaben sehen, in der auch nach den Entdeckungen der neuern Wissenschaft einst Kuschiten wohnten.

Die heilige Schrift giebt Kusch Saba, Havila, Sabatha, Raama, Sabathaka und jenem Raama Seba und Dedan zu Söhnen, und unter diesen Söhnen sind hier immer Stämme zu verstehen.

Ueber Saba kann kein Zweifel obwalten. Es ist der Name, welchen die Schriftsteller des klassischen Alterthums einstimmig den Bewohnern Yemens geben. Wir sehen aus ihren eignen Denkmälern, daß letztere, die Sabäer der Griechen und Römer, ihr Land selbst Saba nannten und bisweilen diesen Namen auch ihrer Hauptstadt gaben, die sonst gewöhnlich Mariab (in neuerer Zeit Mareb) hieß.

Ebenso sicher ist unter Sabatha Hadhramaut zu verstehen, dessen Hauptstadt, wie wir aus dem griechischen Periplus des Erythräischen Meeres, aus Plinius und aus den in Yemen gefundenen Inschriften erfahren, bis auf die christliche Zeit den Namen Sabota führte.

Havila ist, wie von allen Erklärern anerkannt wird, der nördliche an das Asyr stoßende Theil Yemens, wohin Plinius und Strabo die Chaviläer verlegen, wo die arabischen Geographen einen Bezirk Chaulan verzeichnen und wo endlich noch heute ein Stamm Cholan existirt.

Wir suchen Sabathaka auf der Küste von Afrika, und zwar

da, wohin die hieroglyphischen Denkmäler Aegyptens ein Volk Namens Sahaba verlegen, und wir glauben mit den meisten Kritikern, welche die mosaische Völkertafel zum Gegenstand ihrer Forschung gemacht haben, daß jener Name die ersten sabäischen Stämme Arabiens bedeutet, welche nach Abyssinien hinübergingen. Raama dagegen gehört bestimmt dem südlichen Arabien an, und seine Stelle dort ist sicher. Der Name hat sich bis in die klassische Zeit erhalten und zwar in dem Rhegma des Ptolemäos, einer an der Meerenge, die in den Persischen Golf führt, gelegnen Stadt. Das Land Raamas ist also ohne Zweifel das heutige Oman.

Die beiden Söhne Raamas, welche die Völkertafel anführt, sind zwei später von diesem Lande ausgegangne Völkerschaften, die sich in der Nähe seiner Grenzen ausbreiteten. Man hat also Dedan und Seba in der Nachbarschaft von Oman zu suchen. Der Name Seba findet sich noch heute im Stamme der Benu Es Sab, welcher einen Theil Omans bewohnt, und in dem Namen der Stadt Batrasabbe, die Plinius in derselben Gegend verzeichnet. Die Lage dieser Stadt ist nicht genau bekannt, aber wir sind geneigt, Seba in den Süden Omans und in das Land Mahra zu verlegen, welches sonst zwischen Sabatha und Raama eine Lücke in der Kette der die ganze Küste Südarabiens innehabenden kuschitischen Bevölkerungen bilden würde.

Was Dedan betrifft, so hat sich der Name in dem der kleinen Insel Daden, die zu Bahreïn gehört, erhalten. Dedan drückt also die kuschitischen Stämme aus, welche sich in dem Gebiete El Ahsa oder Bahreïn niederließen. Aber sie konnten sich erst nach der Wanderung der kanaanitischen Stämme, der ersten Einwohner dieser Gegend, hier ansiedeln. Vor dieser Auswanderung müssen die Stämme Dedans südlich von den Kanaanitern gewohnt haben, an der Grenze Omans, oder vielleicht hinter ihnen, im östlichen Theile des Nedjd im engern Sinne.

Alle diese kuschitischen Völkerschaften des Südens der arabischen Halbinsel sprachen Mundarten derselben Sprache, derjenigen nämlich, welche man gewöhnlich die himyaritische nennt, die man

aber richtiger als die sabäische bezeichnen sollte. Sie gehört zu der semitischen Familie und in dieser zu der besondern Gruppe, welche Lenormant im Einklang mit Renan die kuschitische nennen will. Dieselbe ist nahe verwandt mit dem Assyrischen und andrerseits mit dem Ghes, d. h. mit dem Idiom, welches die nach Abyssinien ausgewanderten Sabäer mit dorthin brachten. Das Arabische hat seit dem Entstehen des Islam diese Sprache in Yemen, Hadhramaut und Oman verdrängt, aber es scheint, als ob eine Mundart derselben noch heute im Lande Mahra gesprochen würde.

In dem Abschnitt über die Phönicier ist gesagt worden, daß die Urheimath der Kanaaniter Südarabien war, und daß dieselben mehr als zwanzig Jahrhunderte vor der christlichen Aera von dort auszogen, um sich nach Syrien zu begeben. Auf dem Wege dahin ließen sie eine Colonie ihrer Race in den Chorräern der Bibel, den Themuditen der arabischen Sagen, zurück, jenes seltsame Volk von Höhlenbewohnern, welches das Gebiet von Madain Saleh, auch Diar Themud (Land der Themud) oder Hidjr innehatte und dort zahlreiche Spuren seines Durchzugs zurückließ.

Nachdem sie hier zwei oder drei Jahrhunderte gewohnt und als Waarenvermittler Dank ihrer Lage zwischen Syrien und dem Nedjd oder Hedjas zu einem hohen Grade von Wohlstand gelangt, wurden die Chorräer von Chodorlaomor, dem elamitischen Eroberer, angegriffen und großentheils vernichtet. Die Araber bewahren darüber eine Sage, die hier als Beispiel, wie geschichtliche Thatsachen in der mündlichen Ueberlieferung sich umgestalten, mitgetheilt werden soll.

„Die Themuditen gruben sich Wohnungen in die Seiten der Berge. Stolz und gottlos, wagten sie, sich auf ihre Höhlen verlassend, der Macht Gottes zu trotzen. In den Zeiten eines ihrer Könige, Namens Djonda, ermahnte sie ein Prophet Salih, der zu einer ihrer Familien gehörte, vom Götzendienst abzulassen. Sie verlangten von ihm ein Zeichen seiner Sendung. Salih ließ aus dem Innern eines Felsens eine Kameelstute mit ihren Jungen hervorgehen. Aber trotz dieses Wunders blieben die Themuditen un-

gläubig. Salih hatte ihnen empfohlen, der wunderbaren Kameelstute mit Achtung zu begegnen, aber ein gewisser Kodar El Achmar (Chodorlaomar) tödtete sie mit einem Pfeilschuß. Seine ruchlose That wurde das Zeichen zum Losbruch des Zornes des Himmels.

Salih verkündete den Themuditen, daß sie in drei Tagen vernichtet sein würden, und in der That, am Morgen des vierten Tages fuhr der Blitz auf sie herab und vertilgte sie."

Nach ihrem Unglück zogen die Reste der Chorräer sich auf das Gebirge Seir im Norden des Elanitischen Golfs zurück. Hier wohnten sie noch in den Zeiten Isaaks und Jakobs. Aber bald verschwanden sie, indem sie sich ohne Zweifel mit benachbarten Völkerschaften verschmolzen; denn die Edomiter besaßen nach ihnen das Gebirge Seir. Das von ihnen verlassene Gebiet von Themud wurde die Wohnstätte eines joktanischen Stammes, welchen die Bibel mit dem Namen der Hagaräer oder der Leute von Hidjr bezeichnet. Dieß sind die zweiten Themuditen der arabischen Ueberlieferung, die Thamudeni, welche den Heeren des römischen Kaiserreichs Reitergeschwader lieferten.

Wir kommen nun zu den aramäischen Stämmen. Nicht alle derselben hatten sich als Ackerbauer in Syrien und im Lande Naharain zwischen Euphrat und Tigris niedergelassen. Ein Theil war vielmehr dem alten allen Semiten theuren Nomadenleben treu geblieben und zog, wie die Leute von Palmyra und dessen Umgebung, unstät in der syrischen Wüste umher, und mit diesen vermischten sich die tharechitischen Stämme, die von Nachor, dem Bruder Abrahams, stammten. Aramäische Völkerschaften drangen selbst in Arabien ein, und mehrere derselben blieben dort sehr lange Zeit erhalten. Drei Söhne Arams gehören in der Völkertafel der Genesis der arabischen Halbinsel an: Hus, Gather und Mas.

Hus bezeichnet ein Gebiet im Nordosten des Gebirgs Seir, neben dem von den Edomitern bewohnten Lande. Hier läßt die Bibel den frommen Hiob leben. Dieses Gebiet war früher von einem Stamm der Chorräer bewohnt, und die Bibel führt deshalb einen Hus in der Nachkommenschaft Seirs, des Chorräers, auf.

Die Nachkommen Arams folgten den hamitischen Ureinwohnern. Dann schlossen sich in diesem Gebiet von Nachor stammende Familien an; denn wir sehen den Namen Hus noch einmal unter den Kindern des Bruders Abrahams erscheinen.

Gather entspricht keiner bekannten Oertlichkeit. Aber eine sehr alte und oft wiederkehrende Ueberlieferung der Araber führt die Stämme von Tasm und Djadis als seine Nachkommen auf. Der erstere bewohnte das Gebiet von Djauf im Nordwesten des Nedjd, wo er sich bis ins dritte Jahrhundert der christlichen Aera erhielt. Seine Geschichte ist in solche Dunkelheit gehüllt, daß die Araber von „Geschichten aus Tasm" sprechen, wenn sie einen fabelhaften und unglaubwürdigen Bericht erwähnen. Der zweite Stamm, der von Djadis, welche von Ptolemäos unter dem Namen der Jodisiten erwähnt wird, hatte seine Wohnplätze in Yemama.

Was Mas betrifft, so kann man zwar das hiermit bezeichnete Land nicht genau bestimmen, obwohl vieles darauf hinweist, daß dasselbe zwischen Bahreïn und dem Schat El Arab zu suchen ist. Aber jedenfalls ist dieser Name Mas oder Massa der eines arabischen Gebiets. Er zeigt sich uns auf's Neue in der Liste der Söhne Ismaels, ohne Zweifel, weil ein ismaelitischer Stamm später in dieser Gegend die Oberhand über die Aramäer gewann. Endlich sagt die Bibel, indem sie von der Nachkommenschaft Joktans spricht, daß dieselbe „dann das Gebiet von Masa bis zum östlichen Gebirge von Sephar (im Lande Mahra) innegehabt habe."

Neben den in einigen Theilen Arabiens zerstreut lebenden Stämmen von rein aramäischer Race müssen wir, um das Bild der Ureinwohner der Halbinsel vor der Niederlassung der Joktaniden zu vervollständigen, das große Volk der Amalika nennen, welches im Norden Arabiens ziemlich nahe bei den Aramäern wohnte. Die ältesten arabischen Ueberlieferungen sagen in der That, daß die Amalika von Aram und Lud stammten. Es handelt sich dabei offenbar nicht um den Lud, welcher in der Völkertafel die semitischen Lyder bezeichnet, sondern um den hamitischen Lud, den Sohn Mizrajims, welcher mit den Aegyptern zusammenfällt, die

ihn in ihrer Sprache Rut nennen. Die Ueberlieferung stellt uns also die Amalika als ein Mischvolk dar, zusammengeflossen aus semitischen Aramäern und hamitischen Aegyptern, und dieß ist vor der Kritik annehmbar; denn sie bewohnten den an Aegypten stoßenden Theil Arabiens und unter andern Gegenden die Sinaihalbinsel, wo sich die Anu, ein Volk desselben Blutes wie die Aegypter, ausgebreitet hatten.

Die Amalika sind die Amalekiter der Bibel und die Schasu der ägyptischen Denkmäler. Sie hatten ursprünglich ein sehr ausgedehntes Gebiet inne, welches fast das ganze steinige Arabien und das Hedjas von der ägyptischen Grenze bis nach Mekka in sich begriff. Wir kennen die Namen derjenigen ihrer Stämme, die sich in der Nachbarschaft von Yathrib niedergelassen hatten und den Collectivnamen Djaßim führten, es waren die Stämme Laff, Abil, Sad, Matar, Aßrak, Ghifar und Bodayl.

Etwas später sehen wir die Amalika sich in drei Zweige theilen: die eigentlichen Amalika von reiner Race, diejenigen, welche die Bibel am häufigsten mit der Bezeichnung Amalekiter meint, und welche in der Wüste zwischen Aegypten, Palästina und dem Grundstock des Sinai hausten; die Arkam, welche anfänglich in Tayma und im östlichen Theil des steinigen Arabiens wohnten, endlich die Katura, die Anfangs sich bis nach Mekkah ausbreiteten.

Diese letzteren entsprechen, wie Caussin de Perceval nachgewiesen hat, den Stämmen, welche die Bibel als Nachkommen Abrahams und der Kethura anführt. Aber man darf hier die Bibel nicht wörtlich nehmen; denn in der zweiten Generation nach Abraham zeigt uns die Genesis die Midjaniter, welche mit dieser Nachkommenschaft des Patriarchen in Zusammenhang gebracht werden, bereits als großes Volk. Indem die arabische Ueberlieferung die Katura an die ältere Race der Amalika knüpft, liefert sie uns eine werthvolle Handhabe zur Deutung des biblischen Textes. Die Familien, die von Abraham und der Kethura stammten — ein Mischvolk von Semiten und Hamiten; denn Kethura wird eine Aegypterin genannt — bevölkerten kein menschenleeres Land. Sie

ließen sich in Gebieten nieder, welche von einem Zweige der Amalika bewohnt waren, unterwarfen denselben und gaben ihm ihren Namen. Indem die Bibel die Söhne Abrahams und der Kethura aufzählt, macht sie uns mit den verschiedenen Stämmen der Katura bekannt. Die Namen, die sie uns liefert, sind Zamran, Jekschan, Madan, Midjan, Jeschbok und Schuah. Was Jeschkan betrifft, so theilt er sich wieder in die beiden Zweige Scheba und Dedan, die wir nicht mit den gleichnamigen Völkerschaften von Bahreïn verwechseln dürfen. Von allen diesen Stämmen war Midjan der wichtigste, welcher sich in die fünf Zweige Ayfa, Aafer, Henach, Abidaa und Eldaa theilte. Bald drückte dieser Stamm auf die andern und dehnte seinen Namen über die ganze Nation aus. Man kannte die Katura später nur noch als Midjaniter, eine Bezeichnung, welcher sich die Bibel immer bedient, wenn sie von ihnen berichtet.

Eine dritte Epoche in der Urgeschichte der aus den Amalika hervorgegangnen Völkerschaften beginnt, als die Djorhom, Nachkommen Joktans, welche sich seit einiger Zeit nahe bei ihnen im Hedjas niedergelassen hatten, sie, unterstützt von den ersten ismaelitischen Stämmen, angriffen und aus dem Lande trieben. Die Arkam und die Katura oder Midjaniter finden sich dann im steinigen Arabien zusammengedrängt, mit Ausnahme des Stammes Asur, der aus dem von Dedan entsprungen war und, abgeschnitten von dem Reste der Race, sich nach Süden, in eine Gegend zurückgezogen hatte, der er den Namen Asyr gab.

Von diesem Augenblick an wohnten die Midjaniter in dem Lande, wo die biblischen Berichte sie uns in ihren Kämpfen mit den Israeliten zeigen, d. h. auf der Ostseite des Elanitischen Golfs und im Innern von da bis zur Ostgrenze des Königreichs Moab und dem Lande der Ammoniter. Die Arkam saßen natürlich zwischen ihnen und den eigentlichen Amalekitern, im Gebirge Seir und im Thale von Petra. Die arabische Ueberlieferung sagt, daß sie ihren Namen von der Bezeichnung Arkam trugen, welche alle ihre Könige führten, und in der That nennt die Bibel den alten Fürsten, welcher der Gründer der Stadt Sela, des späteren Petra war, Arekam.

Aber das Land, wohin wir den mit dem Namen Arkam bezeichneten Zweig der Amalika versetzen mußten, ist genau dasjenige, welches wir später von den Edomitern besetzt sehen, und wohin die Bibel Esau, den Sohn Isaaks, mit dem Beinamen Edom nach der Rückkehr seines Bruders Jakob mit seiner Familie und seinen zahlreichen Knechten abziehen läßt. Also auch hier, wie bei den Katura, nur ein wenig später, geschah es, daß ein Mischvolk aus Familien von der Race Abrahams und fremden Stämmen sich die alte Bevölkerung vom Blute Amaleks unterwarf, ohne sie auszurotten. Diese alte Bevölkerung trug übrigens schon vorher den Namen Edom zugleich mit dem Namen Arkam, und Esau wird Edom genannt, weil er sich inmitten derselben niederließ. Denn ägyptische Papyrusrollen aus der Zeit der zwölften Dynastie sprechen fünf Jahrhunderte vor dem Sohne Isaaks von dem Lande Edom.

Nach der Niederlassung Esaus und seiner Familie waren die Hauptstämme der Edomiter nach der Bibel Theman, Ophar, Sepho, Kenez, Kore, Gatham, Nahath, Zara, Samma und Meza. Jeder wurde von einem Häuptling regiert, dessen Titel Alluph war, und welcher zur Nachkommenschaft Esaus gehörte.

Nach der Herkunft der Amalika muß man schließen, daß sie in allen ihren drei Zweigen eine aramäische Mundart sprachen, und diese Hypothese scheint dadurch bestätigt zu werden, daß nicht nur die epigraphischen Denkmäler der Nachkommen der Völkerschaften Midjan und Edom in den der christlichen Aera benachbarten Jahrhunderten zur Sprache von Aram gehören, sondern auch alle sich auf diese Bevölkerung beziehenden Eigennamen von Menschen und Orten, die wir auf den Keilinschriften der assyrischen Könige vom neunten Jahrhundert v. Chr. finden, rein aramäische Formen haben.

Wir haben schon gesagt, daß die von Joktan, dem Sohne Hebers, abstammenden Völkerschaften die zweite Schicht der Bevölkerung Arabiens, die Mutecariba der nationalen Ueberlieferungen, ausmachten. Sie sind die ersten eigentlichen Araber.

Das zehnte Kapitel der Genesis giebt Joktan, dessen Name

in der arabischen Tradition Kahtan lautet, dreizehn Söhne, die eben so viele Abtheilungen des Landes bezeichnen: Elmodad, Schaleph, Hazarmaveth, Jerach, Hadoram, Uzal, Dikla, Obal, Abimael, Seba, Ophir, Havila und Jobab.

Unter diesen Namen unterscheidet man sogleich zwei, welche schon auf dem arabischen Stammbaum Kuschs vorkamen, Seba und Havila. Sie bezeichnen auch hier dieselben Gebiete, deren Lage wir oben bestimmt haben. Auch Hazarmaveth ist nur das oben genannte Sabatha; denn es ist nur die hebräische Aussprache des Namens Hadhramaut.

Schaleph entspricht offenbar den Salapeni oder Alapeni der klassischen Geographen und dem heutigen Gebiet Halaban an der Westgrenze von Hadhramaut. Hadoram fällt wohl mit dem Stamme Hadhura vom Volke Kahtans zusammen, welchen Ibn Chaldun in alten Zeiten das Gebiet Raß im Lande Yemen bewohnt haben läßt. Dieser Stamm wurde frühzeitig vernichtet, und die arabische Ueberlieferung läßt bei dieser Katastrophe einen ihrer unzähligen Propheten auftreten. „Dieselbe war", heißt es da, „die Strafe für die Verblendung und die Grausamkeit der Hadhura, welche den Propheten Schoaib, den Sohn Dhu Mahdams, umbrachten, der von Gott erweckt worden, um sie dem Götzendienst zu entreißen und ihnen den wahren Glauben zu verkünden."

Uzal ist die Gegend Yemens, wo die Stadt Sanaa liegt, eine Gegend, welche noch heute Auzal heißt.

In Betreff Diklas müssen wir wieder zu Vermuthungen unsre Zuflucht nehmen, da kein Gebiet Arabiens einen ähnlichen Namen zeigt. Aber dieser Name bedeutet „Palme", und man darf sich dabei vielleicht des Cultus erinnern, den die Bewohner von Nedjran dem Dattelbaum erwiesen, in welchem sie die erhabenste Verkörperung der Gottheit erblickten, und Dikla wäre dann ein Bezirk des Landes Nedjran.

Obal, welches man auch Ghobal lesen kann, möchte an die Gebaniten des Plinius erinnern, welche im Westen des Districts

Auzal am Meeresufer wohnten, und deren Hauptstadt Tamna so groß war, daß sie fünfundsechzig Tempel zählte.

Abimael, der „Vater Maels“, bezeichnet einen der Bezirke des Landes Mahra, der Hauptgegend des Weihrauchs. Der griechische Naturforscher Theophrast sagt in der That, daß in seiner Zeit der beste Weihrauch aus dem District Mali kam, den man wohl mit Mael identificiren darf.

Bei Ophir kann nicht von dem indischen Ophir, dem Lande Abhira am Ausfluß des Indus, die Rede sein. Aber die wahrscheinlichste Vermuthung in Betreff des arabischen Ophir ist, daß man diesen Namen herkömmlich auf die Gegend angewendet hat, welche als gewöhnlicher Ausschiffungspunkt für die Erzeugnisse des indischen Ophir diente, d. h. auf die Umgebung des bekannten Hafens Aden, wo, wie wir später sehen werden, die Fahrzeuge Indiens die Gewohnheit hatten, ihre Waaren zu landen, welche dort von andern Schiffen eingenommen wurden, um über das Rothe Meer verschifft zu werden. Und in der That finden wir, daß bei den klassischen Geographen die Provinz Yemen, die sich an der Meerenge von Bab El Mandeb, von Muza, dem heutigen Manschid, bis nach Aden erstreckt, das Land Maphar genannt wird, eine Benennung, welche nichts anderes als Ophir mit einem vorgesetzten M ist, wie dieß bei den Namen semitischer Ortschaften sehr häufig vorkommt.

Was Jobab betrifft, so halten wir dieß für eine Namensveränderung und schlagen vor, dafür Jobar zu lesen. Wirklich nennt Ptolemäos die Jobariten im südlichen Arabien, und die arabischen Ueberlieferungen verzeichnen hier ein Volk Wabar, das von Kahtan stammt und im Osten von Aden bis an die Grenze von Hadhramaut wohnt. Wir kommen auf dasselbe bei Gelegenheit seiner Vernichtung durch Nabukodroßor zurück.

Alle die Namen, die wir hier zu prüfen und zu erklären hatten, gehören nach Yemen, nach Hadhramaut und in das Land Mahra, d. h. zu den südlichen Gegenden der Halbinsel, wo wir früher die kuschitischen Völker sich niederlassen sahen. Die joktanischen

Araber bildeten also gleichsam eine zweite Bevölkerungsschicht über dem Urvolk der sabäischen Kuschiten. Später werden wir die Epoche ihres Eindringens in das Land zu bestimmen versuchen und zeigen, wie sie eine Zeitlang neben den Aditen von der Race Kuschs und diesen unterworfen lebten, bis sie endlich allmählich deren Herren wurden.

Aber die joktanischen Völkerschaften hatten sich nicht ausschließlich in Südarabien concentrirt. Ihre Urheimath befand sich in einer Gegend, aus welcher auch die Abrahamiden hervorgingen, und deren Lage genau bestimmt wird durch die bezeichnenden Namen von zwei directen Ahnherrn Joktans, Arphachsad oder Arphachasd, der „Nachbar des Chaldäers", und „Heber", welcher „der Jenseitige", über den Euphrat Hergekommene, bedeutet. Von hier waren sie in das heutige Irak Araby auf dem rechten Ufer jenes Flusses ausgewandert. Um sich von dort nach Yemen zu begeben, mußten die joktanischen Stämme die ganze arabische Halbinsel nach ihrer größten Länge durchschneiden, und es würde gegen alle Wahrscheinlichkeit sein, wollte man annehmen, daß diese Stämme dabei nicht Colonien zurückgelassen hätten.

Wirklich sagt das zehnte Kapitel der Genesis, daß die Nachkommen Joktans „das ganze Land einnahmen, welches sich von Mesa bis zum östlichen Gebirge von Sephar erstreckt." Mesa aber, wo, wie wir sahen, anfänglich aramäische Stämme sich niedergelassen, ist das Mesalik unsrer Tage, d. h. der Theil der Wüste, wo jetzt der große Stamm der Benu Lam haust, und welcher sich unmittelbar hinter dem fruchtbaren Bezirk von Irak Araby hinzieht. Sephar ist das Saphar der griechischen und lateinischen Geographen, das heutige Zhafar im Lande Mahra, welches in der That ein hohes Gebirge, berühmt in den Ueberlieferungen der arabischen Race, der Dschebel Schedjir überragt. So bezeichnen denn die Angaben der Genesis als Wohnsitz der Joktaniden einen breiten Gürtel, welcher ganz Arabien durchschneidet und von Mesalik beginnend den Dschebel Schommer, das Hedjas, Yemen, Hadhramaut und das Land Mahra umfaßt.

Hinter dem Gebiet von Mekka, auf dem jenseitigen Abhange des Gebirgs finden wir noch zur Stunde einen Bezirk Kahtan, mit dem man den Namen des Sohnes Hebers in Verbindung bringen kann. Was das eigentliche Hedjas angeht, so zeigen uns hier alle Ueberlieferungen der Araber eine große Nation von joktanischer Race, die Gründerin eines mächtigen Reiches, auf welches wir später zurückkommen werden, die Djorhom, welche die Amalika aus dem Lande vertrieben hatten, und in deren Mitte sich die ersten Ismaeliten entwickelten. Diese Djorhom aber glauben wir in El Modad, dem ältesten der Söhne wiederzuerkennen, welche die Genesis dem Joktan zuschreibt; denn Modhadh ist der Name, welchen ihre Geschichte am häufigsten ihren Fürsten giebt.

Den Stamm, welcher mit dem Namen Jerach gemeint ist, glauben wir in das Nedjd verweisen zu müssen; denn wir werden später sehen, daß die assyrischen Inschriften des siebenten Jahrhunderts die Hauptstadt des Bezirks, der heutzutage Dschebel Schommer heißt, Jarek nennen.

Die Sprache der Joktaniden war das eigentliche oder reine Arabisch, das El Arabiyat el mahdha, wie es bei den einheimischen Geschichtschreibern heißt, die Mundart, in welcher der Kuran geschrieben ist. Das Zeugniß der arabischen Ueberlieferungen lautet über diesen Punkt ganz bestimmt, alle besagen, daß Ismael und die von ihm stammenden Völkerschaften diese Mundart annahmen, als sie unter den Söhnen Joktans lebten. Die letzteren hatten es mit nach Yemen gebracht, und von einer gewissen Zeit an wurde es in einer Anzahl von Bezirken neben dem Sabäischen oder Himjarischen gesprochen.

Die Ismaeliten bilden die Mustariba oder die „zu Arabern Gewordnen“ der eingebornen Geschichtschreiber. Die Thatsache, daß ein Theil der arabischen Völkerschaften von Ismael, dem Sohne Abrahams und der Aegypterin Hagar abzustammen behauptete, ist eine der am besten bezeugten in der Geschichte der Halbinsel. Sie bildet die Grundlage einer beträchtlichen Anzahl von Sagen, die im Kuran erzählt werden.

Die Genesis lehrt uns in der Gestalt einer Geschlechtstafel die hierher gerechneten Stämme kennen, wie sie dasselbe mit den kuschitischen und joktanischen thut. Sie giebt wie dem Patriarchen Jakob auch Ismael zwölf Söhne: Nabit, Kaidar, Adibal, Mibsam, Misma, Duma, Mesa, Chadar, Thaima, Jatur, Nafis und Kedma.

Nabit ist, wie wir später sehen werden, der Ahnherr der Ismaeliten, welche an den Orten blieben, wo ihr Urahn wohnte, d. h. in Tihama bei Mekka. Es ist der Stamm, welchem das glänzendste Loos beschieden war.

Die Araber vom Stamme Kaidar werden häufig in der Bibel erwähnt, vorzüglich, wo vom Handel Phöniziens die Rede ist. Sie sind die Führer der Karavanen in der Wüste von Dahna, die Vermittler des Transports der Waaren Hadhramauts, des Landes Mahra und Omans nach Syrien. Sie wohnten im Süden Jemamas am Rande der Wüste und scheinen sich allmählich bis zum Persischen Golf ausgedehnt zu haben, da sich dort zwischen den Ländern Oman und Bahreïn ein Küstenstrich Katar findet.

Alle Stämme, die ihren Ursprung auf Ismael zurückführten, sicher unterzubringen, ist nicht möglich. Indeß kann man wenigstens einige derselben mit gegenwärtigen Bezirken Arabiens vergleichen. So ist Misma wahrscheinlich Midjmaa im nördlichen Nedjd, und Duma könnte das Daumat el Djandal der heutigen Araber sein, welches unter dem 30. Breitengrade nördlich von dem Gebiete Djauf liegt. Mesa ist uns schon bekannt, es ist das Mesalik, wo die Ismaeliten sich als neueste Bevölkerungsschicht über die Aramäer und Joktaniden lagerten. Thaima ist eine bekannte Stadt des Hedjas nicht weit vom Dschebel Schommer, und wir möchten unter Jatur die Bewohner des Bergs Athala im Nedjd verstehen. Kedma endlich wohnte, nach seinem Namen zu schließen, östlich von allen andern Stämmen desselben Blutes, d. h. an der östlichen Grenze des Nedjd, im Gebirge Toweïk.

Hiernach hätten die Söhne Ismaels anfänglich ein Gebiet bewohnt, welches die ganze arabische Halbinsel in der Mitte vom Rothen Meer bis zum Persischen Golf, von Mekka bis Katar

durchschnitt und das Tihama, einen kleinen Theil des eigentlichen Hedjas und das oberste Plateau des Nedjd umfaßte, und sich von hier aus in Zweigen weiter verbreitete, auf der einen Seite in das Mesalik, auf der andern zwischen Bahreïn und Oman. Später vergrößerte sich ihr Gebiet außerordentlich, und die Nachkommenschaft Nabits breitete sich fast über alle Theile Arabiens aus, während die Mehrzahl der alten Stämme verschwand.

Dieß sind die Elemente, welche die Bevölkerung der arabischen Halbinsel bildeten und schließlich zu der heutigen arabischen Race verschmolzen. Der Leser wird den Bericht über sie etwas langweilig gefunden haben. Aber unglücklicherweise ist dieß für den größten Theil Arabiens alles, was wir von seiner Urgeschichte wissen. Die Annalen Asyrs, Hadhramauts, der Länder Mahra, Oman, Bahreïn, Yemama und Nedjd sind uns völlig unbekannt. Wir wissen nur wenig Sicheres über Yemen, Hedjas und das Tihama, sowie endlich über das steinige Arabien, und so können wir nur über die Geschichte dieser Länder im Folgenden einige Mittheilungen geben.

Zweites Kapitel.

Yemen. — Die ersten Aditen. — Die zweiten Aditen. — Salomo und der indische Handel Yemens. — Das Entstehen der Oberherrschaft der Joktaniden. — Auswanderung der Aditen nach Abyssinien. — Die ersten joktanischen Könige Yemens. — Einrichtungen und Sitten des Sabäerreichs. — Religion.

Die Kuschiten, welche die Ureinwohner Südarabiens bildeten, sind in den einheimischen Erinnerungen unter dem Namen der Aditen bekannt, nach ihrem Ahnherrn Ad, den man einen Enkel Hams nannte. Was die arabischen Geschichtschreiber von ihnen berichten, besteht nur in phantastischen Sagen, in denen man aber doch gelegentlich historische Züge erkennt. Wie immer in Ueber-

lieferungen von sagenhaftem Charakter sind die großen geschichtlichen Epochen hier durch Monarchen personificirt, auf die alles bezogen wird, und denen man ein Leben von Jahrhunderten giebt. Wir geben zuerst diese Sagen in Analysen und versuchen dann den geschichtlichen Kern aus denselben zu gewinnen.

Ad, sagt man, kam vom Nordosten, d. h. von der Gegend des Euphrat, und ließ sich am Südende der Wüste von Dahna nieder, in einem Gebiete, welches Ahcaf Er Raml, „die Sandberge", heißt und an Yemen, Hadhramaut und Oman grenzt. Von da breitete sich seine Nachkommenschaft über ganz Südarabien aus.

Ad heirathete tausend Frauen, hatte viertausend Söhne und lebte zwölfhundert Jahre. Seine Sprößlinge vermehrten sich beträchtlich. Nach seinem Tode herrschten seine Söhne Schedid, dann Scheddad über die Aditen. Zur Zeit des letzteren zerfiel das Volk Ads in tausend Stämme, von denen jeder aus mehrern tausend Menschen bestand. Man schreibt Sheddad große Eroberungen zu, er unterwarf, wie es heißt, ganz Arabien und Irak. Die Wanderung der Kanaaniter, ihre Niederlassung in Syrien und der Einbruch der Hirten in Aegypten werden von mehrern arabischen Schriftstellern als Feldzüge Scheddads dargestellt.

Es wird ferner berichtet, daß dieser Fürst ein Schloß mit prächtigen Säulen und einem herrlichen Garten bauen ließ, denen man den Namen Iram giebt. Er hatte damit ein Paradies gleich dem himmlischen schaffen wollen, dessen Wonnen er hatte preisen hören. Gott bestrafte seinen Stolz, indem er ihm auf wunderbare Weise das Leben nahm und das Iram verschwinden ließ. Diese Tradition klingt an die Sage vom Babelthurm an und ist vielleicht nur eine andere Form derselben. Sie scheint sich überdieß an die Oertlichkeit des Bezirks zu knüpfen, der gegenwärtig Jerim heißt. Doch bemerkt der Reisende Niebuhr, daß die Fruchtbarkeit dieses Gebiets heutzutage diejenige des übrigen Yemen nicht übertrifft.

Die Phantasie pflegt, vorzüglich bei Völkern ohne Cultur, die entlegnen Gegenstände zu vergrößern. So beschreibt uns die Sage die Aditen als Riesen an Wuchs und Kraft, die mit Leichtig=

keit gewaltige Felsblöcke bewegten. Es wird erzählt, daß sie viele Denkmale ihrer Macht errichtet, woher die Araber große Trümmerstätten „Bauten der Leute von Ad“ nennen. Der Kuran spricht (Sure 26, Vers 127) von „Gebäuden, die sie an hohen Punkten zu eitlen Zwecken“ errichtet, Ausdrücke, welche zu beweisen scheinen, daß man ihren Götzendienst als gemischt mit Sabäismus, d. h. mit Sterndienst, betrachtete.

Schälen wir die Fabelhülle dieses Berichts ab, so bleibt uns die Erinnerung an ein uraltes mächtiges Reich der Kuschiten, welches nicht blos Yemen im engern Sinne, sondern das ganze glückliche Arabien umfaßt zu haben scheint, und dessen Volk in der Gesittung soweit fortgeschritten war, daß es große Denkmale errichtete, dessen materielle Fortschritte aber, wie wir sogleich sehen werden, von tiefer sittlicher Verderbniß begleitet waren.

Das erste Reich der Aditen wurde ungefähr achtzehnhundert Jahre vor unsrer Zeitrechnung durch ein Unglück zerstört, welches dieses Volk betraf. Das Datum dieses Ereignisses ist auf sehr geistreiche Weise durch Caussin de Perceval festzustellen versucht worden. Die Umstände des Unglücks selbst sind im Laufe der Zeit vollkommen mythisch geworden.

„Nachdem der Hochmuth und die Gottlosigkeit der Aditen“, so berichtet die Sage, „den höchsten Grad erreicht hatten, erweckte Gott unter ihnen einen Propheten Namens Hud, welcher unter der Regierung eines gewissen Chuldjan auftrat. Fünfzig Jahre lang ermahnte Hud seine Brüder zur Anbetung des einzig wahren Gottes. Dann suchte das Land eine schreckliche Dürre heim. Die Aditen schickten drei von ihnen nach dem Thale von Mekka, welches schon damals ein heiliger Ort war, um Opfer darzubringen und Regen vom Himmel zu erflehen. In diesem Thale wohnten Amalika, die mit den Aditen blutsverwandt waren. Sie empfingen diese Gesandten, von denen einer die Opferthiere auf einen hohen Berg führte und dort schlachtete, als Verwandte. Sofort erschienen über dem Haupte des Opfernden drei Wolken, und eine himmlische Stimme rief: „Wähle für dein Volk diejenige, welche du willst.“

Er wählte die dickste und schwärzeste, da er sie für schwanger mit Regen hielt. Die Wolke schwebte im selben Augenblicke fort nach dem Lande der Aditen, aber aus ihrem Busen fuhr ein furchtbarer Orkan, der sie alle vertilgte, mit Ausnahme der Wenigen, die dem Gebote Huds gehorsam den Götzendienst von sich gethan hatten. Von den drei Gesandten wurde der, welcher das Opfer dargebracht, ebenfalls zu Tode getroffen, die beiden andern aber blieben verschont, weil sie dem Worte des Propheten geglaubt hatten."

Das System der dreihundert vor Muhammed erschienenen Propheten, welches der Kuran in die Vorstellung der Araber verpflanzt, und das er für sie zum Glaubensartikel gemacht hat, hat die Wirkung gehabt, alle Erinnerungen von Unglücksfällen alter Völker, die ihnen bekannt geworden, in wunderbare Strafgerichte für Unglauben an die Worte eines Propheten zu verwandeln. Wir haben das oben bei der Geschichte der Themuditen gesehen, und wir stehen hier offenbar vor einem zweiten Beispiel, welches eine große politische Umwälzung verdeckt.

Aller Wahrscheinlichkeit nach bedeutet der Sturm, der von Hedjas ausgeht und das Volk und Reich der älteren Aditen vernichtet, den Einbruch der joktanischen Stämme, welche diesen Weg einschlagen mußten, um in Yemen einzudringen, und die sich gerade in der Zeit dort zeigten, in die man die Katastrophe bei den Aditen versetzt.

Die Joktaniden drangen in der That etwa achtzehn Jahrhunderte vor unsrer Zeitrechnung in Südarabien ein. Als die Genesis geschrieben wurde, waren sie, wie oben gezeigt, schon in allen Theilen Yemens, Hadhramauts und des Landes Mahra verbreitet, wo sie sich inmitten der kuschitischen Ureinwohner niedergelassen hatten. Ihre Niederlassung konnten sie nicht ohne Kampf bewerkstelligt haben. Es ist kaum zu glauben, daß die Sabäer vom Blute Kuschs eine Fluth von Eindringlingen friedfertig in ihr Land gelassen hätten, um mit ihnen die fruchtbaren Aecker zu theilen, deren alleinige Besitzer sie bis dahin gewesen waren. Sie werden

kräftigen Widerstand geleistet haben, und der Einbruch wird gleich andern Eroberungszügen nur durch die Gewalt gelungen sein.

Indeß, nachdem die ersten Stürme vorüber waren, gewann das kuschitische Element, welches noch immer das zahlreichste in der Bevölkerung und den kaum aus dem Nomadenleben aufgetauchten Joktaniden an Kenntniß und Gesittung weit überlegen war, sehr bald moralisch und materiell wieder die Oberhand und die politische Herrschaft. Ein neues Reich bildete sich, in welchem die Macht den von der Race Kuschs abstammenden Sabäern gehörte. Eine Reihe von Jahrhunderten lebten die joktanischen Stämme unter den Gesetzen dieses Reichs, indem sie in der Stille wuchsen. In der Mehrzahl nahmen sie die Bräuche, die Sprache, die Einrichtungen, die Gesittung jenes Reichs in dem Maße an, daß es später, als sie die Herrschaft an sich rissen, zu keiner merklichen Aenderung in der Lebensweise, der Sprache und der Religion kam.

Das Zeitalter dieses neuen Reiches heißt bei den arabischen Geschichtschreibern dasjenige der zweiten Aditen. Sie berichten von demselben nicht weniger Fabeln als von dem älteren, aber auch hier sieht man bisweilen die Wahrheit durchleuchten.

Einer der Gesandten, welche in Mekka das für das Volk Ad so verhängnißvolle Opfer gebracht, Lokman, wurde, wie es heißt, König über den kleinen Rest der Aditen, welcher den göttlichen Strafgerichten entgangen war. Er erhielt den Beinamen Dhu Nußur, d. h. der „Mann der Geier“, weil Gott ihm ein Leben so lang wie das Leben von sieben Geiern gewährt hatte. Diese Sage ist berühmt im Morgenlande, dessen Dichter häufig auf Lokman und seine Geier anspielen, deren letzten sie Lobad nennen.

Allmählich bildete sich ein neues Volk von Ad. Der Mittelpunkt seiner Macht war das eigentliche Saba, wo uns das zehnte Kapitel der Genesis keinen einzigen joktanischen Stamm von Anfang an angesiedelt zeigt, während es solche überall ringsum erblicken läßt. Die Hauptstadt war also Mariab. Wildbäche aus dem Gebirge verheerten häufig das Land. Lokman unternahm es, diesen verderblichen Ueberschwemmungen ein Ziel zu setzen. Er leitete

einen Theil der Gewässer ab und schuf ihnen Betten, welche sie nach dem Meere führten. Für das übrige Wasser erbaute er zwischen zwei Bergen einen starken Damm, der seinen Lauf aufhielt, und hinter dem sich dasselbe wie in einem See sammelte. Dann durchstach er den Damm an verschiedenen Stellen, sodaß die zur Bewässerung des Landes genügende Quantität Wasser entweichen konnte, und von diesem Augenblicke an wurde die Gegend eine der fruchtbarsten von Yemen, und die Bewohner derselben erfreuten sich mehrere Jahrhunderte eines großen Wohlstandes. Dieses Werk Lokmans ist bekannt unter dem Namen El Arim oder Sedd Mareb, „Damm von Mareb". Es giebt davon noch heute sehr ansehnliche Trümmer, von denen der französische Reisende Arnaud der Asiatischen Gesellschaft in Paris einen Plan eingeschickt hat.

Lokman beherrschte die Aditen nach den gewöhnlichen Schätzungen der arabischen Schriftsteller während eines Zeitraums von tausend Jahren, was ziemlich genau sein möchte, wenn man darunter die Herrschaft seiner Race verstünde, wie das die Idee Ibn Chalduns ist, welcher sagt: „Lokman und seine Kinder hatten die Königswürde tausend Jahre inne. Sein nächster Nachfolger war sein Sohn Lokaym. Die Macht dieser Familie erhielt sich, bis sie durch Jarob, den Sohn Kahtans, gestürzt wurde. Die durch diesen besiegten Aditen flüchteten sich in die Berge von Hadhramaut, wo sie endlich ganz verschwanden."

Während der ersten Jahrhunderte des Reichs der zweiten oder jüngern Aditen befand sich Yemen eine Zeitlang in den Händen der Aegypter, welche das Land Pun nannten. Erobert unter der Fürstin Hatasu, die für ihren minderjährigen Bruder Thutmes den Dritten regierte, scheint Yemen den Aegyptern während der Wirren zu Ende der achtzehnten Dynastie verloren gegangen zu sein. Rhamses der Zweite eroberte es fast unmittelbar nach seiner Thronbesteigung zurück, und erst die Schattenkönige der zwanzigsten Dynastie ließen sich dieses Kleinod der Pharaonenkrone wieder entschlüpfen. Die Eroberung des Landes Pun unter Hatasu ist auf dem Tempel Deir

El Bahari zu Theben in eleganten Basreliefs dargestellt. Sie scheint ohne Schwertstreich erfolgt zu sein, da kein Treffen abgebildet ist. Dagegen enthalten die Basreliefs viele andere Gegenstände von Interesse. Die mit jener ethnographischen Treue, welche die ägyptische Kunst auszeichnet, dargestellten Einwohner bilden eine braune Race, die mit der ägyptischen verwandt ist. Unter der reichen Beute, mit der die nach Mizrajim zurückkehrenden Schiffe des Pharao beladen sind, befinden sich sehr viele Erzeugnisse und Thiere Indiens, die der Boden Yemens nie getragen hat, Elephantenzähne, Gold, Edelsteine, Sandelholz und Affen. Das Vorkommen dieser Gegenstände genügt allein schon, zu beweisen, daß es schon damals einen Schifffahrtsverkehr zwischen Indien und Südarabien gab, und daß, wenn die Pharaonen den Besitz dieses Landes begehrten, es die dort infolge seiner Rolle als Niederlage des Handels zwischen Indien und Westasien zusammenfließenden Schätze waren, die dazu veranlaßten.

Aber dieselben Basreliefs beweisen, daß zur Zeit der Königin Hatasu die Leute von Pun oder Yemen einen nicht weniger lebhaften Handel mit der Küste des benachbarten äquatorialen Afrika trieben; denn wir finden unter der Beute, welche die Pharaonenschiffe heimbringen, auch zahlreiche Erzeugnisse, die unstreitig afrikanischen Ursprungs sind: Ebenholz, Straußenfedern, Leopardenfelle, lebende Giraffen, Löwen und hundsköpfige Affen, und ein Theil der Goldklumpen und Elephantenzähne, welche das Heer erbeutet hat, kann ebenso gut aus Afrika wie aus Indien stammen. Unter den Eingebornen, durch welche die Aegypter diese Reichthümer auf ihre Flotte schaffen lassen, oder welche sie der Königin in Theben überreichen, befinden sich neben Sabäern eine Menge Neger, die entweder als Sklaven oder als freie Leute im Lande Pun lebten, jedenfalls aber die Lebhaftigkeit des Verkehrs zwischen Yemen und der Ostküste Afrikas bezeugen. Von diesem letzteren Gesichtspunkt aus ist es interessant, die Basreliefs von Deir El Bahari mit dem 165. Kapitel des ägyptischen Todtenbuchs zu vergleichen, wo „ein Neger von Pun“ eingeführt wird, welcher Worte seiner

Sprache zur Zusammensetzung geheimnißvoller Namen für die Götter liefert.

Der seltsamste Umstand aber, den jene Basreliefs in Betreff der ägyptischen Expedition nach Yemen an die Hand geben, ist der, daß das Land Pun damals von einer alten Königin regiert wurde, die sich in Person nach Theben begab, um der Königin Hatasu und ihrem jungen Mündel ihre Huldigung darzubringen. Auch zu Salomos Zeit herrschte nach der Bibel über Saba eine Königin. Die Zeit Salomos wie die Zeit Thutmes des Dritten gehört in Yemen zu der Periode des Reichs der zweiten Aditen, und so zeigen uns die beiden einzigen bestimmten und gleichzeitigen Nachrichten, die wir über dieses Reich haben, Frauen an seiner Spitze. Ist das nur zufällig? Oder ist es nicht vielmehr erlaubt, ohne dem Baron von Eckstein in der ganzen Entwickelung seiner geistvollen, aber kühnen Vermuthung zu folgen, nach welcher die Gynäkokratie eine charakteristische Einrichtung der ältesten Kuschiten gewesen wäre, den Schluß zu ziehen, das Sabäerreich sei in der Zeit seiner Geschichte, welche die Araber als die Epoche der zweiten Aditen bezeichnen, nur von Frauen beherrscht gewesen? Die Thatsache brauchte uns nicht zu sehr zu überraschen; denn wir werden im folgenden Kapitel sehen, daß die assyrischen Denkmale uns zu Duma in Nordarabien bis zum siebenten Jahrhundert v. Chr. ein ausschließlich von Frauen regiertes Königreich zeigen, dessen Fürstinnen zugleich Oberpriesterinnen waren.

Der Handel zwischen Yemen und Indien, welcher das südliche Arabien zu einem der reichsten Länder der Welt machte, muß uralt gewesen sein; denn schon in der Zeit des ältesten Reichs hatte man in Aegypten indische Erzeugnisse, die, da ein Karavanenverkehr zwischen Hindostan und dem Nilthale wegen der ungeheuren Entfernung beider von einander und wegen der Wüsten, Gebirge und Räuberstämme auf der Zwischenstrecke fast ein Ding der Unmöglichkeit war, und da die Moussons den Seeverkehr zwischen Indien und Südarabien außerordentlich erleichtern, wohl nur über Yemen dahin gelangt sein können. In beiden Ländern, an allen Gestaden

des Indischen Oceans und des Persischen Golfs wohnten im hohen Alterthum vor den arischen Wanderungen und dem Einbruch der Joktaniden in Yemen Völker derselben Race, Kuschiten und Kanaaniter, welche, wie alle geschichtlichen Ueberlieferungen bezeugen, die älteste Entwickelung des Triebes zu Handel und Schifffahrt zeigen.

Bei diesem Handel, dessen Lebhaftigkeit erst mit dem Sinken der Römerherrschaft abnahm, spielten die Bewohner Arabiens mehr die Rolle von Spediteuren als von Seefahrern. Es verhielt sich auch um den Anfang der christlichen Zeitrechnung noch so. Nur im Hafen Muza, dem heutigen Mauschid, wurden nach den alten Schriftstellern die zur Fahrt nach Indien geeigneten großen Schiffe gebaut. Die Lederfahrzeuge, welche Agatharchides und Strabo den Sabäern zuschreiben, konnten nur zu einer wenig ausgedehnten Cabotage an den Küsten hin, nicht aber zum Durchschiffen der ungeheuren Strecke von Oman bis zu den Mündungen des Indus verwendet werden. Agatharchides erzählt, daß viele von Caramanien ausgingen, wo sich die berühmte Werfte von Harmozia (Hormuz) befand, und Lassen hat mit Sicherheit dargethan, daß die große Mehrzahl Inder waren. So waren es also bei den engen und stetigen Beziehungen, welche viele Jahrhunderte zwischen Indien und Arabien bestanden, vielmehr die Inder, welche nach Yemen kamen, um Handel zu treiben, als die Sabäer, welche nach Indien gingen. So erklärt sichs, daß eine Insel, die im Indischen Ocean eine ähnliche Rolle spielt, wie Malta im Mittelmeer, die Insel Sokotora (Dwipa Sukhatara, Dioscoridis), in spätern Zeiten bald phönizisch, bald griechisch, bald arabisch, im hohen Alterthum völlig indisch erschien.

Die Häfen, wohin man die kostbaren Waaren Indiens brachte, waren: in Yemen Muza (Mauschid) und vorzüglich Aden, an der Grenze von Yemen und Hadhramaut Kane (heutzutage Hisn Ghorab), im Lande Mahra Moscha oder Sephar (Zhafar). Zu gleicher Zeit löschten andre Schiffe, die keine so lange Fahrt machen wollten, ihre Ladung an der Küste Omans im Hafen eines zweiten

Moscha, des heutigen Maskat. Es gab deren endlich, deren Cargo für Babylon und das Euphratthal bestimmt war, und die deshalb in den Persischen Golf einliefen. Sie gingen hier nach den Inseln Tylos und Arvad, als die Kanaaniter noch hier wohnten und ihre Wanderung nach Syrien noch nicht angetreten hatten, später begaben sie sich nach der Küste des von den Kuschiten Dedans bewohnten Bahreïn.

Die hauptsächlichsten Waaren, welche man aus Indien kommen ließ, waren Gold, Zinn, Edelsteine, Elfenbein, Sandelholz, Gewürze, Pfeffer, Zimmt und Baumwolle. Neben diesen Artikeln häuften sich in den Speichern der südarabischen Seestädte diejenigen eines lebhaften von den Sabäern betriebenen Küstenhandels mit dem benachbarten Afrika, wo Mosyllon (jetzt Ras Aburgabeh) der wichtigste Hafenplatz war, Wohlgerüche, Ebenholz, Straußenfedern, dann Gold und Elfenbein. Fügen wir dazu noch die Produkte von Südarabien selbst, welche nicht weniger kostbar und nicht weniger gesucht waren, Weihrauch, Myrrhen, Laudanum, Agate, Onyxe, endlich die Aloe der Insel Sokotora und die im Golfe von Hormuz gefischten Perlen, so haben wir ungefähr die Liste der Waaren, welche den Handel dieses Landes mit Aegypten und den an das Mittelmeer grenzenden Theilen Asiens ausmachten.

Sehr lange Zeit wurde dieser Handel ausschließlich auf dem Landwege, durch Karavanen, die Arabien durchzogen, betrieben; denn die Schifffahrt auf dem Rothen Meere, viel schwieriger und gefährlicher als die auf dem Indischen Ocean, begann erst sehr spät. Wir wissen nicht, wer in der Urzeit, wo die Kanaaniter noch am Persischen Meerbusen wohnten, die Vermittlerrolle spielte. Aber als jene sich am Mittelmeer niedergelassen, gingen die Waaren der verschiedenen Theile des glücklichen Arabien fast ausschließlich nach ihrem Lande. Sie centralisirten sie in den Niederlagen ihrer Städte und verbreiteten sie dann wieder durch ihre Schiffe oder ihre Karavanen nach ganz Westasien.

Die Phönizier hatten in der That stets Beziehungen mit dem Lande unterhalten, welches ihre Wiege gewesen, und da sie vor ihrer

Auswanderung an dem Handel mit Indien Theil genommen hatten, so kannten sie von Anfang an die Vortheile, die man daraus ziehen konnte. So werden auch die Karavanen mit Weihrauch, Myrrhen und Balsam, welche Arabien durchzogen, um nach dem Lande Kanaan zu gehen, von der Bibel schon in der Geschichte Josephs erwähnt, und die Rolle, welche sie hier spielen, führt uns in eine Epoche zurück, welche der ersten Niederlassung der Kanaaniter in Syrien sehr nahe liegt. Dann sah man, wie Ezechiel sagt, „Saba und Raama auf ihre Märkte Gewürz, Wohlgerüche, Edelsteine und Gold bringen. Haran, Kane und Aden waren ihre Factoreien, Sabar, Asyr und Chelmad die Orte, mit denen sie Handel trieben." Eine große Anzahl phönizischer Kaufleute etablirte sich, von diesem Handel angelockt, in Yemen, Hadhramaut, Oman und Bahreïn. Selbst ganze phönizische Factoreien bildeten sich an mehrern Punkten des Persischen Golfs, unter anderm auf den Inseln Tylos und Arvad, wo einst ihre Väter gewohnt hatten.

Die Karavanen von Yemen, vorzüglich von Midjanitern und Edomitern geführt, stiegen nach Norden herauf, indem sie sich in geringer Entfernung von den Küsten hielten, bis nach Mekka oder bis Yambo und Havara (das Leuke Kome der Griechen), durchzogen Yathrib dann, gelangten nach Sela, dem späteren Petra, im Edomiterlande, und kamen endlich durch die Länder Moabs und Ammons nach Phönizien. Die von Hadhramaut und Oman, geführt durch Leute vom Stamme Kaidar, durchzogen die Wüste Dahna, gelangten dann zuerst in das Land Dedan, dann, sich nach Westen wendend, quer über das Hochplateau von Nedjd, gewannen sie in Hedjas an einer Stelle, die gegenwärtig El Henakhieh heißt, die jetzige Straße der Mekkapilger, welche sie über dieselben Punkte wie die Straße von Yemen nach Phönizien führte. Die Leute von Dedan, bei denen, wie wir soeben gesagt, gleichfalls viele Schiffe aus Indien landeten, bildeten ebenfalls Karavanen, die auf demselben Wege nach Phönizien gingen, oder welche sie durch das Mesalik an den untern Euphrat schickten, wo sie sich nach dem großen Markt von Babylon begaben. Die Beziehungen zu dieser so blühen=

den und berühmten Stadt wurden sogar so eng, daß wie die Phönizier Factoreien auf Tylos und Arvad hatten, die Babylonier in einer leider nicht zu bestimmenden Zeit als eine Art Handelscolonie im Lande Dedan die Stadt Gerra (heutzutage El Katif) gründeten. Indeß war dieß erst ziemlich spät. Lange Zeit hindurch war der Theil des Handels mit dem Lande Dedan, der direct nach Babylon ging, weit weniger bedeutend, und Phönizien erhielt sich das fast ausschließliche Monopol der Handelsbeziehungen zu Südarabien.

Die Tauschgegenstände, welche die Phönizier gegen die aus dem glücklichen Arabien bezognen Waaren lieferten — das Geld war damals noch nicht erfunden — waren die Ackerbauproducte Syriens, Getreide, Oel und Wein, die Erzeugnisse der Fabriken Phöniziens und der westasiatischen Länder, mit denen es Handel trieb, vorzüglich leinene Gewebe und Purpurstoffe, welche die Sabäer sehr liebten, die Styraxwurzel, Safran, der in Kilikien und im Jordanthale gebaut wurde, eiserne und bronzene Werkzeuge, endlich Barren von Silber, einem Metall, welches sich in Südarabien nicht fand, und welches weder von Indien noch von Afrika dort eingeführt wurde, welches dieser Handel aber schließlich dort so häufig machte wie das Gold.

Indeß war der Karawanenverkehr quer durch Arabien zeitraubend, schwierig und der Räuber wegen, die den Waarenzügen auflauerten, sehr unsicher, und so mußte einmal der Tag kommen, wo man die Wasserstraße vorzog und Schiffe von dem Ende des Rothen Meeres sich direct nach Muza oder Aden begaben, um hier die von den indischen Kauffahrern gebrachten Waaren einzunehmen. Da die schwierige Schifffahrt auf dem Arabischen Golf sehr geschickte Seeleute erforderte, so erklärt sich das späte Entstehen derselben, aber als sie einmal da war, mußte sie unermeßliche Vortheile bieten.

Der Seeweg nach Yemen scheint zuerst unter der Regierung jener Hatasu geöffnet worden zu sein, als die neugeschaffne ägyptische Flotte die Truppen dorthin trug, welche daselbst die Herrschaft der

Pharaonen begründeten. Aber die Schifffahrt auf dem Rothen Meere wurde erst lebhaft unter den mächtigen Monarchen der neunzehnten Dynastie, nach der Schöpfung des Kanals vom Nil zum Rothen Meer. Wir haben schon gesagt, daß Alles zu der Annahme hindrängt, daß die in den Häfen der Landenge von Suez aus Holz, das von Syrien geholt war, gebauten Schiffe, welche den Verkehr zwischen Mizrajim und dem Vasallenreiche von Saba unterhielten, mit Phöniziern bemannt waren, die hier wie auf dem Mittelmeer ihr Lieblingshandwerk als Fuhrleute zur See betrieben. Ohne Zweifel sahen Tyrus und Sidon sich auf diese Weise im Nilthal einen Markt öffnen, der ihnen in Betreff der arabischen und indischen Waaren Concurrenz machte, aber sie fanden reichliche Entschädigung darin, daß die ganze Schifffahrt auf dem Rothen Meere in den Händen ihrer Händler und Matrosen war.

Dieser unter der neunzehnten ägyptischen Dynastie außerordentlich blühende Verkehr scheint zu gleicher Zeit mit der ägyptischen Herrschaft in Yemen aufgehört zu haben, welche letztere unter den schwachen Nachfolgern Rhamses des Dritten ein Ende nahm. Unter der zwanzigsten Dynastie hatte der Untergang Sidons durch die Philister der Macht der Phönizier einen zwar nur momentanen, aber furchtbaren Stoß gegeben und für einige Zeit ihren Seehandel unterbrochen. Als sie ihn auf dem Mittelmeer wieder aufnahmen, waren die Umstände seiner Wiederherstellung auf dem Rothen Meere nicht günstig. Die großen Werke Setis des Ersten, durch eine sorglose Verwaltung aufgegeben, waren nicht mehr im Stande, der Kanal vom Nil nach dem Meere, jeden Tag mehr versandet, hatte aufgehört, fahrbar zu sein. Es gab im Arabischen Golf keine Kriegsflotte zum Schutz der Kauffahrer mehr. Aegypten selbst war von Aufständen und Bürgerkriegen zerrissen, welche den Handelsunternehmungen nicht die nöthige Sicherheit gewährten. Die Phönizier nahmen also ihren Schiffsbau und ihre Fahrten auf dem Rothen Meere nicht wieder auf. Die Bewohner der Küsten dieses Meeres dachten nicht einmal an Dergleichen. Die Aegypter hegten gleich den Persern unsrer Tage abergläubische Furcht vor der See. Die

Nationen des steinigen Arabien waren zu diesem Beruf eben so wenig geneigt; denn sie konnten später für die in Elath erbauten Schiffe nicht einen einzigen Matrosen liefern.

Fast zwei Jahrhunderte waren auf diese Weise verflossen, als Hiram und Salomo, wie im zweiten Abschnitt des ersten Bandes berichtet ist, auf gemeinsame Kosten ihre Schifffahrten einrichteten. Es bedurfte zu dieser Unternehmung eines Zusammentreffens von Umständen, welches bis dahin noch nicht dagewesen war. Der König Israels mußte sein Reich bis nach Elath ausgedehnt haben, um in dieser Stadt Werften zu errichten, denen die Lande Gilead und Basan ihr Holz lieferten, und er mußte zu gleicher Zeit ein inniges Bündniß mit dem Herrscher von Tyrus geschlossen haben, der ihm geschickte Schiffszimmerleute und kühne Matrosen für die weite Fahrt sandte, und diese Bedingungen fanden sich eben nur vereint in Folge der Freundschaft, die Hiram und Salomo geschlossen hatten.

Die Fahrzeuge der beiden Könige beschränkten sich übrigens nicht darauf, wieder zu thun, was schon unter den Aegyptern der neunzehnten Dynastie geschehen war, sie holten nicht blos aus den Häfen Yemens die von den indischen Schiffern dort gelandeten Waaren. Ihr Kühnheit war größer und mit Erfolg gekrönt. Auch ihrerseits von der Regelmäßigkeit der Moussons Nutzen ziehend, gingen sie aus, um die Producte Indiens an ihrer Quelle einzunehmen, d. h. in den Häfen des Landes Ophir oder Abhira. Und diese Seefahrten in so ferne Gegenden wiederholten sich mit Gluck, so lange die Herrschaft Salomos dauerte.

Die Ophirschiffe oder Ostindienfahrer pflegten in den Häfen Yemens zu verweilen, um hier ihre Vorräthe an Lebensmitteln zu erneuern und günstige Winde abzuwarten. So verbreitete sich der Ruhm der verbündeten Herrscher und besonders der Salomos bald im Reiche der Aditen und wurde Ursache zu der Reise der Königin von Saba nach Jeruschalajim, die im 10. Kapitel des ersten Buchs der Könige erzählt wird, wo es heißt, dieselbe sei gekommen, Salomo mit Räthseln zu versuchen. „Und sie kam nach Jeruschalajim

mit sehr großem Gefolge, mit Kameelen, die Specereien trugen und viel Gold und Edelsteinen. Und da sie zum Könige Salomo hereintrat, redete sie mit ihm alles, was sie sich vorgenommen hatte. Und Salomo sagte ihr alles, und es war dem König nichts verborgen von dem, was sie zu wissen begehrte. Da aber die Königin von Saba alle Weisheit Salomos sahe, und das Haus, das er gebaut hatte, und die Speise für seinen Tisch und die Wohnung seiner Knechte und das Amt und die Kleider seiner Diener und seine Mundschenken und die Brandopfer, die er im Hause Jahves opferte, konnte sie sich nicht mehr halten und sprach zum Könige: Es ist wahr, was ich in meinem Lande gehört habe von deinem Wesen und deiner Weisheit. Und habe es nicht glauben wollen, bis ich gekommen bin und es mit meinen Augen gesehen habe. Und siehe, nicht die Hälfte ist mir berichtet worden. Du hast mehr Weisheit und Gutes, als das Gerücht ging, welches ich gehört habe." — „Und sie gab dem Könige hundert und zwanzig Centner Gold und sehr viele Spezereien und Edelsteine." Niemals kam wieder so viel Spezerei hierher, als die Königin von Saba dem König Salomo gab." — „Und der König Salomo gab der Königin von Saba alles, was sie wollte, alles, um was sie ihn bat, außer den Geschenken, die er ihr von selbst in königlicher Freigebigkeit machte. Und die Königin von Saba ging hinweg und kehrte mit ihren Dienern in ihr Reich zurück."

Als Salomo starb, hörten die Fahrten der Israeliten und Tyrer auf dem Rothen Meer und dem Indischen Ocean auf, da der Abfall der zehn Stämme und zu gleicher Zeit Umwälzungen in Tyrus sie fortan unmöglich machten. Ohne Zweifel blieb der König von Jehuda noch einige Zeit Herr über die Edomiter und den Hafen von Elath. Aber die Wälder, die ihm sein Schiffsbauholz geliefert, befanden sich jetzt im Besitz seines Rivalen, des Königs von Israel, und das intime Verhältniß zwischen den Höfen von Jeruschalajim und Tyrus bestand nicht mehr. So kam es, daß man, als etwa hundert Jahre später Josophat im Verein mit Achazja, dem König von Israel die Handelsfahrten nach Ophir

wieder aufzunehmen versuchte, wohl im Hafen Eßjongeber große Schiffe bauen konnte, aber keine phönizischen Matrosen und Lootsen hatte und der Versuch kläglich fehlschlug.

Und von der Zeit an, wo keine Ostindienfahrer mehr aus den idumäischen Häfen des elanitischen Golfs ausliefen, gingen auch keine mehr von Aegypten aus. Die Aegypter verschlossen ihr Land immer mehr den Fremden und begünstigten nicht mehr die Niederlassung phönizischer Rheder in ihren Städten am Rothen Meer. So blieb die Beschiffung dieses Meeres wieder für mehrere Jahrhunderte unterbrochen, und wieder bezog man die Waaren Arabiens und Indiens nur auf dem Landwege durch Karawanen.

Das Reich der zweiten Aditen dauerte sechs Jahrhunderte, und in dieser ganzen Zeit waren die Joktaniden dort den Kuschiten, deren Sprache und Sitten sie angenommen hatten, unterworfen. Aber eines Tages erhoben sich jene unter der Führung Jarobs, griffen die kuschitischen Sabäer an und besiegten sie, was nach den geistvollen Untersuchungen Caussin de Percevals zu Anfang des achten Jahrhunderts vor unsrer Zeitrechnung stattfand. Ibn Chaldun, dessen Mittheilungen über diese Katastrophe wir oben gegeben haben, scheint zu glauben, daß es nach der Regierung Jarobs nur noch in einigen Bergdistricten von Hadhramaut Aditen gegeben habe. Aber wenn die Sage stets geneigt ist, die Vernichtung ganzer Nationen zuzugeben, so nimmt die historische Kritik Dergleichen nicht so leicht an. Ohne Zweifel erhielten sich Aditen oder kuschitische Stämme in den Gebirgen Hadhramauts intacter als anderwärts; denn wir sehen dort aus Inschriften, daß man zu Anfang unsrer Zeitrechnung dort einen Dialect sprach, der älter war als der von Yemen. Aber zugleich läßt Vieles schließen, daß auch in den Gegenden, wo die Joktaniden unbeschränkte Herren geworden waren, ein erheblicher Rest der alten Bevölkerung übrig war, wenn auch in niedrer Stellung, wie das immer mit Besiegten geschieht.

Die Mehrheit der kuschitischen Sabäer aber, darunter vermuthlich die vornehmern Stände, wollte sich dem Joche der Joktaniden nicht unterwerfen. Es vollzog sich eine Trennung, aus wel-

cher die arabische Redewendung „sich theilen wie die Sabäer" entstanden ist, und die Masse der Aditen wanderte in ein anderes Land aus. In Uebereinstimmung mit Caussin de Perceval glauben wir mit den Folgen der Umwälzung, welche die Oberherrschaft der Joktaniden in Yemen entschied, den Abzug der Sabäer nach Abyssinien in Verbindung bringen zu können.

Lange Zeit vor der Entdeckung der himjaritischen Inschriften hatte man bemerkt, daß das Ghez oder die Mundart von Habesch ein lebendes Ueberbleibsel der alten Sprache Yemens sei. Abyssinien ist vom Standpunkte der Ethnographie und Linguistik von Südarabien untrennbar. Die Denkmäler der abyssinischen Civilisation, die man in Axum sieht, zeigen die größte Aehnlichkeit mit den Resten der Civilisation Yemens, die man in Mareb sieht. Die griechischen Geographen verbinden ohne Unterbrechung Abyssinien mit Yemen und stellen stets die Abyssinier als eine sabäische oder arabische Nation dar. Auch die neueren Reisenden haben einmüthig den arabischen Typus derjenigen Völkerschaften von Habesch anerkannt, die nicht auf afrikanische Urvölker zurückzuführen sind. Aber die Zeit der Einwanderung der Sabäer Arabiens in Afrika ist viel schwerer festzustellen, als die Thatsache der Einwanderung selbst.

Sehr früh schon, während der noch in Nebel gehüllten Zeit, die zwischen der siebenten und der elften Dynastie der ägyptischen Könige liegt, hatte ein Zweig der kuschitischen Race das Rothe Meer überschritten und sich in Unteräthiopien, dem ägyptischen Sudan unsrer Tage, d. h. in den Gegenden von Napata und Meroe niedergelassen. Es ist wahrscheinlich, daß diese Abtheilung der Kuschiten ursprünglich Hedjas innehatte und so die Aditen Yemens mit den Anuhamiten des steinigen Arabiens verband, und daß sie vor dem Einbruch der Amalika über das Meer ging. Wie dem auch sei, die auf diese Art am obern Nil angesiedelten Kuschiten wurden bald auf der einen Seite von afrikanischen Elementen oder Negern, auf der andern von Aegyptern durchdrungen, sodaß sie sowohl vom linguistischen als vom ethnographischen Gesichtspunkte

aus eine Physiognomie gewahren ließen, die von derjenigen der sabäischen Kuschiten sehr verschieden war.

Die Letzteren wurden, dem Urtypus der Race treuer geblieben, die Väter der Abyssinier, während die Reste der äthiopischen Kuschiten sich in den Bischari unsrer Tage erhalten haben. Wir haben weiter oben gesehen, daß um die Zeit, wo die Völkertafel der Genesis entworfen wurde, ein sabäischer Stamm, der in dieser Urkunde unter dem Namen Sabathaka aufgeführt ist, sich an der Küste Afrikas Yemen gegenüber niedergelassen zu haben scheint und zwar in der Nachbarschaft des Hafens Adulis. Aber derselbe war nicht in das Innere vorgedrungen; denn die ägyptischen Denkmäler der achtzehnten und neunzehnten ägyptischen Dynastie zeigen uns Abyssinien noch ausschließlich von Negern bewohnt.

Es muß hier viele Jahrhunderte hindurch ein langsames Einsickern des sabäischen Elements in die Bewohner dieses Landes stattgefunden haben, und zwar infolge der Berührung mit der Kolonie von Sabathaka und infolge des lebhaften Handels, welchen die Sabäer Yemens mit der afrikanischen Küste bis zum Kap der Wohlgerüche (dem heutigen Kap Gardafui) unterhielten. Aber diese allmählige Einsickerung reicht nicht hin, um die Thatsache zu erklären, daß an die Stelle der afrikanischen Schwarzen als Hauptmasse der Bevölkerung Abyssiniens die Sabäer traten. Es muß also einmal eine große Einwanderung stattgefunden haben.

Diese Einwanderung fand lange vor der christlichen Aera statt. Schon die Bücher des Königs Juba sagten, wie Plinius in seiner Hist. nat. VI. 32 berichtet, daß die Bewohner Oberäthiopiens Araber wären, und die Listen der abyssinischen Könige erlauben nicht, in den Jahrhunderten, welche dieser Epoche unmittelbar vorausgingen, einen Wechsel der Race oder der Dynastie anzunehmen. Andrerseits fand, wie Sylvestre de Sacy scharfsinnig bemerkt hat, die Auswanderung der Sabäer nach Abyssinien sicher nach den Zeiten Salomos statt, weil die nationalen Sagen über die Beziehungen der Königin von Saba und diesem Fürsten bei den Abyssiniern ebenso verbreitet sind wie bei den Bewohnern Yemens.

So aber ist man genöthigt, der Ansicht Caussin de Percevals über den Grund der Auswanderung beizupflichten; denn in dem sehr beschränkten Zeitraum, in den man sie verlegen muß, giebt es kein Ereigniß von hinreichender Bedeutung, um sie zu motiviren, als die Besiegung der zweiten Aditen durch Jarob und die joktanischen Stämme und die Trennung, die sich damals unter den Sabäern vollzog.

Jarob, der Besieger der Aditen und Gründer der neuen Monarchie der joktanischen Araber, hatte zum Nachfolger auf dem Throne seinen Sohn Jaschdjob. Dieser war ein schwacher und unbedeutender Fürst, von dem nichts berichtet wird, als er daß er zuließ, daß mehrere Bezirke seines Reichs sich unabhängig machten. So entstanden die getrennten Königreiche von Hadhramaut und Mahra, die von da an nicht aufhörten, ihre bald als Vasallen des Herrschers von Yemen, bald völlig unabhängig regierenden besondern Fürsten zu haben.

Abd Schams mit dem Beinamen Saba, der Sohn Jaschdjobs, befestigte das unter seinem Vorgänger geschwächte Ansehen des Königthums in Yemen wieder. Er unterwarf alle kleinen Dynasten des glücklichen Arabien, griff die Reste der Aditen, welche sich in den Bergen von Hadhramaut frei erhalten hatten, an und machte sie zu Sklaven. Er unternahm zugleich große Bauten in der Hauptstadt seines Reiches. Unter ihm scheint sie den Namen Mariab erhalten zu haben; denn bis dahin hatte sie den Namen des Landes, Saba, geführt. Abulfeda schreibt diesem König auch die Errichtung des großen Dammes zu, der das Gebiet der Stadt fruchtbar machte, und den, wie wir gesehen, eine allgemeiner verbreitete Ueberlieferung von Lokman und den zweiten Aditen errichtet sein läßt.

Abd Schams hatte mehre Kinder, unter denen Himjar und Kahlan die berühmtesten sind, welche eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterließen. Der größere Theil der Stämme Yemens, die bei der Entstehung des Islam existirten, leitete seinen Ursprung von der einen oder der andern dieser Persönlichkeiten her. Die Ab=

kömmlinge Himjars scheinen sich vorzüglich in den Städten, die Nachkommen Kahlans besonders auf dem platten Lande und in den Wüsten niedergelassen zu haben. Diese bewahrten sich, der Mehrzahl nach dem Beduinenleben ergeben, immer ihre Energie, während jene sich endlich durch den Aufenthalt in den Städten verweichlichten.

Himjar ist der Urahn der großen Familie, welche bei den griechischen und römischen Schriftstellern den Namen Homeriten führt, eine Bezeichnung, die zum ersten Male in dem Bericht des Feldzugs des Aelius Gallus vorkommt, welcher vierundzwanzig Jahre vor Christus stattfand. Diese Familie herrschte in Yemen von der Zeit ihres Ahnherrn Himjar bis zur Eroberung dieses Königreichs durch die Abyssinier im Jahre 525 unserer Zeitrechnung. Dieser lange Zeitraum von fast zwölf Jahrhunderten zerfällt in zwei Perioden. Während der ersteren theilten die Kinder Himjars die Herrschaft mit andern Familien, vorzüglich mit der von Kahlan. Diese verschiedenen Fürsten und ihre Unterthanen wurden noch immer mit dem Namen der Sabäer bezeichnet, welcher sich bis zu dem Augenblick erhielt, wo sich die Macht des Reiches im Hause Himjars concentrirte, was ungefähr ein Jahrhundert vor Beginn der christlichen Zeitrechnung stattfand. Damit begann die zweite Periode. Das Haus Himjar glänzte im glücklichen Arabien in einem Ruhme, dem hier niemand gleichkam, und der Name der Himjariten oder Homeriten begann den der Sabäer zu ersetzen.

Der Sohn des Abd Schams nannte sich eigentlich Ghazahadj, die Benennung Himjar war nur ein Beiname, welcher „der Rothe" bedeutet. Dieser Gebrauch, Beinamen anzunehmen, scheint übrigens nach den Inschriften unter den Bewohnern Südarabiens sehr allgemein gewesen zu sein. Himjar war, wie es heißt, der schönste Mann und der geschickteste Reiter seiner Zeit; er liebte die Pracht, und es wird von ihm berichtet, daß er der erste seiner Dynastie war, welcher eine goldene Krone trug.

Man stimmt in Betreff der Aufeinanderfolge seiner Nachfol-

ger nicht überein. Man weiß nur, daß nach ihm sein Bruder Kahlan, sein Sohn Wathil, dann Alamluk, endlich Schammir, der Sohn Alamluks, die Krone trugen.

Wathil sah sich den Besitz Omans durch einen seiner Brüder mit Gewalt entrissen. Malik, ein Nachkomme Himjars, behauptete sich, nachdem er sich zum Herrn dieser Provinz gemacht, trotz aller Anstrengungen Wathils zu seiner Vertreibung im Besitz derselben, und Oman war einige Zeit ein völlig selbstständiges Reich. Schammir gründete die Stadt Zhafar in Yemen, die nicht mit der Stadt gleiches Namens im Lande Mahra zu verwechseln ist. Es heißt, daß er die Obergewalt des Gründers der persischen Monarchie anerkannt und ihm Tribut gezahlt habe. Diese Angabe, die ihn zum Zeitgenossen des Kurusch macht, erlaubt uns nicht, den Ausdruck der arabischen Historiker, der ihn einen Enkel Himjars nennt, wörtlich zu nehmen, er war nur ein directer Nachkomme desselben. Auch Wathil kann unmöglich ein Sohn Himjars gewesen sein; denn wir sehen, daß sein Sohn unmittelbar nach Schammir den Thron innehatte.

Dieser Fürst nannte sich Saksak. Er führte mit Erfolg Krieg gegen Malik und eroberte für einen Augenblick Oman wieder. Aber dieses Land ging von Neuem verloren unter seinem Sohne Jafar, welcher ein Zeitgenosse des ersten Darayawusch gewesen zu sein scheint, und dessen Regierung eine sehr bewegte war. In verschiedenen Provinzen brachen Aufstände gegen ihn aus. Nicht nur verlor er Oman, sondern die Nachfolger Maliks bekriegten ihn fortwährend und bedrohten in gefährlicher Weise die Sicherheit Yemens. Als Jafar starb, hinterließ er seine Frau schwanger mit einem Sohne Namens Noman, welcher nach ihm regierte, aber erst, nachdem sich ein gewisser Dhu Riasch des Thrones bemächtigt, der ebenfalls zum Geschlechte Himjars gehörte.

Das ist alles, was uns die arabischen Geschichtsschreiber über dieses Joktanidenreich in Yemen zu berichten wissen. Aber die Lücken werden zum Theil aus andern Quellen ergänzt, und wir erfahren aus denselben einige wichtige Ereignisse dieser dunkeln Zeit.

Dahin gehört der Feldzug, welchen Assarahaddon, der König von Assyrien, zwischen 681 und 672 v. Chr. durch die Wüste von Dahna unternahm, und auf welchem er seinem Scepter das Land Bazi unterwarf, welches nur ein innerer Bezirk Hadhramauts oder Mahras sein kann. Diese Expedition, welche Assarahaddon übrigens bis an die Grenze des sabäischen Reichs führte, wird von Berosos erwähnt, nach welchem der Kirchenvater Methodius ihrer gedenkt. Sie war dem Assyrerkönig möglich, selbst leicht, da sein Vater Sennacherib der ninivitischen Macht zum ersten Mal Hedjas und Nedjd unterworfen, und da er selbst das arabische Königreich Duma erobert und dort eine Frau aus seinem Harem auf den Thron gesetzt hatte.

In die Zeit der Regierung Assarahaddons glauben wir auch, wo nicht die Gründung Gerras — denn die Leute von Dedan müssen hier stets einen Mittelpunkt für ihren Handel gehabt haben — doch die Anfänge der großen Bedeutung dieses Platzes versetzen zu müssen. Assarahaddon war in der That der erste assyrische Fürst, der zu gleicher Zeit im sichern Besitz von Babylon und von Bahreïn war. Er war der Schöpfer der gewaltigen Entwickelung Babylons, seines politischen und commerziellen Gedeihens, welches so eng verknüpft war mit der Ausdehnung des Seehandels von Gerra. Diese Stadt war übrigens nach den Ausdrücken, deren sich Strabo da, wo er von ihrem Ursprung redet, bedient, nicht eine Colonie freiwillig dorthin ausgewanderter Chaldäer, sondern eine Niederlassung von dorthin verbannten Babyloniern. Es ist daher wahrscheinlich, daß Assarahaddon, indem er hierher eine gewisse Anzahl von Gefangenen brachte, die von dem letzten Aufstande Babylons unter der Herrschaft Sennacheribs herstammten, ein Mittel gefunden hatte, der großen Stadt, die er zu regieren beauftragt war, und für die er eine sehr ausgesprochne Vorliebe hegte, die strenge Strafe, die sein Vater über die Bevölkerung dieser Stadt verhängt hatte, zum Vortheil zu wenden.

„Da Gerra“, sagt Strabo, „in einem Lande reich an Salzwerken liegt, so sind seine Häuser aus Blöcken von Salz erbaut,

welche man oft befeuchten muß, um zu vermeiden, daß die Gluth der Sonne sie zerspringen läßt. Es liegt zweihundert Stadien vom Meere entfernt." Seinerseits berichtet Agatharchides: „Die Gerräer sind eins der reichsten Völker der Welt, und diese Reichthümer verdanken sie dem Handel mit den Erzeugnissen Arabiens und Indiens, welche sie durch Karavanen nach dem Abendlande und auf dem Meere nach Babylon schaffen." Die nach Babylon bestimmten indischen Waaren mußten in dem von der Stadt zu unterscheidenden Hafen Gerra nothwendiger Weise umgeladen werden, sie wurden von den großen Ostindienfahrern, die sie gebracht, in Leichterschiffe geschafft, welche nur so tief gingen, daß sie den Euphrat aufwärts bis nach Babylon gehen konnten. Dieses consumirte sie theils selbst, theils versandte es sie weiter auf dem Strome bis Thapsakos und von da nach ganz Westasien. Die Schiffe von Gerra gingen aber auch den Tigris hinauf bis nach der Stadt Opis, von wo die Waaren Indiens und Südarabiens ihren Weg nach Medien, Armenien und den Nachbarländern nahmen.

Die Gründung oder die Entwickelung Gerras zu einem großen Handelsplatze hatte also die Folge, daß damit dem Handel mit Indien ein neuer Weg geschaffen wurde zum Nachtheile Yemens und Phöniziens, an deren Stelle Babylon trat. Der alte Karavanenhandel quer durch die arabische Halbinsel konnte natürlich die Concurrenz mit der neuen Beförderungsweise nicht bestehen, welche durchgehends Wasserstraßen folgte und sowohl sicherer als wohlfeiler war. Die Hauptquelle der Reichthümer des Sabäerreichs war daher im Begriff zu versiegen, als das Emporkommen der saitischen Dynastie in Aegypten und die neue Politik, welche Psametik einschlug, Gerra siegreiche Concurrenz schufen, indem sie dem Handel den Weg über das Rothe Meer wieder öffneten, der schon unter der neunzehnten Dynastie und unter der Regierung Hirams und Salomos eingeschlagen worden war. Psametik begriff in der That die lange Zeit unbeachtet gebliebnen Vortheile der commerziellen Lage Aegyptens, und da seine eingebornen Unterthanen sich weigerten, sich auf den Seehandel einzulassen, öffnete er das Land griechischen

und phönizischen Handelsleuten, die er mit Gunstbezeugungen überhäufte und mit allen Mitteln anzog. Sein Nachfolger Nechao beschäftigte sich vorzüglich mit der Wiedereinrichtung der Schifffahrt auf dem Rothen Meer, in welcher Absicht er die Phönizier zur Umschiffung Afrikas bewog und die Wiederherstellung des Kanals Setis des Ersten vom Nil nach jenem Meere versuchte. Verzichtete er bald auf dieses letztere Unternehmen, so hatte er wenigstens die Genugthuung, zu sehen, daß sich phönizische Rheder in großer Zahl am Isthmus von Suez niederließen, welche begannen, ihre Schiffe regelmäßig jedes Jahr die Tour nach Aden oder Muza machen zu lassen, wo sie die von Indien kommenden oder in Südarabien selbst erzeugten Waaren luden.

Um dieselbe Zeit wollten die Nabatäer, deren Reich damals sehr blühte, aus Sela oder Petra, ihrer Hauptstadt, ein großes Handelscentrum machen, und um einen Theil jenes so einträglichen Verkehrs durch ihr Land zu lenken, zogen sie andere phönizische Rheder nach ihren Häfen Elath und Eßjongeber, welche darauf den Wohlstand wiederkehren sahen, dessen sie sich unter Salomo erfreut hatten.

Bald nahm der größte Theil des Handels mit Indien und Südarabien wieder den Weg über das Rothe Meer, und die Schifffahrt auf letzterem gewann eine Lebhaftigkeit, die erst mit dem Sturz des römischen Reichs aufhörte. Tyrus gewann anfänglich viel von dieser Umgestaltung des Handels mit Yemen. Es waren seine Rheder und Matrosen, welche die Waarenvermittelung auf dem Rothen Meer in den Händen hielten, und die Stadt Melkarths blieb immer die Hauptniederlage der indischen und arabischen Waaren, die ihr zu gleicher Zeit über Aegypten, über das Nabatäerland und durch die arabischen Karavanen zuflossen, und die sie über alle Küsten des Mittelmeers weiter verhandelte.

Der Admiral Vincent hat in seinem Aufsatz über den Periplus des Nearch mit jenem Instinkt, der die Engländer in seemännischen und Handelsangelegenheiten nie verläßt, bemerkt, daß, wenn Nabukodroßor zu gleicher Zeit Tyrus zerstörte und die Nabatäer durch

Wegführung eines Theils ihrer Bevölkerung heimsuchte, dieß deshalb geschah, weil er einen Plan verfolgte, der den Zweck hatte, die Richtung des indischen Handels zu ändern, zu bewirken, daß er endgültig den Weg über den Persischen Golf und Babylon und von da quer durch sein Reich, durch die Städte Palmyra und Damask und durch Syrien wählte. So beschränkte er sich nicht darauf, die Städte zu Grunde zu richten, durch welche dieser Handel bis dahin gegangen. Er ließ auch große Arbeiten zwischen Babylon und dem Meere ausführen, um die Schifffahrt zu erleichtern und um die von den indischen Häfen kommenden Schiffe nicht blos nach Gerra, sondern nach der gemeinschaftlichen Mündung der beiden großen Ströme zu lenken, die Mesopotamien bewässern. Auf seinen Befehl baute man große Schleußen und warf man Dämme auf, um die Wasser des Schatt el Arab zusammenzuhalten und so Schiffen von ziemlich starkem Tonnengehalt die Hinauffahrt bis Babylon zu ermöglichen. Zu Kar Dunyas oder Teredon wurde ein gewaltiges Hafenbassin ausgegraben. Der berühmte Königskanal oder Naharmalcha wurde geschlämmt und wiederhergestellt und in Chaldäa ein andrer schiffbarer Kanal, der Arakan, geschaffen. Diese großartigen Werke, welche ein sehr wohldurchdachtes Ganze bildeten, zeigen, daß er wirklich den Plan hatte, welchen der Admiral Vincent so scharfsinnig herauszufinden gewußt hat.

Vielleicht war es derselbe Gedanke, welcher den babylonischen Eroberer bewog, seine Waffen nach Yemen zu tragen. Gewiß ist, daß er nach Unterwerfung des größten Theils des wüsten Arabiens das Sabäerreich angriff und hier an der Küste des Rothen Meeres bis in die Gegend von Aden vordrang, dessen er sich ohne Zweifel bemächtigen wollte. Er führte mehrere der joktanischen Stämme, unter andern die Hadhura, die das Gebiet von Raß innehatten, und die Wabar, die in der Nachbarschaft Adens wohnten, gefangen hinweg und brachte sie an die Ufer des Euphrat. Wie immer sind diese Unglücksfälle für die muslimischen Geschichtschreiber gerechte Strafgerichte wegen gottloser Verschmähung prophetischer Warnungen. Die Hadhura hatten Schoaibs, des Sohnes Dhu Mahdams,

die Wabar Hanzhalas, des Sohnes Safwans, Ermahnungen nicht gehorcht.

Aber wenn Nabukodroßor auf diese Art tief in Yemen eindrang, konnte er sich doch nicht behaupten und mußte er sich zurückziehen, nachdem er nicht vielmehr als eine Razzia in großem Maßstabe gemacht. Er erreichte so, daß ein Theil des indischen Handels, welcher bis dahin über das Reich Saba gegangen, nach Babylon abgelenkt wurde, aber ganz konnte er ihn nicht nach dem Persischen Golf und nach dem Euphrat ziehen; denn dazu bedurfte er der Herrschaft über Aegypten, wo er den Hafenstädten am Isthmus von Suez dasselbe Loos wie Tyrus hätte bereiten müssen. Wenn die große kanaanitische Stadt ihre Macht hatte vernichten sehen, so waren die in starker Anzahl in Aegypten angesiedelten tyrischen Kaufleute und Seefahrer von diesem Unglück nicht berührt worden. Ermuthigt und beschützt von Nechao und dessen Nachfolgern setzten sie mit Glück ihre Fahrten nach Südarabien fort, an denen bald neben ihnen auch die Griechen theilnahmen, in deren Hände dieser Verkehr unter den Ptolemäern ganz übergehen sollte. Die über das Rothe Meer verschifften Waaren konnten dabei nicht mehr nach Tyrus gehen, um von dort sich über alle Küsten des Mittelmeers auszubreiten. Sie gingen jetzt quer durch Unterägypten in einer andern Richtung, und der Hafen, wo sie wieder für das Mittelmeer verladen wurden, war Naukratis und etwas später Alexandria.

Die Werke, die Nabukodroßor geschaffen, bestanden nicht lange, vor Ablauf eines Jahrhunderts seit ihrer Vollendung waren sie nicht mehr zu brauchen.

Unter der Herrschaft der Perser hatte die Schifffahrt auf dem Persischen Meerbusen mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Perser, die kein Schiffervolk waren, fürchteten immer, daß eine feindliche Flotte ihre fruchtbaren Provinzen anfallen und verwüsten könnte. Diese Furcht erscheint nicht ohne Grund, wenn man die Lage Babylons und Susas in Betracht zieht, zweier Hauptstädte ihres Reichs und Niederlagen der Tribute so vieler Völker, von denen die eine am Euphrat, die andere an dem durch einen Kanal

mit dem Tigris verbundnen Choaspes lag, zu denen man also auf dem Wasserwege gelangen konnte. Es hätte zu einem Angriffe auf sie von dieser Seite einer großen Seemacht, was wir heute unter einer solchen verstehen, nicht bedurft, sondern nur einiger Geschwader entschlossner Piraten von der Art der mittelalterlichen Normannen, und deren gab es im Persischen Golf eine große Menge. Was hätten die Perser einer Landung dieser Freibeuter entgegenzustellen gehabt? Die Plünderung und Zerstörung ihrer Hauptstädte wäre die unvermeidliche Folge davon gewesen, und selbst ihre Herrschaft hätte gestürzt werden können.

Um sich gegen diese Gefahr zu schützen, entschlossen sie sich, den Eingang in den Tigris, von wo man in den Choaspes hineinfuhr, der Schifffahrt ganz unzugänglich zu machen, und die Anstrengungen, die Zeit und das Geld, welche ihnen die Ausführung dieses Plans kostete, beweisen, wie sehr er ihnen am Herzen lag. Sie errichteten von Strecke zu Strecke Wehre von behauenen Steinen, welche den Fluß seichter machten, und über die das Wasser sich in einem mehr oder weniger hohen Fall herabstürzte. Alexander der Große, welcher den Handel und die Schifffahrt begünstigen wollte, befahl nach seiner Rückkunft aus Indien die Wegschaffung dieser Wehre aus dem Strome. Man hat nur in diesen der Schifffahrt vom Persischen Golf her bereiteten Hindernissen die Ursachen ihres raschen Verfalls zu suchen.

Dank den Arbeiten der Perserkönige, welche die Nabukodroßors zerstörten, konnten die Schiffe nicht mehr bis Babylon oder Opis heraufkommen. Der Hafen von Kar Dunyas oder Taradon versandete, vernachlässigt, in wenigen Jahren, sodaß er unbrauchbar wurde. Die für Babylon bestimmten Waaren mußten wieder in Gerra ausgeschifft und vermittelst Karavanen nach der großen Chaldäerstadt gebracht werden. So aber war die Zeit zwischen Kurusch und Alexander dem Großen die des höchsten Gedeihens von Gerra. Aber Babylon selbst, von Darayawusch und dessen nächstem Nachfolger sehr streng behandelt, hatte einen Stoß erhalten, von dem es sich nie ganz erholte, und nahm jedes Jahr mehr an Be-

deutung ab. Der Handel mit Indien zog sich allmählich ganz nach Yemen zurück und folgte von hier dem Rothen Meere. Fortan gab es an Stelle des gänzlich gebrochnen Tyrus nur zwei große Importmärkte, den in Aegypten, von dem aus sich die Waaren vermittelst des Hafens von Naukratis über alle Mittelmeerländer verbreiteten, und den von Seba oder Petra bei den Nabatäern, von wo sie auf dem Landwege nach Damask und Thapsakos und von hier wieder in die verschiedenen Binnenlande des westlichen Asiens gingen.

Die Einrichtungen und Sitten Yemens trugen das Gepräge der kuschitischen Civilisation, selbst nachdem die Joktaniden sich der Herrschaft bemächtigt hatten, so tief waren sie durch den Einfluß der ersten Bewohner dieses Landes während der zehn Jahrhunderte eingedrungen, welche zwischen ihrem Eintritt in das Land und der Herrschaft Jarobs lagen. So zeichnete sich stets Südarabien vor den übrigen Theilen der Halbinsel durch die Gewohnheiten seiner Einwohner aus, bis der Islam diese Gewohnheiten umstieß.

Das Kastenregiment, den Semiten fremd, war die Grundlage der gesellschaftlichen Einrichtungen bei den Sabäern. Diese Institution ist wesentlich kuschitisch, und allenthalben, wo wir auf dieselbe stoßen, ist es leicht, nachzuweisen, daß es ursprünglich von dieser Race ausging. Wir haben es in Babylon im Flor gesehen. Die Arya Indiens, welche es annahmen, hatten es den Bevölkerungen kuschitischen Blutes entlehnt, welche vor ihnen in den Becken des Indus und des Ganges die herrschenden gewesen waren, und welche sie sich unterworfen hatten. Dieselbe Einrichtung bietet sich uns im Reiche der Narikas auf der Küste von Malabar dar, die ebenfalls Kuschiten waren, und deren Verfassung auffallende Aehnlichkeiten mit derjenigen der Sabäer hatte. Bei den letzteren gab es fünf streng geschiedene Kasten: die Krieger, die Ackerbauer, die Handwerker, die, welche sich mit der Anpflanzung und Verschickung der Myrrhen befaßten, und die, welche den Weihrauch gewannen und versandten. Es waren geschlossne Kasten, welche nicht außerhalb ihrer Mitte heiratheten.

Ebenfalls kuschitischen Ursprungs waren mehrere Sitten der Sabäer, die uns Strabo aufbewahrt hat, die Gütergemeinschaft der Brüder unter der Verwaltung des ältesten und die damit in Verbindung stehende Polyandrie in der Form, daß alle Brüder einer Familie nur eine gemeinschaftliche Frau hatten. Die letztere Sitte findet sich noch bei den Narikas von Malabar und bei den Resten der vorarischen Urbevölkerung Indiens, die sich in den Hochthälern des Himalaya erhalten haben.

Die alten Bräuche Yemens haben nichts mit denen der Semiten gemein. Der von Gregentius, dem Bischof von Zhafar, verfaßte Codex der homeritischen Gesetze zeigt uns mehr äthiopische als arabische Sitten, eine große Verkehrtheit der geschlechtlichen Beziehungen, eine barbarische und sehr verwickelte Strafgesetzgebung, Verbrechen und Vorschriften, die den Semiten unbekannt waren. Die Beschneidung, welche man schon im höchsten Alterthum in Yemen eingeführt findet, verschiedene andere heidnische Bräuche, welche sich dort bis auf den heutigen Tag erhalten haben, scheinen kuschitischen Ursprungs. Lokman, die mythische Verkörperung der Weisheit der Aditen, erinnert an Aesop, dessen Name Welcker auf äthiopische Herkunft zurückführt. (*Αἴσωπος = Αἰθίοψ.*) Auch in Indien scheint die Literatur der Märchen und Lehrfabeln von den Sjudras zu stammen. Vielleicht bietet uns diese Art der Dichtung, die durch die Rolle charakterisirt wird, welche in ihr das Thier spielt, eine den Kuschiten eigenthümliche Literaturgattung dar.

Auf diesen immer erhalten gebliebnen Grund von Einrichtungen und Sitten, welche die Aditen von der Race Kuschs entlehnt hatten, auf das Kastenregiment pfropften die Joktaniden, sobald sie sich der Herrschaft bemächtigt, eine politische Organisation, welche an die der meisten andern semitischen Völker erinnert, und welche sich von dem, was wir in den hamitischen Reichen, in Aegypten, Phönizien, Babylon, bei den Narikas sehen, wesentlich unterscheidet, das System der Stämme und des militärischen Lehnswesens, zwei Einrichtungen, die von allen Arabern hochgehalten werden.

Als Suzerän mehrerer Fürsten, welche nach völliger Unab-

hängigkeit strebten, und deren Unterwürfigkeit stets sehr zweifelhaft war, sah der König von Saba in seinen eignen Staaten seine Macht aufgewogen durch die der großen Vasallen, deren nationaler Titel Kayl war. Jeder dieser großen Lehnsträger, die denjenigen des Mittelalters glichen, wurde durch den Namen des festen Schlosses, wo der Sitz seiner Herrschaft war, und das diesem Namen vorgesetzte Wort Dhu, d. h. „der von" oder „der Herr von" bezeichnet. So gab es einen Dhu Raidan, d. h. einen Herrn von Raidan, einen Dhu Ruain u. s. w. Es waren die Häuptlinge der Stämme, die trotz des seßhaften Zustandes, in dem die ganze Nation lebte, ebenso getrennt von einander blieben, wie bei den nomadisirenden Arabern, und von denen jeder seinen bestimmten Bezirk innehatte. Die Unterscheidung der Stämme fand indeß nur in der obersten Kaste statt, d. h. in derjenigen der Krieger. Vielleicht war diese Kaste allein von rein joktanischer Herkunft, und die andern müssen als Nachkommen der kuschitischen Urbevölkerung angesehen werden.

Unter den Kayls stufte sich eine ganze militärische Adelsherrschaft ab, welche die Inschriften uns kennen lehren, und deren Titel Bain, „Erlaucht", Dhara, „Vortrefflich", Watr, „Erhaben" lauten, doch kennen wir leider nicht die Stufenfolge dieser Excellenzen. Als Gesammtheit hießen sie „Abaali Saba", d. h. „die Herrschaften von Saba." Die Träger dieser Adelstitel waren die Häupter der verschiedenen Häuser oder Familien des Stammes und ihrerseits wieder Vasallen der Kayls, die jeder in seinem Bereich einen Bruchtheil von deren Souveränität ausübten, wie die mittelalterlichen Barone.

Bei einer Organisation dieser Art konnte die Centralgewalt des Königthums nicht stark sein, ausgenommen in dem Falle, wo auf dem Throne ein Fürst saß, der mit eiserner Hand zugriff. Nur ein solcher erzwang sich für einige Zeit Gehorsam bei den Reichsunmittelbaren und den Untervasallen. So beschreibt der griechische Reisende Agatharchides den König von Saba als einen Fürsten, der auf seinen Palast beschränkt lebte und mehr Ehre als Macht besaß. Er setzt sogar hinzu, daß „der König von dem Tage an, wo er die

Krone aufsetzte, seinen Palast nicht mehr verlassen konnte, und daß er, wenn dieß geschah, gesteinigt wurde, wie ein alter Brauch vorschrieb." Dieß ist indeß offenbar eine der Uebertreibungen, die Reisenden häufig passiren, indem sie nach einem oder zwei Beispielen eine Regel bauen. Die Geschichte zeigt uns eine ziemliche Anzahl sabäischer Könige, die als Eroberer auftraten und sich also durchaus nicht immer in ihr Schloß einsperren ließen. Aber die Mehrzahl mag allerdings ihr Leben im Harem verbracht und sich mit den Ehren befriedigt gefunden haben, die man ihnen erwies, während die Kayls die eigentliche Macht besaßen.

Die Hofbeamten theilten das träge und nichtsbedeutende Leben dieser Könige. Agatharchides beschreibt sie als durch stetes Nichtsthun verweichlichte Leute, während der Lehnsadel von mannhafter und kriegerischer Art war. Uebrigens nahmen die Verschnittnen hier wie anderwärts im Orient in der Umgebung des Fürsten eine wichtige Stelle ein, wie man aus den Inschriften inne wird.

Die Erbfolge in der königlichen Familie, sowie die der großen Häuptlinge, vermuthlich auch die der unter diesen stehenden Lehnsträger, war nach einem uralten Gebrauch in Arabien geregelt, den der Islam später adoptirt und überall zum Gesetz erhoben hat, wo er die Herrschaft gewann. Man erschöpfte erst die ganze Zahl der Söhne eines Vaters, bevor man zu der nächsten Generation überging. So folgte einem König auf dem Throne unmittelbar sein Bruder und nicht sein Sohn.

Die Herzöge und Barone Yemens lebten ganz wie die des germanischen Mittelalters in starken Burgen. Die Trümmer dieser Vesten trifft man noch in allen Gegenden des Landes an, und die einzigen, die man bis jetzt mit einiger Sorgfalt hat untersuchen können, die von Hisn Ghorab, des Schlosses, welches die Handelsstadt Kane beherrschte und von dem englischen Seeoffizier Wellsted durchforscht worden ist, zeigen, daß die Befestigungskunst bei den Sabäern schon beträchtliche Fortschritte gemacht hatte. Ein gewisser Theil dieser Festungen gehörte dem König, die übrigen den Kayls und dem niedern Adel.

Unter den festen Schlössern der Krone werden als die wichtigsten das von Salhin bei Mariab, das von Ghumdan bei Sanaa und die von Baimun und von Raidan bei Zhafar genannt, welches letztere als Apanage des ältesten Sohnes des Königs bis zu seiner Thronbesteigung galt. Unter den Burgen der Lehnsfürsten sind die berühmtesten die von Sauhathan, von Kaukaban, von Sirbah, Mirwah, Hinda, Honeida, Kulsum und Naaman, welche in der Geschichte Yemens während der ersten Jahrhunderte unsrer Zeitrechnung eine sehr wichtige Rolle spielen.

Um diese sabäischen Ritterburgen hatten sich auf ganz natürlichem Wege Anhäufungen der schutzbedürftigen Bevölkerung und daraus Dörfer gebildet, von denen einige durch den Handel oder andere Ursachen zu großen Städten geworden waren. Beispiele sind: Amram, Haran, welches in der Bibel wiederholt als Handelsplatz ersten Ranges erwähnt wird, Kane, sehr berühmt im hohen Alterthum schon, Abian bei Aden, Taez u. s. w. Aber welche Entwickelung diese Städte auch im Laufe der Zeiten genommen hatten, wenn sie dem Adel gehörten, wurden sie immer als Schlösser (Beit) bezeichnet, wodurch man sie von den Städten (Hedjar) unterschied, zu denen z. B. Mariab, Sabota, die Hauptstadt Hadhramauts, Sanaa, Zhafar und Aden gerechnet wurden. Diese waren königliche, d. h. solche Orte, die von niemand anders als dem Könige abhingen. Die Burgen, welche sie beschützten, und welche in diesem Falle immer einen Namen trugen, der von dem der Stadt verschieden war, wie z. B. Salhin neben Mariab und Ghumdan neben Sanaa, waren Festungen der Krone. Diese Haupt- oder Königsstädte scheinen sich gewisser Freiheiten und eines ziemlichen Grades von Selbstregierung erfreut zu haben, etwa wie die Reichsstädte des mittelalterlichen Deutschland. Sie bildeten wirkliche Gemeinden und wurden von besondern Behörden regiert, deren municipalen Charakter man nicht verkennen kann. Der Bürgermeister von Mariab, der Hauptstadt, führte den Titel „der Mächtige von Saba.“

Alle diese Mittheilungen sind den alten Inschriften von Yemen entnommen.

„Die Sabäer“, sagt Agatharchides, „haben in ihren Häusern eine unglaubliche Menge von goldnen und silbernen Gefäßen und Geräthen aller Art, Betten und Dreifüße von Silber, alle Möbel von erstaunlichem Luxus. Ihre Häuser haben Gänge mit Säulen, die mit Gold überzogen sind, und über denen sich silberne Kapitäler erheben. An den Friesen, den Krönungen und den Thürfüllungen bringen sie goldne Opferschalen, besetzt mit Edelsteinen, an. Außerdem geben sie außerordentlich viel aus für die Ausschmückung dieser Gebäude, indem sie dabei Gold, Silber, Elfenbein, kostbare Steine und überhaupt alle diejenigen Stoffe anwenden, auf welche die Menschen den meisten Werth legen.“

Plinius sagt, daß es in Sabota, der Hauptstadt Hadhramauts, 60, und in Tamna, dem Hauptorte der Gebaniten, 65 Tempel gegeben habe. Nach demselben Schriftsteller betrug der Umfang der Stadt Mariab, in welcher die sabäischen Könige residirten, vierzehn römische Meilen, und Strabo berichtet, daß der Glanz dieser Stadt die Legionssoldaten in Erstaunen setzte, die mit Aelius Gallus vor ihre Mauern zogen. Alle Theile Yemens sind noch mit den gigantischen Trümmern alter Städte bedeckt, und unter diesen Ruinen sind die großartigsten die von Mareb. Leider ist der Plan, den der französische Reisende Arnaud davon aufgenommen und der Asiatischen Gesellschaft in Paris eingeschickt hatte, verloren gegangen. Wir besitzen gegenwärtig keine Zeichnung, die uns eine Vorstellung von der sabäischen Architektur geben könnte.

Diese Architektur mußte aus der von Babylon hervorgehen, wie die Civilisation und Religion des Landes mit derjenigen der Chaldäer nahe verwandt waren. Die Beschreibung, welche uns der muslimische Geschichtschreiber Kaßwini von dem Palaste giebt, der in der Burg von Ghumdan stand und erst im siebenten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung auf Befehl des Chalifen Othman zerstört wurde, zeigt uns in der That einen Bau, der nach dem Muster der babylonischen Pyramide von sieben Stufen errichtet war, auf dem Gipfel ein Tempelchen hatte und mit Platten von glänzenden symbolischen Farben bekleidet war. „Es war“, sagt er, „ein ungeheures

vierseitiges Gebäude, die eine Seite roth, die andere weiß, die dritte gelb, die vierte grün. In der Mitte erhob sich ein Bau von sieben Stockwerken, von denen jedes vierzig Ellen hoch war, in der Breite und Tiefe aber immer etwas weniger hielt als das unter ihm befindliche. Das letzte bildete einen kleinen Saal (Jwan), der ganz von Marmor war und dem eine einzige große Marmorplatte als Decke diente. An den vier Ecken dieses Saales waren die Figuren von vier Löwen angebracht, sie waren hohl, und wenn der Wind in ihre Rachen blies, gaben sie Töne von sich, die wie Gebrüll klangen." Auch das ist ein charakteristisches Merkmal der chaldäisch-assyrischen Bauweise, daß die aus leichten Säulen meist von Holz bestehenden Colonnaden, wie Agatharchides sagt, mit Metallblättchen bekleidet waren. Nur überzog man dieselben in Babel und Ninive mit Bronce, in Yemen dagegen, wohin der Handel Massen edler Metalle hingeführt hatte, mit Gold und Silber.

Man hat einige cylinderförmige Petschafte und andere geschnittene Steine von sabäischer Arbeit. Das Museum der Asiatischen Gesellschaft zu Bombay enthält ein aus Mareb stammendes Basrelief, welches einen Krieger Yemens auf einem Kameel vorstellt. Endlich bieten uns Broncetafeln, die in Amran gefunden wurden und im Britischen Museum aufbewahrt werden, Tafeln, die mit religiösen Weihesprüchen in himjarischen Schriftzeichen bedeckt sind, allerlei Ornamente und symbolische Figuren. Leider aber sind alle diese seltnen Denkmäler sabäischer Kunst von verhältnißmäßig neuem Datum und tragen die unverkennbare Spur des Einflusses griechischer Kunst. Sie können uns also keine hinreichende Idee von dem geben, was der Stil der Plastik Yemens in älterer Zeit war. Indeß findet man doch selbst unter dem hellenischen Einfluß noch Typen symbolischer Darstellungen, die der chaldäisch-assyrischen Cultur entlehnt sind, z. B. die beiden einander zugekehrten Flügelsphinxe, die zwischen sich eine heilige Pflanze haben.

Der Ackerbau wurde von den alten Südarabern in sehr entwickelter Weise betrieben. Die Bewässerungsmethoden, in diesem Tropenklima eine Sache von höchster Wichtigkeit, waren bis zur

höchsten Vollkommenheit ausgebildet, und das ist wieder ein unbestreitbarer Vergleichspunkt zwischen der sabäischen und der mesopotamischen Civilisation. Worin die alten Ingenieure Yemens ganz besonders sich auszeichneten, war die Errichtung gewaltiger Dämme in den Hochgebirgen, welche ausgedehnte Wasserbecken bildeten, die sich in der Regenzeit füllten und während der trocknen Jahreszeit das zur Bewässerung des tieferliegenden Landes erforderliche Wasser lieferten. Fast alle bedeutenden Mittelpunkte der Bevölkerung hatten in ihrer Nachbarschaft einen Damm dieser Gattung, von welchem die Fruchtbarkeit der Gefilde abhing, die sie umgaben. Der berühmteste von allen ist der Damm von Mareb, dessen Bruch kurz nach Beginn der christlichen Aera eines der Hauptereignisse der alten Geschichte Yemens war, und dessen Reste noch heute vorhanden sind. Aber die arabischen Schriftsteller nennen noch einen bei Sanaa, der jenem an Bedeutung nicht nachstand.

Die sehr unvollständige Kunde, die wir von der alten Religion Yemens besitzen, verdanken wir lediglich den dort gefundenen Inschriften. Diese Religion ging aus der von Babylon hervor und erhielt sich bis zur Verkündigung des Islam im Wesentlichen unverändert.

Wir finden hier in der That die Mehrzahl derselben göttlichen Persönlichkeiten, die am Euphrat verehrt wurden, ja selbst ihre Namen wieder. Denn es ist unmöglich, in den Göttern, die wir in Yemen Il, Bil, Schams, Athtor, Sin, Simdan, Nasr genannt sehen, die chaldäisch-assyrischen Gottheiten Ilu, Bel, Samas, Istar Sin, Samdan, Nisroch zu verkennen. In Betreff des Nasr werden wir außerdem in unsrer Ansicht noch durch die Angaben mehrerer muslimischer Schriftsteller bestärkt, welche sagen, daß derselbe mit einem Adlerkopfe dargestellt wurde; denn dieß ist der gewöhnliche Typus der Darstellungen Nisrochs auf den Denkmälern von Babel und Ninive. Vielleicht könnte man auch den Salman von den Gestaden des Euphrat mit dem obersten Schutzgotte der Stadt Aden Yathaa vergleichen, dessen Name die genaue Uebersetzung desjenigen von Salman ist und ebenfalls einen „erlösenden" Gott bedeutet.

In der Religion Assyriens und Babyloniens begegnete man dem Grundgedanken der göttlichen Einheit, entstellt durch pantheistische Träumereien. Die Untergötter waren in der That nichts als die in Personen verwandelten Eigenschaften und Kundgebungen des höchsten und einzigen Gottes, welcher das große All war, in welchem sich alle Dinge vermischten und verloren. Dieser monotheistische Grundgedanke ist in dem, was wir von der Religion des alten Yemen wissen, sehr deutlich ausgeprägt. Der Cultus des Il, d. h. der auf die edelste, umfassendste und am meisten dem Monotheismus sich nähernde Weise aufgefaßten Gottheit, hatte hier eine Ausdehnung, welche der Dienst des Ilu in Babylon und Chaldäa niemals erreichte. Besonders unter dem Namen Il Makah, „der Gott, welcher erhört", war er weithin verehrt, hatte er fast überall Heiligthümer, war er im Besitz des vornehmsten Tempels in Mariab und mit einem Worte der eigentliche Nationalgott.

Ebenso wie in Babylon, in Assyrien, in Phönizien, bei den syrischen Völkerschaften, kurz in allen Religionen derselben Familie sind die meisten Namen der Götter Yemens, ob sie nun identisch mit denen Babylons sind oder eine besondere Physiognomie haben, Epitheta oder Eigenschaftswörter, was sehr deutlich alle diese göttlichen Persönlichkeiten als von einem bestimmten Gesichtspunkte aus betrachtete Eigenschaften oder Attribute des absoluten Wesens bezeichnet. So haben wir in Bil den „Herren", in Rahman den „Barmherzigen", in Jathaa den „Erlöser", in Haubas den „Leuchtenden", in Samah den „Erhabnen", in Kulal den „Vollkommenen", in Simdan den „Gewaltigen", in Dhamar den „Beschützer" vor uns. Man könnte ein Verzeichniß der Beinamen Allahs bei den muslimischen Arabern zu lesen glauben, aber diese Namen werden auf denselben Denkmälern zugleich wie die von bestimmten Personen angewendet. Man muß noch zu dieser Kategorie von Bezeichnungen diejenige von Dhu Samawi, dem „Herrn des Himmels" hinzufügen, welche ganz der von Baal Samim in Phönizien entspricht.

Neben dieser philosophischen Theilung des Wesens und der Macht Gottes, welche uns so deutlich das zurückruft, was wir in Babylon gesehen haben, bemerkt man aber auch in Yemen die gröbere geographische und politische Theilung, die in Phönizien herrschte. Ebenso oft wie die göttlichen Eigenschaften sind örtliche Heiligthümer die Ursache zur Entstehung von Nebengöttern. Auf einer Inschrift des Britischen Museums werden Il Makah von Haran und Il Makah von Raaman als zwei verschiedene Gottheiten angerufen wie auf den assyrischen Inschriften Istar von Arbeles und Istar von Ninive. Man nennt fast niemals den Namen eines Gottes, ohne ihm den Titel des Herrn von dem oder jenem Orte zu geben. So ist Il Makah der Herr von Haran, von Raaman, von Awam oder Aaram, Athtor der Herr von Dudh, Sin der Herr von Alam, Jathan der Herr von Aden, Schams die Herrin von Ghazharan. Es giebt auch Gottheiten, vorzüglich weibliche, welche auf den Inschriften durch keinen andern Namen als den des Herrn oder der Herrin dieses oder jenes Ortes bezeichnet werden, genau so, wie der Baal Tars und der Baal Sidon Phöniziens. Dahin gehören die Göttinnen Dhat Hami, die „Herrin des heiligen Bezirks", und Dhat Baadan, die „Herrin von Baadan". Derartige Thatsachen gingen bei den Sabäern aus derselben Ursache wie bei den Phöniziern und Kanaanitern im Binnenlande Syriens hervor, aus der feudalen Zerstückelung des Landes und dem particularistischen Geiste der einzelnen Bezirke.

Die Religion Yemens hatte in der Auffassung ihrer Nebengötter und in ihrem ganzen Geiste noch mehr das Wesen des Sternendienstes und einen noch astrologischeren Charakter angenommen als die Religion Babylons, wo jene schon eine sehr bedeutende Rolle spielten. Indem sie in einer Gegend wohnten, wo der Glanz des nächtlichen Himmels unvergleichlich ist, voll Staunen und Bewunderung über die Harmonie der Gestirne und die mächtige Wirkung der Sonne auf die Gewächse, waren die Sabäer dahin gelangt, daß sie alles in der Natur auf die Gestirne und vorzüglich auf das glänzendste unter denselben bezogen.

Die alte Religion Yemens war völlig solar. In der Sonne erblickten sie die vollständigste, edelste und reinste Offenbarung des göttlichen Wesens, und so beteten sie dieselbe als die Gottheit par excellence an. Alle Eigenschaftsnamen, die wir soeben als diejenigen anführten, aus denen sich bestimmte Persönlichkeiten entwickelten, beziehen sich auf die Sonne, ihre Functionen, ihre Eigenschaften, ihre Wirkungen und auf die verschiedenen Phasen ihrer Umdrehung. Bil, Rahman, Jathaa, Haubas, Samah, Kulah, Simdan, Dhamar, Dhu Samawi sind die Sonne von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet. Das Sonnengestirn selbst in seiner materiellen und sichtbaren Gestalt wurde unter dem Namen Schams angebetet. Und das trifft ganz mit der Natur der weiblichen Persönlichkeiten in den Religionen des Euphratlandes und Syriens zusammen; denn in diesen Religionen wird die Göttin als die „Manifestation“ des männlichen Gottes, dem sie entspricht, bezeichnet, sie ist sozusagen eine subjective Form der Urgottheit, eine zweite göttliche Person, hinreichend von der ersten verschieden, um mit ihr ehelich verbunden werden zu können, aber dennoch nur diese Göttin selbst in ihrer äußeren Erscheinung. So sammelt man hier, obwohl die Inschriften uns über die Göttinnen Yemens weniger Angaben liefern als über die Götter, gewisse Andeutungen über das, was jeder männliche Gott in der Religion dieses Landes wie in denen Babylons und Syriens war, in dem derselbe neben sich ein ihm genau entsprechendes Abbild in einer weiblichen Gottheit hatte, die nichts Anderes als er selbst, nur unter einer andern Form betrachtet war. Dem Ila entsprach eine Ilahat, deren Name sich in dem festen Schlosse Bit Ilahat bei Sanaa findet, Athor, als männliche Person betrachtet, war von einer Athtoret begleitet, was die Auflösung der mannweiblichen Liebesgöttin Syriens in zwei Personen war.

Neben der Sonne, von der wir zeigten, daß sie die Hauptgottheit der sabäischen Religion war, wurden von den Bewohnern des alten Yemen auch die andern Himmelskörper als zwar weniger bedeutende, aber auffallende Kundgebungen des göttlichen Wesens, als

aus dessen Substanz hervorgegangene Untergötter verehrt. Sie war der Mond, der wie in Babylon und den Religionen Kleinasiens als Mann aufgefaßt wurde. Man erwies ferner den fünf Planeten, deren Bezeichnung in der himjarischen Sprache wir nicht kennen, einigen Fixsternen, die sich durch ihren Glanz und ihre Größe auszeichnen, z. B. dem Altebaran (dem Auge des Stiers), dem Sohail (Canopus) und dem Schaari Lobur (Sirius), verschiedenen Bildern des Thierkreises, endlich allen Legionen der himmlischen Heere im Allgemeinen eifrige Verehrung.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so war die Religion Yemens, so wie sie sich uns nach den Weihinschriften der Tempel von Mariab, Samaa, Chariba, Amran und Abian darstellt, die Entwickelung, die unter dem Einfluß der Heiligthümer am Euphrat verfeinerte und verwickelter gewordene Form einer einfacheren und irrthümlicheren Religion, welche sich in Oman und in einem Theile Yemens bis in die Entstehungszeit des Islam erhielt und von der in den Volkssitten Omans sich noch Spuren finden. Diese letztere war der Sabäismus im engern Sinne, über welchen die Geschichtsschreiber der Urzeit des Islam, welche denselben noch in Kraft gesehen hatten, außerordentlich werthvolle und umständliche Berichte geliefert haben.

Der Sabäismus in seiner ersten Einfachheit scheint anfänglich über alle Völkerschaften Arabiens verbreitet gewesen zu sein. Er war eine Religion ohne Bilder, ohne Götzendienst und ohne Priesterthum. Man betete die sieben Planeten und vorzüglich die Sonne in ihrer Körperlichkeit an. Man richtete unmittelbar Gebete an sie, wenn diese Himmelskörper sich droben über den Häuptern der Menschen zeigten. Die Anhänger des Sabäismus hielten vor der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche ein dreißigtägiges Fasten zu Ehren des Aufsteigens der Sonne und der Wiederkehr der Erscheinungen der Vegetation, und sie feierten ferner ein jährliches Fest, welches für sie das vornehmste von allen war, nämlich den Tag, wo die Sonne in das Zeichen des Widders trat. Dieses Fest wird noch jetzt in ganz Oman öffentlich gefeiert, obwohl die Einwohner

dieses Landes sich zum muslimischen Glauben bekennen, der bei ihnen indeß in sehr verderbter Gestalt auftritt. Nach einem ersten Morgengruß an die aufgehende Sonne, wobei sie diesem Gestirn das Gesicht zukehrten, beteten die Anhänger dieser Religion, sich nach Norden wendend, sieben Mal des Tages zu den himmlischen Heerschaaren. Sie hatten keine regelmäßigen Priester, die eine hierarchische Körperschaft bildeten, sondern die sehr einfachen Funktionen ihres Gottesdienstes wurden von den Stamm- und Familienhäuptern versehen.

Von dem Geiste dieser Urreligion blieb den Bewohnern Yemens immer eine Tendenz, die verhinderte, daß sich bei ihnen der Götzendienst in so großem Stil entwickelte wie in Babel und Ninive. Allerdings nennt man Götterbilder, welche der Gegenstand ihrer öffentlichen Anbetung in einigen ihrer wichtigsten Tempel waren; aber die klassischen wie die arabischen Schriftsteller der muslimischen Zeit sind einstimmig in der Versicherung, daß sie Gebete an die am Himmel glänzenden Gestirne direct richteten, und daß dieser Cultus, der in hoch auf den Bergen gelegenen Heiligthümern oder auf dem Gipfel von Pyramiden gleich denen in Chaldäa stattfand, häufiger vorkam als das Beten zu Götzenbildern. Die Sabäer verehrten auch als natürliche Bilder der Götter oder genauer als Gegenstände, in denen das göttliche Wesen wohnte — auf ähnliche Weise, wie dieß bei den syrisch-phönizischen Culten geschah — gewisse Steine, die man als vom Himmel gefallen betrachtete, gewisse Quellen oder auch gewisse Bäume, wie z. B. die berühmte Palme von Nedjran, welche man bei den jährlichen Festen wie eine Frau mit goldnen Halsbändern und kostbaren Stoffen schmückte.

Weder die Inschriften noch die Berichte der arabischen Schriftsteller liefern uns genaue Einzelnheiten über die gottesdienstlichen Ceremonien der alten Bewohner von Yemen. Wir sehen nur aus den epigraphischen Texten, daß die Götter in Tempeln (Beit) angebetet wurden, die von der Frömmigkeit der Herrscher oder der Privatleute errichtet und mit einer geheiligten Schranke (Hami,

Haram) umgeben waren. Jeder dieser Tempel war einer besondern Gottheit geweiht, aber dieselbe war hier von einer ganzen Gruppe andrer Götter umgeben. In den heiligen Umfriedigungen opferte man blutige Opfer, Rinder, Schafe und Kameele. In den Tempeln stellte man Statuen, Votivtafeln, kostbare Gefäße, Barren von Gold und Silber als Weihgeschenke auf. Die Heiligthümer besaßen ferner Ländereien, Heerden und Sklaven, die dem Gotte von den Andächtigen geschenkt waren. Endlich war es ein häufig vorkommender Gebrauch, von dem uns die Denkmäler zahlreiche Beispiele liefern, sich selbst, seine Familie und sein Hab und Gut dem Dienste der oder jener Gottheit zu weihen.

Eine Sitte, die in allen syrisch-phönizischen Culten eine große Rolle spielte, war die der großen alljährlichen Wallfahrten nach gewissen besonders verehrten Heiligthümern, wo dann ein religiöses Fest begleitet von einem mehrtägigen Jahrmarkt gefeiert wurde. Die aramäischen Länder hatten so die berühmten Pilgerfahrten von Harran und Bambyce, Phönizien die nach dem Melkarthtempel zu Tyrus. Aber von allen Ländern Vorderasiens war Arabien dasjenige, wo diese fromme Gewohnheit sich am großartigsten entwickelt hatte. Wir werden in den folgenden Kapiteln von den Wallfahrten im steinigen Arabien und in Hedjas sprechen, vorzüglich von der bekanntesten, der nach der Kaaba in Mekka. Bei den Bewohnern Yemens herrschte dieselbe Gewohnheit.

Eine sehr große Anzahl von Pilgern begab sich aus dieser Gegend alljährlich nach Mekka. Die klassischen Schriftsteller schildern das Zusammenströmen derselben bei dem Jahresfeste in Bambyce. Aber auch in ihrem eignen Lande hatten die Sabäer wichtige Wallfahrtsorte. Eine von dem französischen Reisenden Arnaud abgeschriebene Inschrift in den Ruinen des Tempels des Il Makah zu Mariab spricht von den Wallfahrten, die man nach diesem Heiligthum unternahm. Ferner ergiebt sich aus dem Inhalt mehrerer in Amran entdeckter und jetzt im Britischen Museum aufbewahrter Bronzetafeln, daß es auch an diesem Orte eine berühmte Wallfahrt zu Ehren des Gottes Il Makah gab. Die muslimischen Schrift-

steller sprechen von denen, die in Tebala zu den Festen eines Gottes stattfanden, den sie Dhu Cholossa nennen, und der eine der Formen der Sonne gewesen zu sein scheint. Der Tempel von Tebala war das Ziel eines solchen Zusammenströmens von Menschen und der Gegenstand einer solchen Verehrung, daß man ihm den Namen der Kaaba von Yemen gegeben hatte. Die Schriftsteller der Zeiten des Islam sprechen auch von Pilgerfahrten nach Sanaa zu Ehren eines Gottes, den sie Rayam nennen, ein Name, der vielleicht verändert ist, wie das unter ihrer Feder häufig mit himjarischen Namen geschieht. Es gab deren ferner noch andere, die nur von einem Stamme oder einer Provinz besucht zu werden pflegten. Solche waren die der Benu Madhidj zu Dhorasch zu Ehren des Jaghuth, die der Benu Murad und des Stammes der Chaywan zu Ehren des Jauk, die der Dhu Kela zu Ehren des Gottes Nasr, diejenigen endlich der Bewohner des Landes Chaulan zu Ehren des Amm Anas, dem sie einen Theil ihrer Felder und Heerden heiligten, während sie einen andern Theil dem höchsten Gotte, d. h. dem Il weihten.

Die alten Bewohner Yemens glaubten an ein zukünftiges Leben. Diese Thatsache steht vollkommen fest, obgleich wir ihre Begräbnißfeierlichkeiten nicht kennen und ebensowenig etwas Genaues über ihre Vorstellungen vom Schicksal der Seelen nach dem Tode wissen. Die Inschriften lehren uns nur, daß die Familien des vornehmsten Standes, der joktanischen Kriegerkaste ihre verstorbnen Ahnen für den Göttern beigesellt hielten und ihnen einen Familiencultus widmeten. So ruft sehr oft der Verfasser einer religiösen Weihinschrift, die mit einem Gebet an die Hauptgötter des Olymps Yemens endigt, zugleich mit denselben auf dieselbe Weise und mit demselben Range seinen verstorbenen Vater, seine nächsten Verwandten und die Urahnen seines Geschlechts an. Aber natürlich existirte dieser Cultus nur bei den Familien von edlem Blute, und bei den niederen Kasten findet sich keine Spur davon.

Drittes Kapitel.

Hedjas. — Die arabische Sage von Ismael. — Beginn der Herrschaft der Djorhom. — Gründung der israelitischen Colonien von Chaybar und Jathrib. — Das Reich der Djorhom und seine Beziehungen zu der assyrischen Monarchie. — Einbruch Nabukodroßors in Hedjas. — Sitten und Bräuche der alten Araber. — Religion. — Der Hadj oder die Pilgerfahrt nach Mekka.

Die religiöse Bedeutung Mekkas, viel älter als der Islam, hat bewirkt, daß sich an diesem Orte alle Erinnerungen und Ueberlieferungen der Araber in Betreff der Urgeschichte von Hedjas concentrirt haben. Diese Erinnerungen stellen uns die Umgebungen der heiligen Stadt als den Ausgangspunkt aller ismaelitischen Völkerschaften dar, und unter der Herrschaft der muslimischen Lehre haben sie die Gestalt eines um die Person Ismaels gruppirten Sagenkreises angenommen, von dem ein Theil offenbar der Bibel entnommen ist, während ein anderer wichtiger Theil desselben nicht weniger unzweifelhaft eine alte nationale Ueberlieferung ist, die von Muhammed vom Gesichtspunkt seiner Ideen systematisch geordnet wurde. Wir gehen, wie wir dieß schon mit den Ueberlieferungen Yemens gethan haben, die sich auf die Aditen bezogen, zunächst daran, diese Sagen so wiederzugeben, wie sie der Kuran und die Geschichtsschreiber, die unter dessen Einfluß schrieben, erzählen; dann werden wir an der Hand Caussin de Percevals versuchen, festzustellen, was wirkliche Erinnerung ist, und was dieselbe an Wahrheit einschließt.

Als Abraham, so berichtet die Sage, Hagar und ihren Sohn Ismael aus seinem Zelte vertrieben hatte, ließ er sie in die Wüste an den Ort führen, wo jetzt Mekka steht. Hagar hatte bald die wenigen Lebensmittel aufgezehrt, die sie bei sich hatte. In ihrer Verzweiflung durcheilte sie mit großen Schritten den Raum, der sich zwischen den Hügeln Safa und Marwa ausdehnt, und suchte vergeblich nach Wasser, um ihren und ihres Sohnes Durst zu

löschen. Während dieser Zeit begann der kleine Ismael, sich fern von seiner Mutter sehend, zu weinen und die Erde mit dem Fuß zu stampfen. Sogleich entstand eine Quelle. Auf das Geschrei ihres Kindes eilte Hagar herbei und sah das hervorsprudelnde Wasser. Bei diesem Anblick wurde sie von Freude erfüllt, und indem sie fürchtete, das Wasser möge sich verlieren, trug sie Erde herzu, die sie um die Quelle schüttete, so daß sich ein Becken bildete. Es ist dieß nach Aussage der Muslime dieselbe Quelle, welche noch heutzutage den berühmten Brunnen Zemzem speist.

Es gab in diesem Lande einen Stamm der Amalika, welcher an der Seite des Berges Arafat lagerte. Zwei von diesen Amalika irrten, von Durst gequält, umher, um Kameele zu suchen, die sich verlaufen hatten. Sie bemerkten Vögel, welche umherflogen und sich am Fuße eines Hügels niederließen, und schlossen daraus, daß sich an diesem Orte Wasser finden müsse. Durch jenes Zeichen geleitet, kamen sie an die Quelle und sagten zu Hagar: „Wer bist du? Wer ist dieses Kind? Und wo kommt dieses Wasser her? Wir haben hier niemals etwas davon gesehen die Jahre daher, seit wir in dieser Wüste wohnen.“ Als Hagar auf ihre Fragen geantwortet und sie mit dem Wunder bekannt gemacht hatte, welches zu Gunsten Ismaels geschehen war, empfanden diese Araber für sie und ihren Sohn große Verehrung. Sie baten um die Erlaubniß, sich an diesem Wasser mit ihnen niederzulassen, und als Hagar eingewilligt, verlegte der ganze Stamm sein Lager an diesen Ort.

Ismael wuchs unter den Amalika auf. Als er das Mannesalter erreicht hatte, starb seine Mutter. Die Amalika sagten sich unter einander: „Diese Quelle gehört diesem jungen Menschen, für ihn hat der Himmel sie entspringen lassen. Wenn er diese Stelle verläßt, wird sie ohne Zweifel versiegen.“ In diesem Gedanken und um Ismael unwiderruflich an sich zu fesseln, beschlossen sie ihn mit einem jungen Mädchen ihres Stammes zu verheirathen, die Ibn Chaldun Amara, die Tochter Saids, nennt.

Die Sage erzählt dann von einem Besuche Abrahams bei

seinem Sohne, bei welchem der Patriarch Ismael den Rath ertheilt, seine erste Frau wegzuschicken. Wir übergehen die Einzelnheiten dieser Anekdote, welche kein geschichtliches Interesse hat.

„Nach diesen Zwischenfällen kamen zwei neue Stämme, um ihre Zelte neben denen der Amalika aufzuschlagen. Diese Stämme waren die Kinder Djorhoms und die Katuras. Der Häuptling der ersteren hieß Modhadj, der Führer der zweiten Samayda. Die Amalika sahen mit Mißvergnügen diese neuen Ankömmlinge und faßten den Plan, sie wegzutreiben. Aber seit einiger Zeit hatten die Leute dieses Stammes sich unter einander Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten erlaubt, welche den Zorn des Himmels gegen sie wachriefen. Gott, um sie dafür zu strafen, daß sie ein Land entheiligt, dem er einen heiligen Charakter verliehen, erweckte gegen sie Ameisen, welche sie zwangen, sich zu entfernen.

Die Djorhom und die Katura verblieben also im Besitz des Landes. Ismael blieb unter ihnen und schloß mit ihnen ein Bündniß, indem er die Tochter des Emirs der Djorhom zur Frau nahm. Dieses Mädchen wird von einigen Rala, von anderen Sajjida genannt. Die neue Heirath Ismaels fand die volle Beistimmung Abrahams."

In diese Zeit nun versetzt die Sage die Erbauung der berühmten Kaaba durch Abraham und seinen Sohn. Wir werden auf diesen Theil der Ueberlieferung zurückkommen, wenn wir uns weiter unten mit dem Gottesdienst in der Kaaba beschäftigen.

Ismael, so sagen die Muslime, versah damals die doppelte Stelle eines Patriarchen und Propheten; er wurde von Gott beauftragt, den verschiedenen Völkern Arabiens den wahren Glauben zu predigen, und es gelang ihm, die Djorhom und die Katura zu bekehren. Er starb endlich, nachdem er hundert und dreißig Jahre alt geworden war.

„Abraham und Ismael," sagte Caussin de Perceval mit vollem Recht, „müssen in diesen Ueberlieferungen als symbolische Persönlichkeiten betrachtet werden, die ihre Nachkommenschaft vorstellen. Die in diesem Sinne gedeuteten Erzählungen bieten deutliche Spuren

wirklicher Thatsachen." Man sieht hier die Race der Ismaeliten allmählig inmitten der Bevölkerungen wachsen, welche sich im Hedjas und dem Tihama folgten. Es sind zuerst die Amalika von reiner Race, die ältesten Einwohner, die uns die Geschichte in diesem Theile Arabiens zeigt. Sie werden durch die Coalition zweier neuer Elemente, welche hinzutreten, vertrieben, der Djorhom, die zu der joktanischen Race gehören und in der Genesis durch die Person Elmodads vertreten werden, und desjenigen Bruchtheils der Amalika, die unter Häuptlingen standen, welche ihre Herkunft von Abraham und der Kethura ableiteten und aus denen die Midjaniter hervorgingen. Die Nachkommenschaft Ismaels, wenigstens ein Theil, und zwar derjenige, welcher auf dem Stammbaum der Genesis als der älteste Sohn figurirt, schließt ein Bündniß mit den neuen Besitzern des Bodens, verbleibt in der Mitte derselben und fährt fort, rasch an Zahl und Bedeutung zu wachsen.

Die arabischen Ueberlieferungen nennen die zwölf Söhne Ismaels ganz genau so wie die Bibel. Wir haben oben schon gesagt, daß die meisten der Stämme, welche mit diesen verschiedenen Personen gemeint sind, sich in Nedjd niederließen. Ein einziger blieb in Hedjas oder genauer gesprochen in dem Tihama in der Mitte der Djorhom, nämlich die Abkömmlinge Nabits, des ältesten Sohnes Ismaels. Die nationalen Erinnerungen der Araber sagen alle dasselbe in Betreff dieses Punktes. Die hebräischen Propheten nennen außerdem die Leute von Nabit wiederholt als einen der größten Stämme Arabiens.

Nabit folgte nach den arabischen Geschichtsschreibern seinem Vater Ismael in dem Amte eines Wächters oder Dieners der Kaaba. Bei seinem Tode ging die Verwaltung dieses Tempels auf die Djorhom über. Diese Thatsache, so wie sie bei den Schriftstellern des Islam auftritt, unerklärbar, läßt glauben, daß die joktanischen Djorhom die eigentlichen Gründer der Kaaba waren, daß die Ueberlieferung dieser Thatsache sich bis auf Muhammed erhalten hatte, und daß dieser letztere die Erfindung, nach welcher Ismael und sein Vater Abraham die Erbauer des Heiligthums ge=

wesen sein sollten, nur zu dem Zwecke aufstellte, um in seinem Religionssystem den Cultus zu rechtfertigen, mit dem er dasselbe ferner umgeben sein ließ.

Der Fürst der Djorhom, welcher zuerst das Amt eines Wächters der Kaaba bekleidete, wird ebenfalls Modhadj genannt. Die Nachkommen Ismaels vereinigten sich um ihn. Modhadj ließ sich mit ihnen im obern Theile des Gebiets nieder, wo lange Zeit nachher die Stadt Mekka entstand. Die Katura, welche dieselben Oertlichkeiten bewohnten, siedelten sich im untern Theile mit ihrem Scheich Samayda an. Modhadj und Samayda theilten sich in die Herrschaft. Jener übte Rechte über die Reisenden aus, die von oben, dieser über diejenigen, welche von unten her in der Gegend ankamen, die von dem Lager der bei der Kaaba versammelten Colonie eingenommen war.

Dieser Stand der Dinge hatte mit der Zeit ein Ende. Die beiden Fürsten wurden zu Nebenbuhlern, indem jeder von ihnen die höchste Gewalt anstrebte. Endlich brach der Krieg aus. Die Ismaeliten machten gemeinschaftliche Sache mit Modhadj. Nach einem Kampfe, in welchem Samayda fiel, gingen die besiegten Katura auf Verhandlungen ein. Einige unterwarfen sich Modhadj und erkannten ihn als König des Landes an. Die meisten entfernten sich und zogen sich nach Norden zurück in die Gebiete am Elanitischen Golfe, wo die Hauptmasse der Nation der Katura oder der Midjaniter wohnte, und wo die Bibel sie uns immer zeigt. Diese Schlacht zwischen Modhadj und Samayda, berühmt in den Ueberlieferungen der Araber, war nach den muslimischen Schriftstellern die erste blutige Verletzung des heiligen Gebietes von Mekka.

Es würde nicht viel bedeuten, wollten wir mit einigen abendländischen Kritikern untersuchen, ob der Modhadj und der Samayda, die in dieser Erzählung auftreten, mit den gleichnamigen Persönlichkeiten eins und dasselbe sind oder nicht, die wir schon in der Sage von Ismael figuriren sahen. In dem einen wie in dem andern Falle muß die Ansicht abgewiesen werden, daß diese Namen wirkliche Personen bedeuten. Es sind diejenigen, welche unter den Häuptlingen der

Djorhom und der Katura vorherrschen, und sie sind ebenso wie der Name Elmodad in der Genesis in keiner andern Absicht gewählt, als in der, jene beiden Racen zu personificiren, welche um den Besitz des Gebiets von Tihama stritten, wo später Mekka erbaut wurde.

Nachdem die Katura oder Midjaniter vertrieben waren, blieben die Djorhom viele Jahrhunderte unbestrittne Herren des Landes. Der Stamm, welcher sich durch Nabit an Ismael anschloß, lebte unter ihnen, durch die Bande eines engen Bündnisses mit ihnen vereint, auf dem Fuße völliger Gleichheit. Anfangs schwach, wuchs er mit der Zeit an Zahl und Wichtigkeit.

„Es ist fast überflüssig, wenn wir bemerken", sagt Caussin de Perceval, „daß der Schauplatz der Begebenheiten der Urgeschichte von Ismaels Race, der von den arabischen Traditonen auf das Thal von Mekka beschränkt wird, offenbar über ein weiteres Gebiet ausgedehnt werden muß.

Die Mittheilung über einen Streit zwischen den Familien, welchen man auf diese Weise Mekka zum Wohnsitz giebt, ist übrigens das einzige Document, welches die arabischen Schriftsteller in Betreff der Geschichte der Ismaeliten während vieler Jahrhunderte darbieten. Eine ungeheure Lücke ist hier offen gelassen in der genealogischen Reihenfolge der Kinder Ismaels, ohne daß man nach der Ansicht der scharfsinnigsten Autoren dieselbe mit einem einzigen Namen ausfüllen könnte, der auch nur einige Wahrscheinlichkeit für sich hätte. Von der Generation Nabits und Kaidars ist der erste Sproß vom Stamme Ismaels, welchen man kennt, oder von welchem man Gewißheit zu haben glaubt, Adnan, einer der Ahnen Muhammeds. Die Zeit aber, die zwischen Adnan und Muhammed liegt, wird von Tabari und andern Schriftstellern auf vierzig Generationen geschätzt, und Ibn Chaldun glaubt, zweifelsohne mit Recht, daß diese Schätzung auf schwachen Füßen steht*).

*) Die Zahl vierzig ist bei derartigen Angaben in orientalischen, besonders arabischen Schriften und Sagen meist eine unbestimmte, etwa so, wie wenn wir sagen: „ich habe es ihm zehnmal verboten", oder: „hundertmal habe ichs wiederholt".

Die Araber, welche die Gegend von Mekka bewohnten, lebten Jahrhunderte unter Zelten in einem stehenden Lager. Es gab an diesem Orte kein anderes Gebäude als die Kaaba. Die Stadt wurde erst nach Beginn der christlichen Aera erbaut. Dagegen gab es schon in sehr alter Zeit hier die Städte Chaybar und Jathrib.

Die Gründer dieser Städte waren die Amalika gewesen, die in der That, wie wir schon gesagt haben, die ersten geschichtlich bekannten Bewohner des eigentlichen Hedjas waren. Die Sage erzählt, daß ein Häuptling der Amalika, Namens Jathrib, die Stadt erbaute, der er seinen Namen gab. Das Land war damals voll Quellen und reich an Palmen. Angelockt von den Vorzügen des Bodens, wurde die Bevölkerung, die sich hierher gewendet, seßhaft und widmete sich dem Ackerbau.

Der Besitz von Chaybar, Jathrib und andern Punkten des Hedjas ging von den Amalika auf jüdische Colonien über, sei es bald, sei es nach Verlauf langer Zeit. Die Ansichten der Orientalen sind in dieser Hinsicht verschieden.

„Die einen sagen, daß nach Vertilgung der Amalika des Hedjas durch ein von Josua geführtes Heer ein Theil der Israeliten, welche den Feldzug unternommen, in dem eroberten Lande geblieben sei und sich in Jathrib, Chaybar und gewissen Nachbarorten niedergelassen habe.

Andere und zwar vorzüglich der Verfasser des Aghani, lassen diese selben Amalika in etwas früherer Zeit ausgerottet und durch eine jüdische Bevölkerung ersetzt werden. Als Moses, so sagen sie, in Syrien eingerückt war, befahl er einem beträchtlichen Truppencorps, zur Bekämpfung der Amalika auszuziehen und sie alle umzubringen, ohne auch nur einen einzigen zu verschonen. Diese Truppen fielen in Hedjas ein, besiegten die Amalika, welche sie vorfanden, und ließen sie über die Klinge springen. Aber gerührt von der Jugend und Schönheit des Sohnes ihres Königs Arkam, ließen sie ihn am Leben und begnügten sich, ihn als Gefangnen wegzuführen. Moses war gestorben, als sie nach Syrien zurückkamen,

um wieder zu ihren Brüdern zu stoßen. „Wir haben“, sagten sie zu diesen, als sie Rechenschaft von ihrem Zuge ablegten, „alle Feinde getödtet, aber wir haben Mitleid gehabt mit diesem Kinde, und wir wollen es vor Moses führen, auf daß er über sein Schicksal entscheide.“ Man antwortete ihnen: „Indem ihr den Befehlen des Propheten ungehorsam gewesen seid, der euch gebot, niemandem Gnade zu gewähren, habt ihr ein Verbrechen begangen. Wir wollen euch daher nicht wieder unter uns aufnehmen und nicht dulden, daß ihr in Syrien bleibt.“ So von ihren Brüdern zurückgestoßen, kehrten diese israelitischen Soldaten nach Hedjas zurück und machten das Land des Volkes, welches sie besiegt hatten, zu ihrer Heimath. Sie ließen sich in Jathrib und dessen Umgebung nieder, bauten da Wohnungen und widmeten sich dem Ackerbau.

Wieder eine andere Ueberlieferung behauptet, daß David, durch den Aufstand seines Sohnes Absalom genöthigt, sein Reich zu verlassen, sich mit dem Stamme Juda zu den Juden von Chaybar zurückzog, über die und deren Nachbarn er mehre Jahre und bis zu dem Augenblicke herrschte, wo die Niederlage und der Tod Absaloms ihm die Rückkehr nach Jerusalem gestatteten. Von da an, heißt es, blieb die Judencolonie in Hedjas mit den Fürsten des Hauses David verbunden und denselben unterthänig als ein Anhängsel des Reichs Juda.“ (Caussin de Perceval.)

Die Abweichung dieser Erzählungen von einander beweist, daß es hier nur zwei durch die Ueberlieferung sicher gestellte Thatsachen gab: die, daß das Land ursprünglich im Besitz der Amalika war, und die Existenz jüdischer Colonien in demselben, die, zu verschiedenen Zeiten durch neue Auswandrerhaufen verstärkt, sich bis zu den Zeiten Muhammeds erhielten. Aber in Bezug auf die Gründungszeit dieser Colonien wußte man nichts Sicheres, und jeder der muslimischen Geschichtsschreiber hat versucht, sich ein System zu bilden, welches diese Zeit zusammenfallen läßt mit den mehr oder weniger wirren Vorstellungen von der Geschichte der Israeliten, die der Kuran bei den Arabern eingebürgert hat.

Wären diese Historiker in der Lage gewesen, sich unmittelbar

aus der Bibel Rath zu holen, so würden sie gefunden haben, daß die Auswanderung der Ansiedler, welche auszogen, um sich in Hedjas niederzulassen, hier in aller Form mit ihrem Datum erwähnt wird, und zwar im ersten Buch der Chronik, Kapitel 4, Vers 42 und 43, wo erzählt wird, wie unter der Regierung des Königs Hizkia fünfhundert Familien vom Stamme Schim'on unter der Führung Phalthiahs, Naariahs, Raphajas und Oßiels über das Gebirge Seir gingen, um sich in einem Lande von Amalekitern bewohnt niederzulassen, welche letzteren sie ausrotteten. Wenn der holländische Gelehrte Dozy geglaubt hat, diese Schim'oniten wären bis Mekka vorgedrungen und hätten sich dort festgesetzt, so ist das eine Ansicht, die nicht genug Begründung hat, um angenommen werden zu können.

Die Mittheilung der Bibel stimmt mit den von der Mehrzahl der arabischen Schriftsteller angenommenen Ueberlieferungen dahin überein, daß sie uns zeigt, wie zur Zeit der Gründung jener Colonien in Yathrib, Chaybar und allen Orten, wo die Schim'oniten ihren Wohnsitz aufschlugen, hier noch Reste der Amalika verblieben waren. Aber sie waren damals nicht mehr die alleinigen Bewohner von Hedjas und nicht Herren des Landes. Ismaelitische Stämme hatten mehrere Punkte inne, z. B. Tayma, und die neuen Themuditen, ein joktanischer Stamm, der aus Yemen ausgezogen, hatten sich in dem Gebiet Madain Saleh festgesetzt. Die herrschende Nation aber waren die Djorhom, ebenfalls eine joktanische Völkerschaft, welche sich allmählich über ganz Hedjas ausgebreitet und dasselbe zum Mittelpunkt eines mächtigen Reichs gemacht hatte, von dem sogleich die Rede sein soll. Indem diesen jüdischen Einwanderern von den Djorhom gestattet wurde, sich in ihrem Reiche niederzulassen, bildeten dieselben von da an den Grundstock der Einwohnerschaft von Yathrib, Chaybar und andern weniger wichtigen Städten. Aber sie breiteten sich nicht über diese drei oder vier eng umgrenzten Orte hinaus weiter aus, und concentrirt in ihren Städten, hatten sie keinen ernstlichen politischen Einfluß auf das Land und folgten in allen Stücken den Schicksalen desselben.

Die arabischen Ueberlieferungen erzählen, daß zu derselben Zeit, wo Jarob die Herrschaft der Joktaniden in Yemen begründet, sein Bruder Djorhom ganz Hedjas erobert und dort ein Reich geschaffen habe, welches mehrere Jahrhunderte gedauert. Man muß also annehmen, daß ungefähr zu derselben Zeit, wo die Zerstörung der Monarchie der Aditen stattfand, d. h. um den Beginn des achten Jahrhunderts vor der christlichen Zeitrechnung, die Begründung einer einheitlichen Monarchie stattgefunden hat, welche das ganze Hedjas umfaßte, und in welcher die Herrscherrolle der mächtigen Nation der Djorhom gehörte, die wie die zweiten Sabäer von Joktan abstammten, und die wir sich in der Gegend Mekkas festsetzen, die Wache bei der Kaaba übernehmen, dann endlich die Midjaniter nach dem steinigen Arabien zurückwerfen und sich über das ganze Land ausbreiten sehen.

Wenn die Historiker des muslimischen Arabien nach alten Erinnerungen ihres Vaterlandes die Existenz dieses Reichs der Djorhom verzeichnen, so wissen sie absolut nichts von dessen Schicksalen bis zu seiner Zerstörung durch Nabukodroßor. Aber durch Entzifferung der assyrischen Keilinschriften ist man in diesen letzten Jahren dahin gelangt, in unerwarteter Weise diese wichtige Lücke ausfüllen zu können.

Die aus dem ersten ninivitischen Reiche stammenden Texte der Zeit vor der Niederlage des Königs Assurlikhus sind in Betreff Arabiens stumm, wenigstens die, welche man bis jetzt kennt. Uebrigens richteten die assyrischen Herrscher dieser ersten Periode ihr Augenmerk auf die Länder des Ostens, und erst später beschäftigten sie sich mit der Unterwerfung Syriens und andrer westlich vom Euphrat gelegnen Gebiete. Sie scheinen niemals in die arabische Halbinsel vorgedrungen zu sein, und die einzigen Stämme, welche sie in dieser Richtung bekämpften, waren die, welche unmittelbare Nachbarn des rechten Euphratufers waren, indem sie zwischen diesem Strome und der großen syrischen Wüste hausten. Diese Nomadenstämme, welche theils aramäische, theils von rein arabischem Blute waren, bedrohten Mesopotamien selbst mit ihren Einfällen,

und folglich war das Herz des Reichs dabei interessirt, wenn man an ihre Unterwerfung ging. So sehen wir denn auch, daß man sich unter der Regierung Tiglat Pilezers des Ersten mit derselben beschäftigte.

In der Zeit des zweiten ninivitischen Reiches, als die assyrische Macht nach kurzer Schwächung sich aus ihren Ruinen furchtbarer als jemals erhob, war eines der Hauptziele der Anstrengungen dieser Macht die vollständige Unterwerfung Syriens, die Festhaltung dieses reichen Landes unter der Botmäßigkeit Ninives, endlich die endgültige Befestigung der Obmacht der Waffen Assurs im Westen durch die Eroberung Aegyptens und Arabiens. Die assyrischen Monarchen erkannten in der That bald, daß jede Besitznahme von Syrien und Palästina so lange zweifelhaft war, als man sich nicht jener beiden großen Länder bemächtigt hatte, von denen jederzeit ein gefährlicher Einbruch erfolgen konnte. Es ist dieß eine Wahrheit, die unsre Kreuzfahrer im Mittelalter zu spät entdeckten, und deren Unkenntniß die hauptsächlichste Ursache der Unfälle wurde, die ihre Austreibung herbeiführten. Die Assyrer täuschten sich als geschickte Strategen darüber nicht. So machte man sich von der Zeit Tiglat Pilezers des Zweiten an, während die Feldzüge gegen Syrien häufiger und ernsthafter wurden, und während man sich bemühte, die oft mehr nominelle als wirkliche Unterwerfung der Tributpflichtigen wirksamer zu gestalten, daran, sich mit den Angelegenheiten Arabiens zu beschäftigen und bald durch die Waffen, bald durch Unterhandlungen den unmittelbaren Einfluß und die Oberherrschaft Assyriens über die ganze Halbinsel auszubreiten.

Die assyrischen Inschriften zeigen uns in dieser Zeit ein geschlossnes und stark constituirtes Reich in Hedjas, in welchem sich schon zahlreiche Städte erheben. Die hauptsächlichsten, die man als zu diesem Reiche gehörig anführt, sind Yathrib im Innern des Landes und Iambo sowie Dschiddah „am Meere." Ein König, dem alle seßhaften und nomadisirenden Stämme der Umgebungen gehorchen, steht diesem „Königreich der Araber" vor. Man kann

hierin das Reich der Djorhom erkennen, von welchem die arabischen Geschichtschreiber sprechen.

Im Norden dieses wichtigsten Staates der Halbinsel sehen wir einen andern, welcher keine besondre Bezeichnung hat, und den die Texte einfach als „Königreich der Araber“ hinstellen. Die Hauptstadt ist der große Ort Ad Damu, in welchem man ohne Mühe das Duma der Bibel mit dem arabischen Artikel und das Daumat El Djandal der heutigen Araber erkennt. Dieses Reich, viel weniger ausgedehnt als das der Djorhom, umfaßte das Gebiet von Daumat, das Djauf und vielleicht den Dschebel Schommer. Es zeigte die ganz besondere und bei keinem andern semitischen Volke vorkommende Eigenthümlichkeit, daß in ihm immer nur Frauen herrschten. Ein Mann konnte niemals die Krone tragen, eine Königin statt eines Königs hatte den Thron inne, und diese Königin war zu gleicher Zeit die Priesterin des Gottes Schams, der Sonne, der höchsten Gottheit der Nation.

Die Stämme der syrischen Wüste von den Ufern des Euphrat bis in die Gegend von Damask führten ein Beduinenleben gleich denen, welche ihnen in unsern Tagen gefolgt sind. Man traf indeß von Strecke zu Strecke einzelne Städte inmitten der Wüste, wie z. B. Palmyra, und dieselben mehrten sich, je näher man an den Euphrat kam. In dieser ganzen Region gab es keinen wirklich organisirten Staat, keine feststehende Monarchie. Die Stämme lebten gewöhnlich in der wilden Unabhängigkeit der Wanderaraber hin. Den benachbarten Reichen gelang es bisweilen, dieselben zum Gehorsam zu bringen, aber es war nur ein zeitweiliger und sehr unvollständiger Gehorsam. Der Beduine wird niemals vollständig unterworfen; denn die Wüste selbst verbürgt ihm seine Freiheit.

Was das Nedjd betrifft, so lehren uns die Mittheilungen, welche die assyrischen Monarchen uns über ihre eignen Feldzüge liefern, daß damals alle seine fruchtbaren Theile, die von Wüstenarmen durchsetzt sind, wie noch heute mit einer seßhaften, Ackerbau treibenden Bevölkerung bedeckt waren, die zahlreiche blühende Städte hatte. Wir werden in einem gewissen Augenblick dieses weite Land

dem Herrscher von Hedjas unterworfen sehen. Aber der Text selbst, der uns dieß lehrt, scheint anzudeuten, daß dieser Stand der Dinge von neuem Datum und das Ergebniß einer Eroberung war, welche erst kürzlich stattgefunden hatte. Es ist also wahrscheinlich, daß die verschiedenen Bezirke des Nedjd, welche die Natur selbst geschaffen zu haben scheint, um isolirt zu bleiben, lange Zeit keinem großen Reiche unterworfen und selbst von einander unabhängig waren.

Die älteste Erwähnung von Arabern, welche auf den assyrischen Inschriften vorkommt, findet sich auf der Stele, welche von Salmanassar dem Vierten an den Quellen des Tigris errichtet wurde und jetzt im Britischen Museum aufbewahrt wird. Sie kommt in der Aufzählung der Contingente der verschiedenen durch den Sohn Assurnasirpal bei Karkar besiegten Könige vor. Neben den von Benhidri von Damask, Sakhulina von Hamath, Achab von Israel, Mathanbaal von Arvad und Baasa von Ammon gesandten Truppen sehen wir hier „hundert Kameele von Djendib dem Araber" figuriren. Aber die Erwähnung ist, wie man sieht, sehr unbestimmt und lehrt uns durchaus nichts über den Theil Arabiens, wo Djendib lebte und regierte. Er muß der Scheich eines der bedeutenderen Stämme der Wüste in der unmittelbaren Nachbarschaft Syriens gewesen sein; denn die bei Karkar besiegte Conföderation bestand ausschließlich aus syrischen Fürsten. Andrerseits muß aber der Araber, der sich an diesem Bündnisse betheiligte, eine nur mittelmäßige Macht besessen haben; denn sein Contingent war ein nur geringes.

Wir haben soeben gesagt, daß erst von der zweiten Periode des assyrischen Reichs und von der Regierung Tiglat Pilezers des Zweiten an die sich auf Arabien beziehenden Berichte auf den Denkmälern häufig und genau werden, und daß man jetzt die ninivitische Oberherrschaft sich allmählich über die Halbinsel ausbreiten sieht. Tiglat Pilezer nennt auf den Denkmälern der verschiedenen Epochen seiner Regierungszeit zwei Königinnen der Araber von Duma, die nach einander ihm tributpflichtig gewesen; die erste hieß Zebibije, die zweite Schamsije. Durch ihn wissen wir auch, daß diese Kö-

niginnen zu gleicher Zeit Priesterinnen des Gottes Schams waren. Noch ist von dem Reiche Hedjas nicht die Rede. Die Araber von Duma hatten sich übrigens Tiglat Pilezer freiwillig unterworfen; denn die Liste der Feldzüge dieses Fürsten führt keinen an, der gegen sie gerichtet gewesen wäre. Um sie zur Unterwerfung zu bestimmen, genügte ohne Zweifel eine einfache Demonstration während der so sehr verlängerten Belagerung der Stadt Arpad, welche die Besiegung ganz Syriens zur Folge hatte. Aber 733 schloß sich Schamsije dem Aufstande Reßins, des Königs von Damask, und Pekachs, des Königs von Israel, an. So entsendete Tiglat Pilezer, nachdem er Damask eingenommen und die Unabhängigkeit dieser großen Stadt vernichtet, seine Truppen gegen die Araber von Duma. Das assyrische Heer nahm ihre Stadt ein, tödtete ihnen viele Leute und machte eine große Razzia gegen ihre Rinder-, Schaf- und Kameelheerden. Die Königin Schamsije floh in die Wüste und schickte von da an den König von Assur eine Gesandtschaft, um den Frieden zu erbitten, der ihr denn auch gewährt wurde.

In einer andern Inschrift theilt uns Sargin mit, daß er nach Einnahme Samarias und nachdem er bei Raphia die vereinigten Streitkräfte des Pharao Schabaka und Chanons, des Königs von Gaza, besiegt, einen Theil seines Heeres während seiner Rückkehr zur Züchtigung der Araber verwendete, welche die Wirren des Kriegs benutzt hatten, in einen Theil des Reichs Israel einzufallen und diese neue Eroberung des assyrischen Monarchen zu verwüsten. Der wichtigste dieser Stämme war der von Themud, von dem wir schon zu reden Gelegenheit hatten. Einige Jahre nachher (715) schickte Schamsije ihren Tribut an Sargin mit einer feierlichen Gesandtschaft, die beauftragt war, ihm zu huldigen, und der Ruf dieses Fürsten hatte sich in ganz Arabien so ausgebreitet, daß man in demselben Jahre bei Sargin eine Gesandtschaft mit Geschenken auch von Jathaamer, dem König von Saba, ankommen sah.

Der Verkehr zwischen Yemen und Syrien, die Hauptquelle des Reichthums der Stämme in Centralarabien, war damals in höchster Blüthe. Es war die Zeit, wo Jesaja, um durch materielle

Bilder den zukünftigen Glanz des geistigen Jeruschalajim zu malen, sagte: „Eine Ueberschwemmung von Kameelen wird dich bedecken, es werden die Kameele von Midjan und Epha sein, alles Volk von Saba wird kommen mit Gold und Weihrauch und Lobgesänge auf Gott anstimmen. Die Heerden von Kaydar werden für dich versammelt werden, und die Widder von Nabit werden dir zu Diensten stehen."

Aber unter den Prophezeiungen, welche derselbe Prophet in dem Jahre aussprach, wo der Tartan oder Oberfeldherr der assyrischen Heere von Sargin gegen Azoth gesandt wurde (711), befanden sich Drohungen einer neuen Heimsuchung der Leute von Kaydar. „Bewohner der südlichen Länder", rief der Seher aus, „auf der Straße nach Dedan, kommt herbei mit Wasser vor den, der Durst hat, mit Broten vor den Flüchtling. Denn sie sind geflohen vor den Schwertern, vor der drohenden Klinge, vor dem gespannten Bogen, vor der schrecklichen Schlacht. Sehet, was Jahve mir sagt: Noch ein Jahr, wie das Jahr des Dienstes der Lohnarbeiter, und die ganze Herrlichkeit Kaydars wird zu Grunde gerichtet sein. Was übrig bleiben wird von den kühnen Bogenschützen der Kinder Kaydars, wird vermindert werden; denn Jahve, der Gott Israels, hat gesprochen."

Die Erfüllung dieser Drohungen ließ indeß noch einige Jahre auf sich warten. Aber Sancherib meldet uns in der Inschrift auf dem in London aufbewahrten Prisma, daß er, nachdem er unmittelbar nach seiner Thronbesteigung Merodach Baladan besiegt, der Besteuerung wegen alle Araberstämme angegriffen habe, die das Gebiet von Gambul am Ausfluß des Schatt El Arab bis nach Hagar innegehabt hätten, in welchem letzteren wir genöthigt sind, das Hedjer der arabischen Geographie, d. h. den südlichen Theil von Bahreïn zu erkennen. Von dieser Zeit an gehörte Gerra und dessen Umgebung, das Dedan der Bibel, den Herren von Babylon, dessen Hafenplatz jene Stadt war. Wie wir oben sagten, grenzte der große Stamm Kaydar an den Bezirk Hedjer. Es entspricht daher allen Wahrscheinlichkeiten, wenn wir annehmen, daß auf

diesem Feldzuge, welcher eine große Razzia war, und über den wir fast gar nichts Einzelnes wissen, die Leute von Kaydar erreicht und zur Anerkennung der assyrischen Oberhoheit gezwungen wurden."

Von einer andern Expedition nach Arabien, die derselbe Sancherib gegen das Ende seiner Regierung unternahm, erfahren wir nur durch die Erwähnung derselben in einer Inschrift Assarahaddons. Es wurde damals die Stadt Ad Dumu mit Sturm genommen und eine Menge ihrer Einwohner in die Gefangenschaft abgeführt. Leider wissen wir den Namen der Königin nicht, mit welcher Sancherib damals zu thun hatte. Dieser König scheint übrigens nach einigen Anzeichen der erste Herrscher Assurs gewesen zu sein, welcher die Huldigung des Königreichs von Hedjas empfing.

Assarahaddon, sein Sohn, beschäftigte sich ernsthaft mit den Angelegenheiten Arabiens, unternahm einen Feldzug bis ins Herz der Halbinsel und drang hier mit Waffengewalt weiter nach Süden vor als irgend ein andrer assyrischer Herrscher. „Die Stadt Ad Dumu", sagt er auf dem Prisma, welches das Britische Museum besitzt, „die Stadt der Macht der Araber, welche Sancherib, der König von Assyrien, der Vater, der mich erzeugt hat, eingenommen hatte, ich habe sie von Neuem angegriffen und die Einwohner derselben nach Assyrien gebracht. Ein Gesandter der Königin der Araber kam darauf nach Ninive mit vielen Geschenken und beugte sich vor mir. Er bat mich, ihm seine Götter wiederzugeben. Ich erfüllte seine Bitte. Ich habe die Bilder dieser Götter, die verdorben waren, wieder hergestellt. Ich ließ auf diese Bilder das Lob Assurs und den Ruhm meines Namens schreiben, dann ließ ich sie herbeibringen und stellte sie ihm wieder zu. Ich ernannte zur Königin der Araber eine Frau Namens Tabua, die aus meinem Harem genommen war. Als Ausgleichung für die Götter, welche ich diesem Lande zurückgab, erhöhte ich den Tribut, welchen es meinem Vater entrichtet hatte, um fünfundsechzig Kameele."

Dieß ist die letzte Erwähnung des Reichs Duma, welche sich gefunden hat; wahrscheinlich verschwand es bald nachher unter Um-

ständen, die zu errathen wir sogleich einige Mittel an die Hand bekommen werden.

Assarahaddon erzählt sodann, was er in Betreff des andern arabischen Königreichs, des von Hedjas, that. „Die Tage Haßaus hatten ihr Ende erreicht. Ich setzte seinen Sohn Jala auf den Thron. Ich habe seinen Tribut um sechs Minen Gold, tausend Steine Birut und fünfzig Kameele der besten Art über das, was sein Vater entrichtete, erhöht."

Infolge dieser Vorkehrungen und indem er zur Operationsbasis die reichen Bezirke des Centralplateaus der Halbinsel nahm, drang Assarahaddon in südlicher Richtung über die Wüste von Dahna vor und erreichte auf seinem Zuge das Land Bazi und die Granitberge des Gebiets von Chazu, die im Innern von Hadhramaut liegen. „Ich habe", so sagt der stolze Eroberer, „in diesem Lande acht Könige getödtet, ich habe ihre Götter nach Assyrien gebracht, desgleichen die Beute, die ich ihnen abnahm, ihre Schätze und ihre Unterthanen." Assarahaddon stellte an die Spitze der Bezirke, welche er erobert hatte, Layli, den König von Jadih, einer der Städte des Landes, welche sich beeilt hatte, sich ihm zu unterwerfen. Aber die entfernten und überdieß vom Reiche durch eine ungeheure Wüste getrennten Gegenden blieben nach ihm nicht abhängig von der assyrischen Monarchie, wenn sie auch bis zu seinem Tode einen Theil derselben zu bilden fortfuhren.

Jala hatte den Thron nur sehr kurze Zeit inne. Nach der Thronbesteigung Assurbanipals in Assyrien wurde er durch eine Persönlichkeit ersetzt, deren Verwandtschaft mit ihm wir ihrem Grade nach nicht kennen, nämlich durch Iwaite, den Sohn Nurays. Dieser zeigte sich anfänglich als getreuen Vasallen der ninivitischen Monarchie, und als Assurbanipal seinen zweiten Feldzug gegen Aegypten unternahm, erwartete ihn Iwaite in der Wüste mit einer großen Menge von Kameelen, welche das für die Bedürfnisse des assyrischen Heeres erforderliche Wasser trugen. Aber später, als Samulsamugin sich mit Hülfe Teummans, des Königs von Elam, gegen seinen Bruder empörte und eine große Anzahl von Völkerschaften

zu einem Bunde vereinigte, der einen Augenblick nahe daran war, das Reich umzustürzen, lieh der König der Araber des Hedjas sein Ohr dessen Aufreizungen. Er erklärte sich unabhängig von Ninive, und indem er die Bevölkerungen der Halbinsel zu den Waffen rief, um das Joch der Fremden abzuschütteln, vereinigte er dieselben um sein Banner und brachte es in kurzer Zeit dahin, daß seine Oberhoheit im ganzen Mittelpunkte und Norden dieses weiten Landes, im Nedjd und in den Wüsten anerkannt wurde, welche Syrien vom Euphrat trennen. Wahrscheinlich verschwand in diesen Wirren auch das Reich Duma, welches, wie wir sahen, in der Zeit Assarahaddons noch einige Bedeutung gehabt hatte, welches aber in dem Bericht über den von Assurbanipal in Arabien geführten Krieg nirgends mehr erwähnt wird.

Der Text dieses offiziellen Berichts, der auf dem Prisma steht, welches das Britische Museum besitzt, ist bis jetzt eben so wenig veröffentlicht als durch einen Assyriologen analysirt worden. Aber wir haben ihn nach den Copien studiren können, welche Oppert von dem Originaldocument genommen hat. Leider ist er sehr verstümmelt und bietet zahlreiche und beträchtliche Lücken, infolge deren er sehr dunkel ist. So kann man, besonders nach einem nur flüchtigen Studium, keine geeignete Uebersetzung davon geben. Aber man kann wenigstens andeutungsweise die Hauptzüge desselben zusammenstellen, und das wollen wir im Folgenden versuchen.

Iwaite, nicht zufrieden damit, sich unabhängig zu erklären, hatte Samulsamugin und Teumman unter dem Befehl eines der vornehmsten Scheichs seiner Staaten, Ayms, des Sohnes Theïrs, ein Heer zu Hülfe geschickt. Dieses Heer wurde von den Assyrern am untern Euphrat geschlagen; aber Assurbanipal, welcher den Heerd des Kriegs im Lande Elam erblickte, ließ vorläufig Arabien seitwärts liegen, um sich ausschließlich mit der Zurückführung der Elamiten zum Gehorsam zu beschäftigen. Erst als Susa genommen und Ummanaldas, der Nachfolger Teummans, zur Unterwerfung gezwungen war, wendete er sich gegen Iwaite und seine Araber.

Drei Feldzüge nacheinander wurden auf die Unterwerfung derselben verwendet.

Der erste dieser Feldzüge fand im neunten Jahre der Regierung Assurbanipals (659) statt. Nachdem er den Euphrat überschritten, nahm der König von Assyrien den Arabern sieben feste Städte ab, von denen nur eine mit einem uns bekannten Namen identificirt werden kann. Dieß ist Hirata, in welcher wir die an der Grenze von Chaldäa gelegne arabische Stadt Hira wieder zu erkennen glauben, die in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung so berühmt war. Die sechs andern heißen Azran, Udum, Jabrud, Beït Neni, Muchad, Chardije und Ssutach. So viel man aus dem hier ganz besonders mangelhaften Texte sehen kann, war keine derselben sehr weit vom Euphrat entfernt. Bevor er sich in das Herz der Halbinsel wagte und die Wüsten durchschritt, was ein bedenkliches und gefahrvolles Unternehmen war, widmete Assurbanipal einen ersten Feldzug dem Zwecke, sich eine solide Operationsbasis auf arabischem Gebiete zu schaffen.

Im folgenden Jahre (658) nahmen die Operationen einen völlig andern Charakter an und führten die Assyrer in einem einzigen Feldzuge bis tief nach Yemama hinein. Die Truppen Iwaite's (dieser Fürst ist niemals selbst als Theilnehmer an irgend einem Kampfe genannt) wurden von Aym, dem Sohne Theïrs, und dessen Bruder Abyate befehligt. Der König der Nabatäer, Mathan, welcher das Joch der ninivitischen Oberhoheit in derselben Zeit wie der König der Araber des Hedjas abgeworfen hatte, hatte beträchtliche Hülfstruppen gesandt, indem er sehr wohl begriff, daß, wenn die Araber niedergeworfen wären, dann an ihn die Reihe kommen würde, das Gewicht des Zornes des assyrischen Monarchen zu empfinden.

Assurbanipal überschritt mit Beginn des Feldzugs den Euphrat erheblich weiter im Norden als im vorhergehenden Jahre, und bevor er sich nach den Punkten begab, die er damals in Besitz genommen, versicherte er sich vollständig seiner Rückzugslinie, indem er das Land unterwarf, welches in den Inschriften der älteren Könige

den Namen Suchi führt. Er nahm hier drei Städte ein: Naram Istar, dessen Name auf assyrisch-chaldäischen Ursprung hinweist, Hadatta, offenbar das Hadissa von heutzutage, eine Stadt am Ufer des Euphrat, endlich Surib, welches am Saum der Wüste in der Richtung nach Hira hin zu suchen sein wird. Diese ersten Thaten waren nur das Vorspiel des großen Feldzugs, welcher sich nunmehr eröffnen sollte. Wohlversehen mit Transportmitteln, begleitet von zahlreichen mit Wasserschläuchen beladenen Kameelen, begab sich das assyrische Heer in die Wüste, um der Route zu folgen, welche noch heute die persischen Mekkapilger einschlagen, um nach Meschhed Ali im Nedjd zu gelangen; denn die Straßen der Wüste sind durch alle Jahrhunderte stets dieselben geblieben. Der Zug durch diese Sandeinöden, die „Gebiete des Durstes", wie der Keilschriftentext sich ausdrückt, war lang und mühselig. Endlich kam man an einem Ort Namens Churarin an, wo „das Heer Quellwasser trank." Die in dem Bericht mit großer Genauigkeit angegebenen Entfernungen erlauben keinen Zweifel daran, daß dieser Ort im Dschebel Schommer, wie dieses Bergland jetzt heißt, lag. Von dort begab man sich nach Jarek, der wichtigsten Stadt des Landes, die man mit stürmender Hand einnahm. Wir haben weiter oben schon dieses Jarek mit dem Namen Jerach in Verbindung gebracht, der nach den biblischen Geschlechtsregistern einer der Söhne Joktans war. Indem Assurbanipal sich immer in südlicher Richtung, jedoch fortan ein wenig mehr östlich weiter bewegte, um dem Zuge der bebauten Hochflächen zu folgen, drang er dann in das Land von Bar ein, in welchem wir nach den Andeutungen über seine Lage das untere Kasim zu erblicken genöthigt sind.

Assurbanipal bemächtigte sich Azallahs, der Hauptstadt des Landes Bar, und setzte dann seinen siegreichen Marsch fort. Er durchzog eine schmale Wüste, welche offenbar das Nefud ist, das zwischen Kasim und dem eigentlichen Nedjd liegt. Nachdem er diese Wüste durchzogen, bemächtigte er sich zunächst der Stadt Jaschammeh. Es giebt heutzutage keinen Ort dieses Namens mehr, aber das Gebiet nordwestlich von Nedjd im engsten Sinne des

Wortes führt noch jetzt die Bezeichnung Woschem, und hierin findet sich mit geringer Veränderung der alte Name. Die wichtige Stadt, von der dann die Rede ist, muß nach der von der Expedition verfolgten Richtung in den Gebieten, welche jetzt der Mittelpunkt der Wachabitenmacht sind, also bei Er Riad oder Derajeh, gesucht werden. Sie wird Isdah genannt und war die Hauptstadt eines Königs Ayla, der ein Vasall Iwaites war. Man verehrte dort den Gott Ach As Samaïn (Bruder des Himmels), nach dessen Namen das Land genannt war.

Indem das assyrische Heer das Land Ach As Samaïn verließ, hatte es wieder eine Wüste zu durchschreiten „voll von reißenden Thieren, und in der die Vögel des Himmels ihre Nester nicht bauen.“ Nahe dieser Einöde erreichte man das Gebiet und die Stadt Korassid. Der erste Theil dieses Namens scheint in dem heutigen Bezirk El Gora zwischen Nedjd und Tihama erhalten zu sein. Und in der That liegt dieser Bezirk auf der Straße, welche vom Lande der Wachabiten nach dem Gestade des Rothen Meeres führt, und auf welcher wir den dritten Feldzug Assurbanipals in Arabien sich bewegen sehen.

Der zweite Feldzug dieses Eroberers endigte in Korassid. Das Mittelplateau der Halbinsel war seiner ganzen Ausdehnung nach durchzogen und zur Unterwerfung gebracht. Es blieb jetzt noch das Land zu unterjochen, wo die Macht Iwaites ihren Mittelpunkt hatte, das eigentliche Reich der Djorhom, das Hedjas, d. h. der Westabhang der Gebirgskette, welche mit dem Rothen Meer parallel läuft. Aber Assurbanipal konnte sich auf so gutem Wege nicht aufhalten, und ein drittes Kriegsjahr (657) wurde auf diesen letzten Theil seiner Aufgabe verwendet.

Von Korassid aufbrechend marschirten die assyrischen Truppen westlich und kamen in kurzer Zeit am Ufer des Meeres und vor den Mauern Djisdas an. Hier ist die Deutung des vom assyrischen Texte gegebnen Namens leicht, man kann kaum in Zweifel sein, daß es sich um Dschidda handelt, eine Stadt, die sich, wie man sieht, mit Recht, eines sehr hohen Alterthums rühmt. Assurbanipal

nahm sie ein. Dann, indem er nach Norden hinaufstieg, um Hedjas seiner ganzen Länge nach zu durchziehen, gelangte er endlich dahin, Yambo und Jathrib mit stürmender Hand einzunehmen. Dieses letztere Ereigniß beendigte den Krieg. Iwaite, aus seinem letzten Zufluchtsorte vertrieben, bat um den Frieden, der ihm von dem ninivitischen Monarchen unter der Bedingung gewährt wurde, daß er einen höhern Tribut als bisher entrichte. Aber er entlud seinen Zorn auf die beiden Scheichs, welche die Vertheidigung des Landes organisirt und geleitet hatten, auf Aym und Abyate, die Söhne Theïrs. Assurbanipal ließ sie sich von Iwaite ausliefern, und sie wurden lebendig geschunden und ihre Häute nach Ninive geschickt.

Nachdem die Angelegenheiten Arabiens auf diese Weise geordnet waren, setzte der assyrische Großkönig seinen Marsch nach Norden fort und erreichte Syrien durch das Land der Nabatäer, welche keinen sehr ernsthaften Widerstand zu leisten vermochten, und deren König Mathan sich so ebenfalls genöthigt sah, um Frieden zu bitten.

Wie hart auch die Araber in diesen drei Feldzügen Assurbanipals behandelt worden waren, erwartete sie doch siebzig Jahre später ein viel größeres Unglück. Unter den Weissagungen, welche Jeremia in den letzten Zeiten Jeruschalajims gegen die Lande Moab, Ammon und Edom verkündete, die das Reich Jehuda auf den verhängnißvollen Weg der Empörung gegen die babylonische Macht zu drängen suchten, welche der von Ninive gefolgt war, gab es auch beredte Drohungen gegen die arabischen Völkerschaften, welche die Geißel der Verwüstung nicht verschonen sollte.

„Siehe, was Jahve spricht“, hieß es da, „erhebt euch, steigt hinauf nach Kaydar und verwüstet die Söhne des Ostens. Sie werden ihre Zelte und ihre Heerden wegnehmen, sie werden ihnen die Felle rauben, deren sie sich bedienen, ihre Gefäße und ihre Kameele, und sie werden Wehe über sie rufen. Fliehet, rettet euch so schnell ihr könnt, verbergt euch in den Klüften der Wüste, ihr Bewohner von Chazor, sagt Jahve; denn Nabukodroßor, der König

von Babel, hat Rath über euch gehalten und seine Gedanken auf euch gerichtet.

Erhebt euch, steigt hinauf zu diesem ruhigen Volke, welches sorglos dahinlebt. Sie haben weder Thore noch Riegel; denn sie wohnen mitten in der Wüste. Ihre Kameele werden geraubt und zerstreut, ihr Kleinvieh wird zur Beute werden, ich werde sie nach allen Winden des Himmels zerstäuben, diese Leute mit den abgeschornen Haaren, von allen Seiten werde ich Vernichtung über sie bringen, spricht Jahve. Und Chazor wird eine Wohnung der Schlangen werden, in Ewigkeit eine Einöde, es soll dort kein Mensch übrig bleiben."

Diese Weissagungen konnten in dem Augenblicke, wo sie ausgesprochen wurden, zweifelhaft erscheinen; denn die mit dem Beginn des Sinkens des ninivitischen Reichs im Jahre 625 wieder unabhängig gewordenen Araber mischten sich in keiner Weise mehr in die politischen Angelegenheiten Syriens und boten folglich in ihrem Verhalten nichts, was über sie den Zorn und die Rache des gewaltigen Königs von Babylon hätte bringen können. Sie beschäftigten sich ganz mit dem Handel und dachten an nichts anderes als an ihre Karavanen zwischen Yemen und den Städten Phöniziens, die trotz der Concurrenz, welche ihnen der Beginn der Beschiffung des Rothen Meeres machte, mehr als je vorher im Flor und die Quellen sehr großer Reichthümer waren.

Es war die Zeit, wo Ezechiel, indem er den Wohlstand der Stadt Tyrus beschrieb, deren nahen Untergang er prophezeite, die Worte sprach: „Die Araber und alle Emire von Kaydar handeln mit dir und führen dir ihre Kameele zu. Die Kaufleute von Saba und Rama sind deine Mäkler, sie bringen auf deinen Markt die köstlichsten Wohlgerüche, Edelsteine und Gold. Haran, Kane und Aden verkaufen an dich. Die Söhne von Dedan handeln mit dir, auf ihren Inseln (den heutigen Inseln von Bahreïn) sind deine Factoreien, sie tauschen mit dir Elfenbein und Ebenholz aus (welche von Indien dorthin gebracht werden) . . . Dedan liefert dir die Teppiche, auf welche du dich setzest... Edom ist ebenfalls bei deinem

Verkehr betheiligt, und es giebt dir Karfunkel, Purpur, gestickte Stoffe, Baumwollenzeug, Gazellen und Edelsteine für die Waaren, welche du ihm lieferst."

Gerade die Reichthümer, welcher dieser Karavanenhandel in die Hände der Stämme Arabiens fließen ließ, brachten über sie die Geißel der Verwüstung. Nabukodroßor wollte sich derselben bemächtigen und seinem Reiche den Besitz eines Landes sichern, wo ein so fruchtbarer Verkehr im Gange war. Wir haben außerdem schon bemerkt, daß die Expedition des chaldäischen Eroberers nach Arabien, die sich vorzüglich gegen die Stämme richtete, bei denen sich die Karavanen zwischen Yemen und Syrien bildeten, auch sehr wohl noch den Zweck, den Durchgang von Waaren quer durch die Halbinsel zu zerstören, haben und sich wie die Belagerung von Tyrus an seinen Plan anschließen konnte, die Richtung des Handels mit Indien zu verändern und denselben fortan in Babylon zu concentriren.

Wie dem auch sei, so steht fest, daß Nabukodroßor nach der Belagerung und Einnahme von Tyrus mit einer zahlreichen Armee, mit welcher er die Eroberung Syriens vollendet hatte, in Arabien einbrach. Seine Hauptanstrengung war auf Hedjas gerichtet, und er scheint die Völkerschaften, die auf den Hochflächen des Nedjd angesiedelt waren, bei Seite gelassen zu haben. In der That war, so weit man urtheilen kann, seine Absicht weniger, die ganze Halbinsel zu erobern, als sich zum Herrn der Handelsstraße nach Yemen zu machen und darnach dieses letztere Land zu erreichen, dessen aufgehäufte Schätze seine Habgier anlockten. Dieser Feldzug, auf den die Propheten Israels mehr als einmal anspielen, wird leider von keinem einzigen Schriftsteller des klassischen Alterthums erzählt, und ebensowenig besitzen wir einen offiziellen Bericht über denselben; denn man weiß, daß unglücklicherweise noch nichts von Nabukodroßor entdeckt worden ist als Inschriften, die sich auf seine Tempelbauten beziehen. Aber die arabischen Ueberlieferungen haben eine sehr lebhafte Erinnerung an die Verwüstungen des schrecklichen chaldäischen Eroberers bewahrt, dessen Namen sie in Bocht Nassar verändert haben.

Die Truppen des Königs von Babel, so sagen diese Ueberlieferungen, trugen Verwüstung und Tod durch ganz Hedjas. Sie kamen bis in das westliche Yemen, von wo sie die Stämme Hadhura und Wabar in die Gefangenschaft abführten. In dem Gebiete von Mekka, an welches sich die genauesten Erinnerungen knüpften, vereinigte Adnan, ein Nachkomme Ismaels, die Männer des ismaelitischen Stammes Nabit und die joktanischen Djorhom, welche die Bevölkerung der Gegend bildeten, und stellte sich an ihre Spitze, um den Versuch zu machen, die Chaldäer aufzuhalten und die Kaaba zu vertheidigen. Eine blutige Schlacht wurde an einem Orte Namens Dhat Irk geliefert. Dieselbe endete mit einer furchtbaren Niederlage der arabischen Krieger, welche sich zerstreuten und theils in Yemen, theils in den Gebirgen von Hedjas Zuflucht suchten. Nabukodroßor schleppte die Mehrzahl der Bewohner des Landes als Gefangene mit sich nach Babylon fort.

Als die Geißel der Verwüstung vorübergegangen war, der Eroberer zufrieden mit seinem Siege und seiner Beute sich entfernt hatte, sammelten sich die Trümmer der Bevölkerung und vorzüglich die, welche zum Volke der Djorhom gehörten, und nahmen ihre alten Wohnplätze wieder ein. Adnan, der während der Invasion der Chaldäer eine so wichtige Rolle gespielt, war auf dem Rückzug in den Gebirgen gestorben. Er hinterließ einen Sohn Maadd, den er in dem Augenblick, wo die Chaldäer erschienen, in Sicherheit zu bringen Sorge getragen hatte. Die Historiker der Araber, welche die Ueberlieferung hiervon erzählen, haben geglaubt, daß er ihn nach Harran in Mesopotamien geschickt habe, wir dagegen meinen, daß es sich dabei vielmehr um Haran in Yemen handelte.

Welcher Ort es aber auch war, wo Adnan seinen Sohn vor den Chaldäern verborgen hatte, Maadd kam, nachdem er das Mannesalter erreicht, in sein Vaterland zurück. Er erkundigte sich, ob unter den Djorhom noch irgend ein Mitglied der Familie Modhadhs sei, welche die Katura endgültig aus Mekka vertrieben hatte. Man nannte ihm den Häuptling des Stammes, Djorhom, den Sohn Djahlahs, von dem er dann seine Tochter Maana zur

Ehe verlangte. Aus dieser fruchtbaren Verbindung ging ein zahlreiches Geschlecht und in gewissem Maße eine neue ismaelitische Nation hervor.

Es ist wichtig, hier nicht, wie dieß fast immer in den volksthümlichen Berichten der Araber geschieht, diesen Adnan und Maadd mit den beiden Personen gleichen Namens zu verwechseln, welche sechs und ein halbes Jahrhundert später in ihrer Nachkommenschaft wieder auftreten, und von welchen der Stammbaum der Koreïschiten sich ohne Unterbrechung bis auf Muhammed fortsetzt. Die Aehnlichkeit der Namen, die in einer und derselben Race nichts Außerordentliches hat, ist die Hauptursache gewesen, daß jede Erinnerung in Bezug auf die Geschlechter der Nachkommenschaft Ismaels zwischen dem ersten Maadd und dem zweiten Adnan, d. h. zwischen der Epoche Nabukodroßors und dem Ende des ersten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung verloren gegangen ist. Die arabischen Geschlechtsregister zeigen alle eine weite Lücke, welche der Länge dieses Zeitraums entspricht.

Die Expedition Nabukodroßors nach Arabien war in der Wirklichkeit nichts als eine große Razzia ohne ernstliche politische Ergebnisse gewesen. Man weiß nicht einmal, ob der Eroberer so lange, als er lebte, seine Herrschaft über die Theile der Halbinsel wirksam erhalten konnte, welche sein Heer durchzogen hatte. Jedenfalls erlangten die Völkerschaften Arabiens sogleich nach seinem Tode ihre volle Unabhängigkeit wieder. Als Kurusch sich Babylons bemächtigte und die Provinzen, welche davon abhängig waren, mit seinem Reiche vereinigte, war Arabien nicht unter der Zahl derselben, und niemals waren die achämenidischen Könige Herren des Hedjas oder des Nedjd. Sie versuchten es nicht einmal zu werden, und die wilde Freiheit der Bewohner der Halbinsel wurde ihrerseits in keiner Weise bedroht.

Das Reich Hedjas war zwar durch die chaldäischen Krieger überschwemmt und verwüstet, aber nicht zerstört worden. Es fuhr fort, zu bestehen, und offenbar hat man es auf seinen König zu beziehen, wenn Herodot von einem der Gewalt des persischen Mon-

archen nicht unterworfenem König der Araber erzählt, mit welchem Kambujiya ein Bündniß schloß, um seinem Heere die Mittel des Durchzugs durch die Wüste zu verschaffen, die Aegypten von Syrien trennt. Die Art und Weise, wie dieses Bündniß abgeschlossen wurde, haben wir mit den eignen Worten des Vaters der Geschichte im ersten Bande dieses Werkes Seite 144 erzählt, und wir wissen von daher, daß nachdem der Araberkönig den Gesandten des persischen Eroberers Bürgen für seine Treue bei Beobachtung und Erfüllung des Vertrags gestellt hatte, das Heer Kambujiyas von ihm durch Tausende von Kameelen, die mit Schläuchen beladen waren, auf dem Marsche durch die dürren Einöden mit Wasser versehen wurde.

Hiermit müssen wir diesen Theil unsrer Mittheilungen über die älteste Geschichte Arabiens schließen; denn von diesem Augenblick an hört die Geschichte und selbst die Sage für Jahrhunderte auf, von den Völkerschaften Mittelarabiens zu sprechen. Nicht eher als einige Zeit nach Beginn der christlichen Zeitrechnung beginnen deren Annalen sich wieder ein wenig aufzuhellen, in der ganzen dazwischen liegenden Zeit ist Alles in dichten Nebel gehüllt, in welchen noch niemals etwas einen Strahl von Licht hat fallen lassen. Es fehlt uns über diese Periode alles, nicht eine einzige Quelle von Wissen ist, welche bei unsrer Nachforschung nach Andeutungen nicht versagte. Die klassischen Schriftsteller sagen nichts über die Araber, die Mittheilungen der Bibel und der Keilinschriften hören auf. Selbst die Volksüberlieferungen Arabiens beobachten tiefes Stillschweigen, wie wenn fünf Jahrhunderte hindurch sich nichts auf der Halbinsel begeben hätte.

Es giebt kein Volk im Orient und vielleicht keines in der ganzen Welt, welches sich seit dem ersten Morgenroth der Geschichte bis auf unsre Tage weniger verändert hätte als die Araber, wenn wir diesen Namen, wie sichs gebührt, in seiner wahren geographischen und historischen Bedeutung anwenden, ihn auf die eingebornen Bevölkerungen der Halbinsel beschränken und ihn nicht, wie es gewöhnlich geschieht, auf alle die so sehr verschiedenen Nationen aus=

dehnen, welche unter dem Einfluß des Islam die arabische Sprache angenommen haben. So waren sie, als Muhammed sie dem Götzendienst entriß, genau so zeigen sie uns alle Mittheilungen bis so hoch hinauf in das Alterthum, als man ihre Geschichte verfolgen kann, so sehen wir sie in den Berichten der Genesis, die sich auf Ismael und Joseph beziehen, beschrieben, so auf den Basreliefs des Palastes von Ninive dargestellt, welche Scenen aus dem Kriege Assurbanipals mit ihnen abbilden. So endlich sind sie auch heute noch; denn von allen Völkern, welchen der Islam gepredigt worden ist, ist das der Araber im eigentlichen Sinn ohne Widerrede dasjenige, auf welches er am wenigsten kräftig und am wenigsten bleibend gewirkt hat. Fast überall auf der Halbinsel, ausgenommen in Mekka und Medina und im Mittelpunkte des Wachabitenlandes sind die alten Sitten und Gebräuche mächtiger geblieben als die muslimischen Vorschriften, und die sabäischen Glaubensmeinungen haben sich unter dem Anstrich eines äußerlichen Muhammedanismus erhalten, der häufig auch gar nicht vorhanden ist. So besteht fast alles, was die modernen Reisenden, welche wie Niebuhr, Burckhardt und Palgrave die Mitte Arabiens durchwandert und studirt haben, über die den Bewohnern dieses ungeheuren Landes eigenthümlichen Sitten und Gewohnheiten sagen, aus Dingen, welche aus den entlegensten Zeiten stammen, und welche ein Reisender des Alterthums ebenso hätte schildern können.

Die große Wüste, welche im Norden die arabische Halbinsel von Syrien und dem Euphratlande trennt, der Gürtel von Sandflächen, welcher im Centrum das Nedjd umgiebt, es in bestimmte Bezirke theilt und die Verbindungen zu Lande abschneidet, haben zu allen Zeiten einen Theil der Bewohner Arabiens zum Nomadenleben gezwungen. Aber man muß nicht glauben, daß die Nomaden sehr zahlreich sind. Nach landläufiger Ansicht ist der Araber immer ein herumschweifender Gesell, man weiß ihn nicht von seinem Zelte, seiner Lanze, seinem Kameel zu trennen. Dieß ist aber ein großer Irrthum, die Wanderhirten bilden nur einen kleinen Bruchtheil der großen arabischen Familie. Selbst heutzutage sind die von seßhafter

und Ackerbau treibender Bevölkerung bewohnten Theile der Halbinsel drei oder vier mal so groß wie die Oberfläche Frankreichs, drei oder vier Millionen Araber bebauen hier den Boden und wohnen in Häusern, währens die Beduinen, die in den Wüsten umherziehen, nicht mehr als eine Million Köpfe zählen, und dabei hat sich deren Zahl an den Grenzen Syriens und Mesopotamiens noch durch alle die Bauern vermehrt, welche durch die Plackereien und Erpressungen der türkischen Regierung hinweggeschreckt worden sind und die Hütte mit dem Zelte vertauscht haben.

In der Epoche, wo Muhammed erschien, war das Verhältniß der seßhaften Araber zu den Nomaden noch weit günstiger für die ersteren, wir brauchen zum Beweis dafür nur die ungeheure Menge der Ruinen anzuführen, welche den Boden bedecken. Und ganz ebenso war es in den uralten Zeiten, von denen unsre Geschichte erzählt. Das Bild, welches die assyrischen Inschriften uns von diesen Ländern bieten, bezeugt es. Auf dem rechten Ufer des Euphrat, wo es jetzt nur noch Nomaden giebt, befanden sich nach diesen Inschriften blühende Staaten wie Kindana und Suchi, hinter denen erst die Nomaden von Patin begannen, volkreiche Städte, Gebiete, wo die Cultur die Wüste auf weite Strecken hin besiegt hatte. In Syrien erstreckten sich die angebaute Zone und die Städte während des Standes der Dinge, welchen uns die Bulletins der assyrischen Könige beschreiben, bis zur äußersten Grenze der für alle Zeit unfruchtbaren Sandflächen. In Nedjd und Hedjas begegnete Assurbanipal auf der ganzen Strecke, die seine Expedition durchmaß, großen Städten, von denen nur einige bis auf unsre Tage erhalten geblieben sind. Wir sprechen nicht von Yemen, aber wie verschieden ist seine gegenwärtige Lage von seinem damaligen Zustande! Es genügt, daran zu erinnern, daß jetzt mitten in den Trümmern von Mariab und Sabota Nomaden lagern, die nicht einmal begreifen, wie diese gigantischen Ruinen von Menschenhänden erbaut werden konnten.

Aber wenn sie auch an den Boden und die Städte gebunden sind, haben die seßhaften Araber doch stets den Grundcharakter ihrer

Race, ihr ursprüngliches Nomadenthum bewahrt. Sie sind und waren im Alterthum wie heute die nächsten Verwandten der Beduinen. So hat man bei ihnen immer die den Joktaniden und Ismaeliten gemeinsamen Charaktermerkmale angetroffen, den Geschmack an Abenteuern und Reisen, die Leichtigkeit, mit der sie den Ort wechseln, den Stammesgeist und die Neigung, sich zu zersplittern. Ihr einziges politisches Regiment, ihre einzige sociale Ordnung war, wie noch heutigen Tages, das Regiment der Stämme mit seiner halbbarbarischen Lehnseinrichtung, seinen unaufhörlichen Fehden zwischen Nachbar und Nachbar und seiner ewigen Unordnung. Zwar sehen wir Staaten von einiger Wichtigkeit sich während der Jahrhunderte des Alterthums in Centralarabien bilden — von Yemen sprechen wir hier nicht — wie z. B. das Königreich Duma und das der Djorhom im Hedjas. Aber schon die Leichtigkeit, mit welcher diese Staaten, obschon durch die Wüsten beschützt, vor den Einfällen der Assyrer und Chaldäer zusammenbrechen, beweist, wie wenig Einheit und Zusammenhalt sie hatten, und wie wenig Raum der Particularismus und die Zerstückelung der Stämme hier der Wirksamkeit der Centralgewalt der Monarchie ließ. Niemals haben sich in Arabien wirkliche Reiche, wie wir sie verstehen, bilden können. Selbst das der Chalifen im Mittelalter ist genöthigt gewesen, fast sofort nach seiner Gründung seinen Mittelpunkt aus der Halbinsel hinaus zu verlegen, und die ersten Völkerschaften, welche sich thatsächlich dem Scepter der Nachfolger Muhammeds entzogen, sind die gewesen, aus welchen die Gefährten der Propheten hervorgingen.

Der Charakter der Araber ist stets eine Mischung von Gegensätzen gewesen. Sie sind — möge man uns gestatten, hier im Präsens zu reden, denn wir zeichnen dieses Portrait ebenso nach den jetzt lebenden Arabern, in deren Mitte wir gelebt haben, als nach Dichtungen und andern Urkunden, die über Muhammed hinaufreichen — zugleich freigebig und habgierig, unerschütterlich treu beschworenen Verträgen unter Privatpersonen und stets bereit, ihre Verbündeten in öffentlichen Angelegenheiten zu verrathen. Ihr Geist ist von maßloser Lebendigkeit und Beweglichkeit, die sich in

allen ihren Handlungen äußert. Sie haben eine angeborene Neigung zu Kämpfen und eine unmäßige Liebe zur Freiheit, selbst zu einer auf Unordnung hinauslaufenden Freiheit. In den Gewohnheiten des Lebens suchen sie sichs bequem zu machen, sie sind keine Freunde von Zwanganthun und kleinlichen Vorschriften. Sie sind mehr gewaltthätig als blutgierig. Sie verrathen eine Art Ehrgefühl, indem sie sich fortwährend damit beschäftigen, zu erfahren, was man unter den andern Arabern von ihnen hält. Indem sie entschieden beutelustig sind, hat das Leben von Straßenräubern bei ihnen nichts Schmachvolles, es ist sogar von einem gewissen Ruhmesglanze umgeben. Es ist die That eines echten Kriegers, hin zu gehen und räuberische Einfälle in das Gebiet nichtarabischer Völkerschaften, welche sie umgeben, oder selbst in die Bezirke anderer Araberstämme zu machen.

Die Araber sind häufig beredt. Sie sind und waren schon im höchsten Alterthum leidenschaftliche Verehrer von Musik und Dichtkunst. Ihre Meisterwerke im Bereiche der letzteren stammen aus der Zeit vor Muhammed, und die nationalen Geschichtschreiber citiren mehrere durch die Ueberlieferung aufbewahrte Proben von Versen, von denen sie behaupten, daß sie bis in die Zeiten hinaufreichen, deren Geschichte wir hier zu schreiben versucht haben. Immer zeigen die Araber, zu welcher Klasse sie auch gehören mögen, vornehme Manieren und eine leichte Art sich zu geben. Sie sind von feiner Höflichkeit. Ihre Gastlichkeit ist sprichwörtlich und von ihren alten Dichtern vor allen anderen Tugenden gepriesen worden.

Die Araber haben endlich wirklichen Muth, aber einen ihnen eigenthümlichen Muth, welcher etwas viel von Zufall und Wechsel an sich hat. Derselbe treibt sie oft zu heldenmüthigen Thaten, aber niemals kann man auf ihn rechnen; denn häufig macht er auf Augenblicke unerklärlichen Anfällen von Feigheit Platz. Es ist der Muth des Nomaden, welcher weiß, daß er immer eine sichere Zuflucht in der Wüste findet, und welcher, nachdem er sich mit einem Feuer und Schwung in den Kampf gestürzt hat, die oft unwiderstehlich sind, ohne zu erröthen flieht, wenn

sein Angriff erfolglos gewesen ist. Die seßhaften Araber entwickeln indeß eine große Zähigkeit und einen gediegneren Muth, wenn sie an ihrem eignen Heerde angegriffen werden und wenn sie sich in ihren letzten Zufluchtsorten bestürmt sehen.

Das wären die noch unveränderten, von der Zeit unberührt gebliebenen Charakterzüge der Araber. Aber wenn dieselben moralisch wie physisch dieselben geblieben sind, so giebt es doch eine gewisse Anzahl von Gebräuchen ihres heidnischen Alterthums, welche bis zu den Zeiten Muhammeds erhalten geblieben waren, die aber dann durch den Islam ausgerottet worden sind. Diese Gebräuche existirten schon in den Jahrhunderten, welche den Gegenstand dieser Betrachtungen bilden, mehrere werden uns aus denselben ausdrücklich berichtet. Wir müssen jetzt von ihnen reden, um ein vollständiges Bild von dem zu geben, was die Araber damals waren.

Die Vielweiberei herrschte damals unter ihnen und kannte in dieser Zeit keine Grenzen. Jeder konnte so viel Frauen heirathen, als seine Vermögensumstände ihm zu unterhalten gestatteten. Eine Wittwe wurde gewissermaßen als untrennbares Zubehör der Hinterlassenschaft ihres verstorbenen Ehemannes betrachtet. Daher jene häufigen Verbindungen zwischen Stiefsöhnen und Stiefmüttern, welche später, als der Islam sie untersagt hatte, mit den Namen Nikath El Makt, „hassenswerthe Heirathen", bezeichnet wurden.

Eine noch viel empörendere und naturwidrigere Gewohnheit war das Einscharren lebender Mädchen durch ihre eigenen Eltern, das Wad El Benath. Häufig sah man und zwar als eine ganz einfache und selbstverständliche Sache, welche keinerlei Tadel in der öffentlichen Meinung begegnete, Araber, wenn ihnen eine Tochter geboren wurde, dieselbe auf der Stelle begraben, indem sie zu diesem barbarischen Akt entweder durch die Noth, die sie die Theilung ihrer Nahrung mit einem Wesen fürchten ließ, welches sie nicht unterstützen konnte, oder einen gewissen wilden Stolz und ein übertriebenes Ehrgefühl bestimmt wurden, welches sie trieb, der Schande zu entgehen, welche auf sie zurückfallen konnte, wenn eines Tages ihre Tochter ihnen durch ihre Feinde geraubt und entehrt wurde.

Und doch hatten diese Araber eine wahrhaft ritterliche Achtung vor dem Weibe. Trotz der bei ihnen herrschenden Vielweiberei war die Lage der Frauen bei ihnen eine bessere als bei der großen Mehrzahl der andern Völker des Morgenlandes. Antar, der gefeierte Sagenheld des vorislamischen Arabien, tödtet einen Mann, „weil er es an Achtung vor den arabischen Frauen fehlen ließ.“ Im Königreich Duma sahen wir eine Frau zugleich die Würde des Fürsten und des Oberpriesters bekleiden. Wenn die Araber der alten Zeiten in den Kampf zogen, wollte ein Brauch, der sich bei manchen Stämmen des Nedjd bis auf unsere Tage erhalten hat, daß sie in ihrer Mitte eine Jungfrau auf einem Kameel mit sich führten, um welche die Kämpfer sich reihten, und welche einerseits die Tapfern durch Zurufen ermuthigte, andererseits die Feigen durch spöttische Worte verhöhnte.

Die Araber bauten die Rebe in fast allen Theilen ihres Gebiets und liebten den Wein leidenschaftlich. Nur weil aus der Trunkenheit bei ihnen gewöhnlich Streitigkeiten und blutige Händel entstanden, verbot Muhammed später dieses Getränk und machte die Enthaltung von demselben zu einem Hauptglaubensartikel seiner Religion. Die alten Dichtungen beweisen, daß man im Zeitalter des Heidenthums und den Jahrhunderten des Reiches der Djorhom die Gewohnheit hatte, sich mit Trinken und Spielen zu ergötzen. Die Hazardspiele waren unter den damaligen Arabern sehr verbreitet und bestanden immer in einer gewissen Art von Loosen. Bei dem, welches man Mayßar nannte, zog man als Loose die Glieder eines zerstückten Kameels, und es wurde über das Ergebniß dieser Loszìehung gewettet. Bei einem anderen Spiele bediente man sich eines Sacks mit Pfeilen ohne Spitze, aus dem jeder einen zog. Die Leidenschaft für diese Spiele war so groß, daß man Leute sah, die nach Verlust ihres ganzen Vermögens auf dieselbe Weise ihre Person und ihre Freiheit aufs Spiel setzten.

Die Tugenden, welche die Araber dieser entlegenen Zeiten gleich denen von heutzutage am höchsten schätzten, waren kriegerischer Muth, Freigebigkeit und Gastfreundlichkeit. Ihre Kenntnisse waren

fast gleich Null, und sie hatten, so zu sagen, im Punkte der Wissenschaft nichts von den großen Civilisationen entlehnt, welche sie von allen Seiten her umgaben, und mit denen sie in steter Berührung standen. Ihre Sternkunde beschränkte sich darauf, daß sie am Himmel einige Gestirne unterschieden, die sie bei ihren Wüstenwanderungen leiteten, und daß sie einige Beobachtungen in Betreff des Verhältnisses zwischen der Erscheinung einiger dieser Sterne und der Verkettung der Jahreszeiten angestellt hatten. Ihr Jahr war das reine Mondjahr, und so fielen die Monate und mit ihnen die religiösen Feste, welche sie bestimmten, nach einander und in ziemlich kurzer Zeit in alle Jahreszeiten des tropischen Jahres. Erst im fünften Jahrhundert der christlichen Aera versuchten die Araber die Ungenauigkeiten ihrer Mondjahre durch eine Einschaltung wegzuschaffen, die sie der von den Juden der chaldäisch-assyrischen Civilisation entlehnten entnommen hatten. Man weiß, daß diese Reform nicht lange im Gebrauch blieb, und daß Muhammed sie abschaffte. In Betreff der Geschichte betrieben sie nur eins: die Fortpflanzung ihrer Stammbäume, d. h. die mündliche Erhaltung der Erinnerungen, welche die Reinheit des Blutes ihrer Stämme betrafen. All ihr Wissen und alle ihre Ueberlieferungen, desgleichen alle ihre Poesien übertrugen sie von Geschlecht zu Geschlecht auf mündlichem Wege; denn während die Sabäer Yemens frühzeitig den Phöniziern die Kenntniß und den Gebrauch der Buchstabenschrift entlehnten, während die Völker des steinigen Arabien, die Edomiter und Midjaniter sich desselben Alphabets wie die Bewohner Palästinas und Syriens bedienten, blieben die eigentlichen Araber, diejenigen von Hedjas und Nedjd, dem Gebrauche dieses Culturzweigs, welcher die Basis jeder echten Civilisation ist, bis in eine erstaunlich späte Epoche fremd. Sie begannen erst im sechsten Jahrhundert nach Christus unter dem Einflusse des christlichen Syrien zu schreiben.

Trotz des Werthes, welchen die Araber auf die Reinheit ihrer Stammbäume legten, bewahrten sie, vorzüglich in den Städten, ihre Race nicht frei von aller Beimischung. Die Joktaniden und

Ismaeliten zunächst vermischten sich in dem Maße durch fortwährende Verbindungen, daß man sie von einer gewissen Zeit an nicht mehr zu unterscheiden vermochte. Konnten diese Stämme sich für gleich edel halten, so war es etwas anders mit dem über die ganze Halbinsel verbreiteten Negerblute, welches schon im hohen Alterthum in sie einzudringen begann und die ganze Race eines Tages vollständig umgestalten zu müssen scheint. Dieses Eindringen vollzog sich zuerst in Yemen, welches seine geographische Lage und sein Handel in stete Verbindung mit Afrika brachte, und wo schon in sehr alter Zeit sich eine große Anzahl von Schwarzen ansiedelte, wie wir daraus ersehen, daß in verschiedenen ägyptischen Urkunden, z. B. im Todtenbuche von den „Negern des Landes Pun", d. h. Yemens, die Rede ist. Dieselbe Beimischung von Negerblut fand langsamer in Hedjas und Nedjd statt, aber gleichfalls schon in sehr alter Zeit. Der obengenannte vorislamische Held Antar ist durch seine Mutter ein Mulatte, und dennoch hindert ihn sein ganz afrikanisches Gesicht nicht, eine Prinzessin aus einem der Stämme zu heirathen, die auf ihren Adel am stolzesten sind, so gewöhnlich waren diese Mischehen mit Schwarzen, und seit so langer Zeit vor Muhammed waren sie von der Sitte der arabischen Völkerschaften gestattet.

Die Mittheilungen, welche die Schriftsteller der muslimischen Zeit uns über das alte Heidenthum ihres Landes liefern, beziehen sich meist auf eine Epoche, die weit nach der liegt, mit deren Betrachtung wir uns hier beschäftigen. Sie sind überdieß sehr confus, und man hat Mühe, genaue Schlüsse auf die Thatsachen daraus zu ziehen. Indeß bemerkt man bei genauerem Zusehen, daß die Religion der ältesten Araber mit der Phöniziens, Syriens, des Euphratlandes und Yemens nahe verwandt, aus denselben Quellen geschöpft und von denselben Grundsätzen geleitet ist. Nur ist sie in der ganzen Gruppe dieser Religionen die gröbste und am meisten von volksthümlichem Aberglauben verunstaltete, wie man nach den Culturzustande der arabischen Bevölkerung erwarten mußte.

Der Grundgedanke der Einheit des göttlichen Wesens, der

allen diesen Religionen zu Grunde lag, leuchtet auch bei den Arabern durch. Wenn jeder Stamm seinen besondern Gott hatte, so erkannten doch alle in gewissem Sinne einen einzigen höchsten Gott an, welchen sie Allah, die oberste Gottheit, Allah taala, nannten. Dieß war so ausgeprägt, daß später, in der Zeit unmittelbar vor Muhammed, eine ganze Sekte, deren Mitglieder sich Hanyfe nannten, sich unter jüdischen und christlichen Einflüssen zu einem unbeschränkten und reingeistigen Monotheismus bekannte und dabei vorgab, der Religion Ismaels zu folgen und nur den überlieferten Cultus Allahs fortzusetzen.

Das Alterthum dieses Cultus wird von allen arabischen Traditionen und allen nationalen Schriftstellern bezeugt, die denselben als besonders unter den joktanischen Stämmen verbreitet anzusehen scheinen. Gewiß ist, daß in den geographischen Mittheilungen, welche uns die Keilinschriften über das Arabien des achten und siebenten Jahrhunderts vor Christus liefern, das Wort Allah sich wiederholt als Element in Namen von Orten, z. B. in Az Allah und Scham Allah, zeigt.

Aber unter diesem obersten Gotte bietet der Cultus der arabischen Stämme des Nedjd und des Hedjas uns eine unendliche Zahl von Persönlichkeiten, welche mit jedem Stamme und jeder Oertlichkeit sich ändern. Der Grundgedanke dieser Persönlichkeiten ist derselbe, dem wir in den Culten des Euphratlandes und Syriens begegnet sind, nur die Namen sind andere. Die schöpferische Sonnengottheit, welche die Bewohner Syriens Baal Melkarth, Adonis u. s. w. nannten, hieß in Arabien je nach den Zeiten und Orten Ach As Samaïn, Urotal, Isaff, Wadd, Manaf, Jaguth, Jauk, Hobal u. s. w. Die gebährende Mondgottheit, in Phönizien Astoreth, Baaleth, Tanith genannt, führte unter den Arabern die Namen Alilat, Naila, Sawaha oder Monat. Die Unterscheidung der verschiedenen Erscheinungsformen der Gottheit war ursprünglich in Arabien rein geographisch. Jeder Stamm hatte seinen besonderen Gott gehabt oder vielmehr das Göttliche in der oder jener Erscheinungsform seines Dualismus unter einem besonderen Namen angebetet.

Daraus aber entwickelte sich in der Praxis ein Polytheismus, der in vielen Fällen zum gröbsten Fetischismus wurde.

Es genügt, die Listen zu lesen, welche gewisse Gelehrte, und vorzüglich Pococke, nach arabischen Geschichtschreibern von diesen Göttern aufgestellt haben, um sofort deren rein örtlichen Charakter zu erkennen; denn jeder Ort hatte seinen eignen Gott. Wir können nicht alle diese Namen aufzählen und begnügen uns daher mit Anführung der Götter, deren Cultus der berühmteste und älteste gewesen zu sein scheint. Zunächst ist Rodha zu nennen, dessen Tempel, der heiligste in ganz Nedjd, in Yemama, man weiß nicht genau wo, lag. Dann gehören hierher: Dhul Kabat, der in Sendad, nicht weit vom Euphrat, verehrt wurde, Al Lat, eine weibliche Göttin, deren Heiligthum sich in Tayf, in der Nähe von Mekka, befand, und in der wir wohl die Alilat Herodots wieder erkennen dürfen, Monat, die in Kodayd zwischen Mekka und Jathrib angebetet wurde, und von der wir auf einem Basrelief im Tempel zu Philä in Oberägypten ein Bild mit dem Titel „Herrin von Arabien" haben, Al Ozza, der Gegenstand eines Cultus in Nachla bei Mekka, Jaguth, der Gott der Benu Madhidj, Jauk, der Gott der Benu Murad an der Grenze Yemens, Sawaha, eine Göttin, deren Tempel sich zu Rohat in Tihama befand. Zu dieser Liste müssen wir noch die Namen Ach As Samaïn, der uns im Nedjd durch das Prisma Assurbanipals angeführt wird, und den Urotal Herodots hinzufügen, dessen ursprünglicher Name ohne Zweifel Ur Taala, „das höchste Licht" geheißen haben wird, und der aller Wahrscheinlichkeit nach nicht weit von den Orten verehrt wurde, wo man die Al Lat anbetete, welche der Vater der Geschichte neben ihn stellt.

Die sabäische Seite war in der Religion der arabischen Stämme sehr ausgebildet. Urotal war, wie sein Name sagt und wie aus der Vergleichung desselben mit dem Dionysos der Griechen bei Herodot hervorgeht, wesentlich eine Personification der Sonne, und ebenso verhielt sich's mit Jaguth, mit Jauk und mit Sair (Feuer), der besondern Gottheit der Anaza, eines der ältesten Stämme von Maad. Man hat oben gesehen, daß das Gestirn

selbst unter dem Namen Schams der Gott war, dessen Priesterinnen die Königinnen von Duma waren. Wir finden ihn später bei den Benu Temim, einem der großen maaddischen Stämme des Nedjd, wieder, wo er Schams As Sama heißt, ein Name, der uns in gewissem Maße an den Ach As Samaïn erinnert, dessen Cultus das Prisma Assurbanipals ungefähr in dieselbe Gegend versetzt. Gewisse Stämme beteten den Mond an, aber wir erfahren nicht, ob sie ihn wie die Sabäer Yemens und die Babylonier als männliche Person auffaßten. Andere richteten ihre Gebete an die Planeten Zuhal (Saturn), Al Moschtari (Jupiter), Atared (Merkur) oder auch an die Sterne Aldebaran (das Auge des Stiers), Suhaïl (Canopus) und Al Schaari Lobur (Sirius), einige auch an das gesammte Sternenheer.

Was die äußere Form des Cultus und was die Art betrifft, wie man die Götter darstellte, so waren sie so, wie man es von einem so rohen Volke, wie die damaligen Araber waren, erwarten konnte. Der eigentliche Götzendienst entwickelte sich erst spät und erst als die Cultur gewisse Fortschritte gemacht hatte, in einem großen Theile der Halbinsel. Man weiß z. B. daß erst zu Anfang des dritten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung Lohays Sohn Amr aus der Stadt Areopolis oder Ar Moab das Bild des syrischen Gottes Hobal nach Mekka brachte, es seinen Landsleuten zur Verehrung aufstellte, für welche eine Statue dieser Art ein Wunder war, und es in die Kaaba bringen ließ, die bis dahin nichts als den berühmten schwarzen Stein enthalten hatte. Wir haben indeß gesehen, daß Assarahaddon von Götterstatuen der Stadt Duma sprach, welche er als Trophäen mit nach Ninive genommen und später der Bevölkerung zurückgegeben hatte. Die eine dieser Statuen war vermuthlich die des Schams, die andere die des Wadd (Liebe), welche spätere Zeugnisse uns als Hauptgott von Daumat Al Djandal, dem Duma der Bibel und dem Ad Dumu der Keilschrifttexte, darstellen. Wir wissen auch, daß man schon in sehr alter Zeit Sawaha in der Gestalt einer Frau, Jaguth in der eines Löwen und Jauk in der eines Pferdes darstellte; aber diese drei Gottheiten gehörten

Stämmen an, die an der Grenze Yemens wohnten und dem Einfluße der dortigen Gewohnheiten unterliegen mußten.

Am häufigsten richteten die Araber ihre Gebete an heilige Bäume, wie an den berühmten Dornstrauch (Spina aegyptiaca), welche der Gegenstand eines Cultus zu Nachla war, und um welchen man einen Tempel erbaut hatte, oder an den ebenfalls berühmten Dattelbaum Dhat Anwad in der Nachbarschaft Mekkas. Sie verehrten auch heilige Steine, die vermuthlich meist Aërolithen waren, wie die Betyle Syriens. Dahin gehört der schwarze Stein der Kaaba, der vom Himmel gefallen sein sollte, und dem Muhammed nach Gründung des Islam eine Stelle in seinem Cultus einräumte. Die Göttin Al Lat in Tayf war ebenfalls ein bloßer roher Stein, und dasselbe gilt von Monat in seinem Heiligthum zu Kodayd. Im Thal von Mina, wo damals einer der Hauptakte der Pilgerfahrt nach Mekka vorgenommen wurde, lagen sieben heilige Steine, von denen drei noch jetzt vorhanden sind. Es sind ebenfalls Betyle wie die sieben Steine, zwischen denen nach Herodot die alten Araber ihre Eide schwuren, um ihnen mehr Feierlichkeit und Heiligkeit zu verleihen. Die Zahl der heiligen Steine in diesen beiden Beispielen ist von Wichtigkeit; denn es ist die der Planeten, und sie beweist, daß die Verehrung der Betyle bei den alten Arabern in enger Verbindung mit dem Sterndienst in ihrer Religion stand. Es war ebenso im Euphratbecken und in Syrien. Die Chaldäer von Erech hatten gleichfalls einen „Tempel der sieben schwarzen Steine“, wie die Keilinschriften sagen.

Unter den Göttern, die wir genannt haben, und welche nichts als Verdoppelungen und Localisirungen des höchsten göttlichen Wesens Allah waren, scheinen die alten Araber noch eine Stufenleiter untergeordneter Geister gehabt haben. Indeß können dieselben auch erst später von Persien her hier eingedrungen sein. Die muslimischen Schriftsteller vergleichen sie mit den Engeln, fassen sie aber als weibliche Wesen auf und nennen sie Benat Allah „Töchter Gottes.“ Endlich glaubten sie (aber vielleicht auch erst später) an die Existenz von Genien, Djinn, über welche die Menschen durch

die Macht der Magie, Sihr, gebieten könnten, und an die von bösen Geistern, die den Menschenfressern unsrer Märchen glichen und Ghul hießen.

Die Weissagung, Kehana, stand bei den Arabern sehr in Ehren. Sie fand gewöhnlich in den Tempeln vor der Gottheit und auf folgende Weise statt. Man nahm sieben Pfeile ohne Spitze, Kidah oder Aßlam, von denen jeder besonders gefärbt war und ein besonderes Zeichen trug, mischte sie in einem Sacke, und derjenige, welchen man zog, lieferte vermittelst seiner Farbe oder Marke, die ein Zeichendeuter erklärte, den himmlischen Orakelspruch.

Die Vorstellungen der heidnischen Araber des hohen Alterthums, die das Schicksal der Seelen nach dem Abscheiden betreffen, sind sehr roh und wenig ausgebildet. Die Einen meinten, daß es mit dem Menschen ganz aus sei, wenn der Tod ihn von dieser Welt geschieden, Andere glaubten an die Auferstehung und ein anderes Leben. Diese schlachteten, wenn sie einen Verwandten oder Freund verloren hatten, auf seinem Grabe ein Kameel oder pflöckten es dort an, um es verhungern zu lassen, indem sie überzeugt waren, es werde mit ihm wieder aufleben und ihm als Reitthier dienen, wenn er sich vor den Richterstuhl Allahs begebe. Nach ihnen entfloh die Seele, wenn sie sich vom Körper trennte, in Gestalt eines Vogels, welchen sie Hama oder Sada nannten, einer Art Nachteule, die unaufhörlich um das Grab des Todten flatterte, klagendes Geschrei ausstieß und ihm Nachricht von seinen Kindern brachte. War der Betreffende das Opfer einer Mordthat gewesen, so rief der Vogel: Eskuni, „gebt mir zu trinken“, und ließ dieses Wort so lange hören, bis die Verwandten des Todten ihn dadurch gerächt, daß sie das Blut des Mörders vergossen hatten.

Jeder Stamm hatte seine Propheten oder Wahrsager, Kahin, und seine Wahrsagerinnen, Arrafa. Gewisse Familien hatten das erbliche Recht, dem oder jenem Tempel vorzustehen und an ihm Functionen auszuüben, welche denen der Neokoren bei den Griechen glichen. Aber es gab kein feststehendes Priesterthum, welches sich des ausschließlichen Rechts erfreut hätte, die Opfer und andere

Acte des Gottesdienstes zu vollziehen, vielmehr übernahm das Familienhaupt bei feierlichen Gelegenheiten für die Seinen die Stelle des Priesters und Opferers. Man weiß nicht, ob die eigentlichen Araber wie die Sabäer des Südens Verpflichtungen zu regelmäßigen Gebeten zu gewissen Zeiten des Tages hatten. Aber wenn etwas der Art auch existirt hätte, würden es die Beduinen ebensowenig genau damit genommen haben, wie heutzutage mit den vom Islam vorgeschriebenen Gebeten. In den Tempeln bestand der Gottesdienst derer, die sie besuchten, vorzüglich in zwei Dingen, in dem blutigen Opfer, welches am häufigsten in Kameelen bestand, und in den Umgängen, Tawaf, um das Heiligthum, die sich sieben Mal wiederholten und von Anrufungen der Gottheit begleitet waren.

Wir haben oben schon von der Wichtigkeit gesprochen, welche im semitischen Heidenthum die Wallfahrten nach gewissen Tempeln und zu gewissen Festen hatten. Bei den Arabern des Nedjd und des Hedjas gab es mehrere solche Wallfahrten, aber die berühmteste und bedeutendste war die, welche die Kaaba in Mekka zum Ziele hatte. Allen Theilen der Halbinsel, Sabäern, Joktaniden und Ismaeliten gemeinsam, bildeten dieselben bis zur Verkündigung des Islam das einzige nationale Band, das die Stämme von so verschiedenem Ursprunge vereinigte, die den Boden Arabiens bedeckten. Der Hadj oder die Pilgerfahrt nach Mekka ist also einer der Grundzüge in der Culturgeschichte der Halbinsel und verdient infolge dessen hier ausführliche Besprechung.

Eine Stelle bei Diodorus Siculus zeigt, daß die Kaaba schon zu Cäsars Zeit ein weithin in Arabien verehrtes Heiligthum war und daß man zahlreich aus allen Stämmen dahin wallfahrtete. Aber die arabischen Ueberlieferungen, die über diesen Punkt genau und einstimmig berichten, weisen uns in ein weit höheres Alterthum zurück. Schon in den Zeiten des Reichs der Djorhom wurde nach ihnen der Hadj eingeführt und von einer großen Menge vollzogen. Diese joktanischen Djorhom werden uns als die ersten Verwalter der Kaaba geschildert, und so scheint es, wie schon bemerkt, erlaubt, ihnen die Erbauung derselben zuzuschreiben und zu glauben, daß sie

ursprünglich ihr Nationalheiligthum war. Möglich wäre nur Eins, sie könnte schon von den Amalika erbaut worden sein, die vor ihnen im Lande saßen. Die arabische Sage behauptet zwar, daß dieser berühmte Tempel von Abraham und seinem Sohne Ismael mit Beihülfe des Engels Gabriel errichtet worden sei. Muhammed hat dieser Sage mehrere Kapitel des Kuran gewidmet, und sie ist Glaubensartikel der Muslime geworden. Schon vor dem Islam war sie in einem großen Theile Arabiens im Umlauf, wo sie sich in dem Maße verbreitet zu haben scheint, in welchem die ismaelitischen Stämme Boden gewannen. Aber sie scheint nicht von sehr altem Datum, und sie läßt sich nicht mit der doch unbestreitbaren Thatsache vereinigen, daß es die Djorhom und nicht die Nachkommen Ismaels waren, welche zuerst und viele Jahrhunderte hindurch die Verwaltung der Kaaba innehatten.

Dieser Tempel, dessen Name (er bedeutet „das viereckige Haus") seine Gestalt andeutet, und der noch heute erhalten ist, war sehr klein und von der rohesten Bauart. Erst sehr spät erhielt er eine Thür mit einem Schloß. Mehrere Male im Laufe der Zeiten wurde er von Sturzbächen, die aus Regengüssen entstanden, von Grund aus zerstört. Ein muslimischer Schriftsteller, welcher den vom Kuran zugegebnen Sagen nicht vollen Glauben beimißt, Schaharistani, behauptet nach alten Ueberlieferungen, daß er Anfangs dem Zuhal, d. h. dem Planeten Saturn geweiht gewesen sei. Sehr lange Zeit war das einzige Götterbild, welches er enthielt, der berühmte schwarze Stein Hadjar El Aswad, ein Aerolith, der noch jetzt der Gegenstand der Verehrung frommer Muslime ist. Der Kuran erzählt, daß er vom Engel Gabriel vom Himmel herabgebracht wurde, und man erkennt hierin deutlich die systematische Veränderung einer der Sagen, welche in den Tempeln Syriens, wo man ähnliche Steine verehrte, über den himmlischen und wunderbaren Ursprung der Betyle erzählt wurden. Wir haben soeben das Datum angegeben, wo das erste Idol in Menschengestalt, das des Gottes Hobal, in der Kaaba aufgestellt wurde. Dieses Beispiel fand bald Nachfolger. Alle Stämme, welche den Hadj mitmachten,

stellten in der Kaaba oder dem Hofe, der dieselbe umgab, die Bilder ihrer besondern Gottheiten auf. Die Kaaba wurde so ein Pantheon Arabiens, in dem schließlich selbst die Mutter Maria mit ihrem Sohne auf den Knien Platz nahm. Außerdem stellte man auf das Dach des Gebäudes 360 Bildsäulen, so viel als das Jahr Tage hat, was sehr deutlich den astronomischen Charakter des Cultus kennzeichnet, welcher seit den ältesten Zeiten die Araber in Mekka versammelte.

Die Verehrung, welche man vor der Kaaba selbst und vor dem ganzen Boden, der sie umgab, hegte, war so groß, daß man viele Jahrhunderte hindurch nicht wagte, sich hier fest anzubauen. Man verbrachte den Tag in Mekka, d. h. in dem Umkreise des für besonders heilig gehaltnen Gebiets, aber des Abends entfernte man sich von da aus Ehrfurcht. Erst im fünften Jahrhundert unsrer Zeitrechnung erbaute Kossay, der Begründer der Macht des Stammes Koreisch, die Stadt Mekka. Er war dabei genöthigt, trotz des Widerstrebens seiner Genossen den heiligen Palmenhain niederzuschlagen, von dem uns Diodorus Siculus berichtet, daß er das Heiligthum umgeben habe.

Die Wallfahrt nach Mekka scheint immer, wie noch heute, auf den zehnten Tag des zwölften Monats im Jahre festgesetzt gewesen zu sein. Da der arabische Kalender ausschließlich lunar ist, so rückte diese Zeit alle Jahre um 11 Tage vor und durchlief auf diese Weise alle Jahreszeiten. Der zwölfte Monat, der den Namen Dhul Hidja, „der Monat der Pilgerfahrt", heißt, wurde frühzeitig ein heiliger Monat, in welchem die Fehden der Stämme unter einander ruhten. Es war eine Art Gottesfrieden, eine sehr weise Einrichtung unter Stämmen, die so kriegslustig, beutegierig und rachsüchtig sind. Dieselbe trug bei, die Stämme zu hindern, daß sie sich unter einander vernichteten, gab dem Handel einige Augenblicke Sicherheit und gestattete den Pilgern, ohne Gefahr ihrer Frömmigkeit zu genügen. Dieser Waffenstillstand, der übrigens trotz seines religiösen Charakters häufig verletzt wurde, begann im vorhergehenden Monat, der deshalb Dhul Kada, „der Monat der

Eröffnung" (des Friedens) hieß, ein Name, der wie jener andere unter der Herrschaft des Islam in Gebrauch geblieben ist.

Die Ausdrücke, deren sich Diodorus Siculus bedient, lehren uns, daß zu seiner Zeit der Hadj nur alle fünf Jahre stattfand. Später wurde die Pilgerfahrt alle Jahre vorgenommen, und so war es noch, als Muhammed seinen neuen Glauben zu predigen begann. In der Mischung, welche dieser religiöse Gesetzgeber aus den alten Ueberlieferungen seiner Race und vorzüglich seiner Vaterstadt Mekka mit jüdischen und christlichen Lehren machte, einer Mischung, aus welcher die muslimische Lehre hervorging, wurde die Kaaba das Hauptheiligthum seines Cultus, das Haus Gottes par excellence. Selbst die Verehrung des schwarzen Steines wurde, obwohl sie rein heidnisch war, von Muhammed beibehalten, da derselbe in diesem Betracht nicht völlig mit dem Aberglauben brechen wollte, in dem er erzogen war; indeß erklärte und rechtfertigte er diese Verehrung durch Legenden, welche sie mit dem Monotheismus und dem Verbote der Götzenanbetung zu versöhnen versuchten. Die Wallfahrten wurden ebenfalls beibehalten und regulirt, der Hadj wurde eine Obliegenheit aller Muslime, die ihn wenigstens ein Mal in ihrem Leben unternommen haben mußten. Seine Ceremonien blieben im Wesentlichen dieselben, die sie bisher gewesen waren.

Der erste Act des Hadj beim Eintritt in das heilige Gebiet war und ist noch jetzt die Anlegung des Ihram oder des heiligen Gewandes, welches man bis zum Ende der Ceremonien trägt. Dieses Gewand, gegen das man seine Alltagskleider ablegen muß, besteht jetzt aus zwei Stücken weißen Zeugs, von denen eins um die Lenden gewunden wird, während man sich mit dem andern Hals und Schultern in der Weise bedeckt, daß ein Theil der rechten Brust offen bleibt. Wahrscheinlich war diese Tracht schon in sehr alter Zeit gebräuchlich.

In Mekka selbst bestanden die Andachtsübungen der Pilger im Besuche der heiligen Orte oder Omra, welchen man auch im siebenten Monat des Jahres unternahm, der ebenso wie der elfte

und zwölfte ein Monat des Waffenstillstandes war. Man nannte damals diesen Monat Muharram oder den „heiligen Monat", ein Name, den der Islam später auf den ersten Monat des Jahres übertragen hat. Der Pilger begab sich zuerst zur Kaaba, betete vor dem schwarzen Steine und küßte ihn ehrfurchtsvoll und umschritt dann das Gebäude sieben Mal. Er verrichtete dann seine Andacht gleich daneben, offenbar noch in dem heiligen Palmenhain, vor zwei Hügeln, die Safa und Marwa hießen, und auf denen sich ursprünglich zwei heilige Steine erhoben, die im dritten Jahrhundert unsrer Aera durch die Götzenbilder Asafi und Mayel ersetzt wurden. Diese Bilder, von denen das eine einen Mann, das andere eine Frau darstellte, sind jetzt ebenso wie die heiligen Steine verschwunden, aber die muslimischen Wallfahrer fahren nach dem Beispiel und der Vorschrift Muhammeds fort, Safa und Marwa ihre Huldigung darzubringen. Der Kuran behauptet, um diese Aufrechterhaltung heidnischer Bräuche durch den Propheten zu rechtfertigen, daß zwischen diesen beiden Erhöhungen der Ort sei, wo Hagar verzweifelt umhergeirrt und von dem Engel Kunde von der Quelle empfangen, die das Leben ihres Sohnes gerettet habe. Während des Umzugs um die Kaaba mußten die alten Pilger ganz nackt sein, indem sie dadurch andeuten sollten, daß sie ihre Sünden von sich abgethan hätten. Muhammed schaffte diese Sitte ab.

Aber die Pilgerfahrt beschränkte sich damals wie heute nicht auf den Besuch des Heiligthums von Mekka. Der Hauptact derselben war, daß man sich auf den Arafat, einen Berg begab, der nicht blos für heilig, sondern geradezu, wie in Syrien der Kasius und der Hermon, für eine Gottheit galt. Der Islam hat diesen Besuch auf dem Arafat beibehalten, ja derselbe ist die Ceremonie, in welcher das Hadj gipfelt, noch heutzutage. Dieser Berg ist heilig, heißt es im Kuran, zu Ehren der Erinnerung daran, daß Adam und Eva nach langer Trennung sich hier wieder zusammenfanden — offenbar der Rest einer altarabischen Mythe, die in ein biblisches Gewand gekleidet wurde, um in den Islam aufgenommen zu werden.

Nach der Rückkehr vom Arafat nach Mekka begab man sich, wie dieß noch jetzt geschieht, in das Thal von Mina, wo sieben aufrecht stehende Steine sich befanden, welche die sieben Planeten vorstellten, die als Götter betrachtet wurden. Hier warf jeder Pilger an dem Fuße jedes dieser sieben Steine drei Kiesel hin, und diese Ceremonie wurde an zwei Tagen dreimal wiederholt. Ein ähnlicher, von einem symbolischen Beweggrund, den wir nur unvollständig begreifen, eingegebner Gebrauch bestand nach Movers in dem Cultus einer Anzahl von Orten in Syrien und Phönizien. Als Muhammed kam, ließ er nur drei von den Steinen im Thale Mina aufrecht stehen, indem er vorgab, dieselben bezeichneten die Stellen, wo der Teufel dem Vater Adam erschienen sei. Nachdem er so die Zahl der heiligen Steine vermindert hatte, verordnete er, daß fortan vor jedem sieben Steine hingeworfen werden sollten, eine Vorschrift, die noch jetzt von den Wallfahrern beobachtet wird, und welche die Totalzahl der Steine bei der heiligen Zahl (7×3) erhalten hat.

Nach der Ceremonie des Kieselwurfs und bevor man zu einem letzten Umgang um die Kaaba zurückkehrte, fand im Thale Mina das gemeinschaftliche Opfer des ganzen Pilgerzugs statt. Im heiligen Bezirk der Kaaba Blut zu vergießen, scheint schon in den ältesten Zeiten verboten gewesen zu sein. Nachdem hierauf die letzten Umzüge um das Gotteshaus vollendet waren, legte der Pilger das Ihram ab und konnte nunmehr zu seinem Stamme heimkehren.

Dieß waren und dieß sind noch heutzutage die Ceremonien des Hadj. Obwohl der Islam sie bis auf die Gegenwart bewahrt hat, gehen sie bis in das höchste Alterthum zurück und haben, wie wir sahen, im Laufe der Jahrhunderte nur sehr unbedeutende Veränderungen erfahren. Die Kaaba war ursprünglich ein sehr bescheidenes Heiligthum der Djorhom, in der sie den heiligen schwarzen Stein verehrten, auch der Berg Arafat wird nur für diesen Theil der Araber ein heiliger gewesen sein. Aber allmählich wurden beide zu Heiligthümern für alle Araber, und zwar wahrscheinlich

infolge der Ausdehnung der Herrschaft jenes Volks über das ganze Nedjd und Hedjas. Gewiß ist wenigstens, daß sie diese Bedeutung schon vor der christlichen Aera besessen haben.

Viertes Kapitel.

Das steinige Arabien. — Die Amalekiter. — Die Midjaniter. — Die Edomiter. — Die Nabatäer. — Die Sitten und die Religion der Nabatäer.

Die Natur selbst hat das steinige Arabien in drei sehr verschiedene Landstriche getheilt. Der erste umfaßt den Gebirgsstock des Sinai, der zwischen den beiden Golfen liegt, mit denen das Rothe Meer endigt, dann die große Wüste, die sich im Norden dieses Gebirgs zwischen Aegypten und Syrien hinstreckt. Der zweite besteht aus dem Berglande, welches die Südspitze des Todten Meeres vom Elanitischen Meerbusen trennt, der das Thal von Petra umgiebt, und aus dem hohen Gebirgsknoten des Seïr, der sich im Osten erhebt und die Grenze der Wüste bildet, und welcher jetzt den Namen Dschebel Scheraa führt. Was den dritten Landstrich betrifft, der an das nördliche Hedjas und an den Dschebel Schefa stößt, so setzt er sich aus den Gebieten am Ostufer des Elanitischen Meerbusens, die fruchtbar und bergig sind, und aus der Wüste zusammen, welche sich von da an bis an die Länder Moab und Ammon östlich vom Berge Seïr hinzieht. Dieselbe zeigt also einen Charakter, in welchem sich der von Ländern, die sich zum Ackerbau eignen, und derjenige von solchen vereinigen, die nur für ein Leben herumziehender Hirten passen.

Diese von der Natur gegebenen Eintheilungen haben einen großen Einfluß auf die Ereignisse geübt. Ihnen haben stets die historischen und politischen Theilungen der Völker des Landes entsprochen.

Die ältesten Bewohner des steinigen Arabien zur Zeit der dritten und vierten ägyptischen Dynastie waren, wie bereits festgestellt wurde, die Anu, die zu demselben Zweige der Hamiten gehörten, wie die Aegypter. Es ist das Volk, welches von Snefru und Chufu besiegt wurde, als dieselben sich der hier gelegenen Kupferbergwerke bemächtigten und bei denselben große Ansiedelungen gründeten.

Später sehen wir die Anu ausschließlich in das Gebirgsland des Sinai zurückgeworfen, wo sie sich mit Aegyptern vermischt haben. Im Ganzen übrigen steinigen Arabien sind an ihre Stelle die Amalika getreten. Den Aegyptern unter dem Namen Schasu bekannt, welcher dem Sinne nach dem der Beduinen entspricht, dehnen sich in dieser Zeit die Amalika von der Grenze Aegyptens bis an die von Yemen aus. Wir haben oben gesehen, daß sie sich frühzeitig in drei Zweige, die eigentlichen Amalekiter, die Arkam oder Edomiter und die Katura oder Midjaniter, schieden. Die Verdrängung der Anu durch die Amalika und ihre verschiedenen Nebenstämme fand vor der zwölften ägyptischen Dynastie statt; denn die hieratischen Papyrusschriften, die aus dieser Zeit sind, erwähnen schon der Anwesenheit der Edomiter in dem Lande.

Später wurden, wie berichtet, die Amalika aus Hedjas und Tihama durch die joktanischen Djorhom vertrieben. Von da an sehen wir ihre drei Zweige im steinigen Arabien zusammengedrängt, die eigentlichen Amalika wohnen in der Wüste nördlich vom Sinai, die Edomiter in den Bergen von Petra und Seïr, die Midjaniter endlich in dem Lande östlich vom Elanitischen Meerbusen. Dieß ist die Lage der Dinge, wie sie uns die Bibel darstellt, die einzige sichere Quelle für die alte Geschichte dieser Völkerschaften.

Die Nachkommenschaft der alten Amalika in ihren drei Hauptzweigen blieb bis zur Ankunft der Azditen oder Ghassaniten, Auswandrern aus Yemen, im dritten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung im alleinigen Besitz des steinigen Arabien ohne irgend eine andere Beimischung eigentlich arabischer Elemente, als die einiger vereinzelter Stämme, und so sehen wir in diesen Gegenden

während des ganzen Alterthums das aramäische Idiom herrschen, aber mit einem schwachen Anflug von Arabismen, der sich im Laufe der Zeit verstärkte. Das reine Arabisch erscheint hier erst mit den Ghassaniten.

Die erste Erwähnung der Amalekiter, die in der Bibel vorkommt, knüpft sich an den Bericht von den Feldzügen Chodorlahomors. Nachdem er die Rephaïm zu Astaroth Karnaïm dann die Zuzim und Emim besiegt hat, nachdem hierauf die Horräer von Themud niedergeworfen sind, verwüstet der elanitische Eroberer „alle Gefilde Amaleks“ und kommt schließlich durch das Gebiet der Amorrhäer von Hasasu Thamar zurück, um die Pentapolis anzugreifen. Es ist klar, daß in diesem Bericht das Wort Amalek in dem weiten Sinne gebraucht ist, welchen die arabischen Geschichtschreiber dem Worte Amalika geben, und daß er alle Völker bezeichnet, die von dem Gebiete von Themud bis zur Südgrenze von Palästina wohnten. Etwas später, als Esau sich auf das Gebirge Seïr zurückgezogen, ließ sich einer der Nebenstämme des unter Esaus Namen zu verstehenden Volkes, den die Bibel Amalek nennt und als einen Enkel Esaus bezeichnet, unter den Amalekitern im engern Sinne nieder und scheint der Stamm geworden zu sein, der ihnen ihre Könige lieferte.

Nach Austreibung der Hirten, als die Eroberungszüge der Aegypter in Asien begannen, waren die Amalekiter oder Schasu das erste Volk, welches sie unterwarfen; denn sie mußten sich hier den unbelästigten Durchgang durch die Wüste sichern, um frei mit Palästina in Verbindung zu gelangen. Amenhotep der Erste war ihr Besieger, und sie scheinen so lange, als die achtzehnte Dynastie den Thron inne hatte, bei Gehorsam erhalten worden zu sein. Inmitten der Wirren, die auf Amenhotep des Vierten Regierung folgten, erhoben sie sich und trieben die Kühnheit so weit, die Stadt Zal oder Heroopolis anzugreifen. Seti der Erste marschirte gegen sie, nachdem er kaum den Thron bestiegen, schlug sie bei der ebengenannten Stadt, warf sie in die Wüste zurück, verfolgte sie dort und zwang sie zu neuem Gehorsam.

Die Amalekiter waren das erste Volk, welches sich den aus Aegypten ausgezogenen Hebräern entgegenstellte, aber Jehoschua besiegte sie im Thale von Raphidim. Später, als die Hebräer gegen den Willen ihres Führers von Süden her in das Land Kanaan einzudringen versuchten und dabei eine blutige Niederlage erlitten, kämpften Amalekiter an der Seite der Kanaaniter gegen sie.

Während der ganzen Periode der Richter sehen wir die Amalekiter sich mit den Feinden Israels verbünden. Sie waren Verbündete Eglons, des Königs von Moab, als dieser die Hebräer unter seiner Botmäßigkeit hielt. Sie betheiligten sich in Verbindung mit den Midjanitern an den alljährlich wiederkehrenden Razzias, von denen Gideon sein Vaterland befreite, und bei welchen die Stämme von Midjan und Amalek „mit ihren Zelten und ihren Kameelen in unzählbarer Menge kamen und Alles verzehrten gleich den Heuschrecken."

Zur Strafe für diese Verwüstungen, und damit sie die Wiederholung derselben unterließen, führte der erste König Israels einen großen und erfolgreichen Krieg mit ihnen. Bei dieser Gelegenheit giebt uns die Bibel einige werthvolle Notizen über sie und ihr Land. Ihre Stämme waren damals um einen König gruppirt, der Agag hieß. Obwohl sie meist das Leben von Nomaden führten, hatten sie im Mittelpunkte ihres Landes eine Stadt, in der jener König residirte, und welche am obern Laufe des Wildbachs lag, der sich bei dem heutigen El Arisch in das Meer ergießt, eine Lage, die ziemlich genau der des heutigen Dorfes Nachl entsprechen wird. Die Reste der Keniter, eines der ältesten Völker Südpalästinas, lebten unter ihnen. Saul, bis vor die Mauern der Hauptstadt vorgedrungen, bewog die Keniter, sich von den Amalekitern zu trennen, indem er sie an ihre alte Bundesgenossenschaft mit den Israeliten erinnerte. Der König von Israel nahm dann die Stadt ein und „schlug die Amalekiter von Havila bis nach Sur, welches Aegypten gegenüberliegt." Havila ist nicht mit dem Gebiete desselben Namens in Yemen zu verwechseln, es war vielleicht der Name der Hauptstadt der Amalekiter, während Sur das heutige Hafenstädtchen

Tur am Rothen Meer, westlich vom Sinai ist. Saul hatte die Amalekiter vollständig besiegt, und er hätte sie ausrotten können, wie Samuel es verlangt, aber er zog es vor, die Uebriggebliebenen zu verschonen.

Die Besiegten erhoben sich von der damals erlittenen Niederlage als Ganzes nicht wieder. Doch wagte bald nachher einer ihrer Stämme die Stadt Ssickelag, wo David damals als Lehnsmann des Philisterfürsten Achisch wohnte, während dessen Abwesenheit zu plündern, er wurde aber von David auf dem Rückzuge eingeholt, überfallen und mit Ausnahme von vierhundert Mann, die sich auf den besten Kameelen flüchteten, niedergehauen. Als David dann König wurde, waren die Amalekiter eines der ersten Völker, die er bekriegte. Er unterwarf sie und behandelte sie so hart, daß sie von da an als Volk vom Schauplatze der Geschichte verschwinden.

Wir haben oben gezeigt, daß die Midjaniter oder Katura anfänglich in Hedjas und in der Umgebung von Mekka wohnten, und daß sie von dort vor den joktanischen Djorhom nach dem steinigen Arabien zurückweichen mußten, wo sie vom Ostufer des Elanitischen Golfs, in dessen Umgebungen Hieronymus die Stadt Madian verlegt, deren Trümmer die arabischen Geographen des Mittelalters beschreiben, bis an die Grenze der Länder Moab und Ammon wohnten. In den Ebnen der letzteren Gegend wurden sie nach Genesis 36, 35 von einem sehr alten König von Edom besiegt. Wenigstens saßen die Midjaniter in dem so begrenzten Gebiet am dichtesten. Theile des Volkes mögen über diese Grenzen hinausgeschweift sein, wie wir denn von einem solchen erfahren, der in nomadischem Zustand in der Nachbarschaft des Horeb und Sinai hauste und von dem Priester Jethro geführt wurde, welcher der Schwiegervater des Gesetzgebers der Israeliten wurde.

Wir sind über die Geschichte der Midjaniter sehr wenig unterrichtet. Als die Israeliten auf den Ebnen östlich vom Jordan lagerten, verbanden sich die Kinder Midjans gegen sie mit den Moabitern. Beide Völker versuchten dieselben, der Sage nach, durch die Flüche ihres Propheten Bileam zu vernichten. Auch

wirkte der wollüstige Cultus des Baal Phegor, der von jenen getrieben wurde, verderblich auf das Volk. Moses führte deshalb Krieg gegen die Midjaniter. Ein Heer von zwölftausend Israeliten zog gegen sie aus, drang bis in das Herz ihres Landes vor und tödtete außer vielen Andern auch fünf Fürsten derselben.

Ungefähr zwei Jahrhunderte später sehen wir die Midjaniter als ein sehr mächtiges Volk, welches die Israeliten fünf Jahre lang in schwerer Knechtschaft hält und sie durch furchtbare Raubzüge heimsucht, bis Gideon dem ein Ende macht. Alles, was damals von Midjanitern in das Gebiet Israels eingedrungen war, wurde getödtet, und niemals errangen die Israeliten während der Periode, wo sie ohne Könige waren, einen glänzenderen Sieg. Von diesem Tage an erscheinen die Midjaniter wie aus der Reihe der nennenswerthen Völkerschaften ausgestrichen; denn in der Bibel ist fernerhin von ihnen wie von dem Stamme Epha, der sich von ihnen getrennt hatte, nur noch als schwachen Stämmen die Rede, die dem Edomiterkönig unterworfen sind und sich ausschließlich mit der Führung von Karavanen zwischen Phönizien oder Palästina und Südarabien beschäftigen. (Jesaja 60, 6.)

Die Edomiter waren von sehr alter Zeit her das Hauptvolk des steinigen Arabiens. Unter den vom Urvolke der Amalika nach arabischer Ueberlieferung ausgegangenen Zweigvölkern entsprechen sie dem der Arkam, und die Nachkommen Esaus scheinen, nach dem sie sich unter ihnen niedergelassen, der herrschende Stamm bei ihnen geworden zu sein. Das ursprüngliche Centrum der Edomiter war das Gebirge Seïr, dann breiteten sie sich über den ganzen Landstrich aus, den die Griechen Gebalene nennen, d. h. über die Verlängerung des Gebirgs, die sich im Norden an das Land Moab anschließt, über das Thal von Arabah und über die Höhen, welche dasselbe einschließen. Sie hatten frühzeitig eine Anzahl Städte in ihrem Gebiete.

Das sechsunddreißigste Kapitel der Genesis liefert uns reichliche Mittheilungen über die älteste Periode der Geschichte Edoms. Wir sehen da, daß sie Anfangs in zehn Stämme geschieden waren,

von denen jeder einen Häuptling hatte, der den Titel Alluf führte und ein Abkömmling Esaus war. Der wichtigste dieser Stämme war der von Theman, berühmt durch seine Weisheit, die im Buch Hiob eine große Rolle spielt.

Etwas später scheint sich die Eintheilung der Stämme etwas verändert zu haben; denn nach der Aufzählung, die wir im ersten Kapitel dieses Abschnitts wiedergaben, findet man im biblischen Text eine andere, welche elf Stammhäuptlinge anführt: Thamna, Alva, Jetheth, Oholibama, Ela, Phinon, Kenez, Theman, Mabsar, Magdiel und Hiram.

Die Edomiter der Gebalene erkannten frühzeitig die Unzuträglichkeiten der Stammeintheilung an und führten das System der Wahlmonarchie ein, während die vom Berge Seïr ihre alten Einrichtungen bewahrten. Die Genesis hat uns die Liste der Könige der Gebalene aufbewahrt. Dieselben heißen: Bela, der Sohn Beors, aus der Stadt Dinhaba, welche wir nicht mit der großen Stadt gleiches Namens im Hauran verwechseln dürfen, und welche ohne Zweifel an der Stelle des heutigen Dorfes Bosseirah im Djebal stand, wo der Reisende Burckhardt ausgedehnte Ruinen fand; ferner Chusam, aus dem Gebiet von Theman, Hadad, der Sohn Bedads, aus der Stadt Avith, der Besieger der Midjaniter auf den Ebnen von Moab, Schemlah, aus der Stadt Masrekah, Saul, aus der Stadt Rochoboth, Baal Chanan, der Sohn Akbors, endlich Hadar, aus der Stadt Pau. Wir sehen hier also neben den ältesten Königen der Edomiter der Gebalene zugleich die ältesten Städte derselben. Später wurde die Königswürde erblich, und ihre Macht erstreckte sich über alle Theile des Volkes, ja nach Gideons Sieg über die Midjaniter selbst über die Reste dieser Nation.

Von der Zeit der Niederlassung der Israeliten im gelobten Lande an sehen wir die Edomiter jeden Augenblick mit ihnen im Kriege. Dennoch spielten sie bei den feindlichen Unternehmungen gegen die israelitische Nationalität unter den Richtern nur eine untergeordnete Rolle. Saul bekämpfte sie mit Erfolg. Unter David

wurden sie vollständig unterworfen und durch Garnisonen, die man in ihre Städte legte, im Zaum gehalten. In ihren Häfen Elath und Eßjongeber rüsteten Salomo und Hiram ihre Ostindienfahrer aus. Zu Ende des zuletzt genannten israelitischen Königs erhob Hadad, ein Spößling des alten edomitischen Königshauses, der als Kind den unbarmherzigen, auf Joabs Befehl angestellten Metzeleien entgangen und dann am Hofe des Aegypterkönigs zu Tanith aufgewachsen war, die Fahne des Aufstandes und machte Salomo viel zu schaffen, scheiterte aber zuletzt mit seinem Unternehmen.

Nach dem Abfall der zehn Stämme blieben die Edomiter vom Königreich Jehuda abhängig. Noch unter Josaphat hatten die Edomiter keine nationalen Könige, sondern einfache Vicekönige, die ihnen von Jeruschalajim zugeschickt wurden, und ebenso waren ihre Häfen am Elanitischen Golfe in den Händen der Juden. Der damalige Vicekönig von Edom trug viel zu dem Siege bei, den Josaphat über Misa, den König von Moab erfocht. Einige Zeit nachher zwar sehen wir die Moabiter Edom aufreizen und mit ihnen einen Einfall in das Gebiet Jehudas bis nach Engeddi machen, und vielleicht ist in diese Zeit die Verbrennung eines Vicekönigs von Edom durch die Moabiter zu setzen, von welcher der Prophet Amos spricht. Aber die verbündeten Moabiter und Edomiter wurden von Josaphat in Stücke gehauen.

In den Zeiten Jorams endlich erklärten die Edomiter, indem sie sich den Verfall, der sich im Königreich Jehuda kundzugeben begann, zu Nutze machten, sich unabhängig und fingen wieder an, nationale Könige zu haben. Amaßja besiegte sie in einer großen Schlacht am Todten Meere und erstürmte ihre Hauptstadt Sela, das spätere Petra. Der König von Jehuda versuchte damals zum Andenken an seinen Sieg der Stadt den Namen Joktheel zu geben. Aber die Leute von Edom eroberten sich schon unter Achaz mit Hülfe Reßins von Damask und Pekachs von Israel ihre volle Unabhängigkeit wieder und verwüsteten dann den ganzen südlichen Theil des Reichs Jehuda.

Das Reich Edom war auf diese Weise endgültig wiederher=

gestellt und bestand jetzt aus dem Gebirge Seïr, der Gebalene, dem alten Midjaniterlande und dem ganzen am Ufer des Rothen Meeres und an dem Saume von Hedjas bis nach dem Orte sich hinziehenden Striche, welcher bei den Griechen Leuke Kome hieß, während er heutzutage Hawara genannt wird. Aber genau von dieser Zeit an kommen die Edomiter in der Geschichte der Könige von Jehuda nicht mehr vor. Der erste König ihrer neuen Monarchie war vermuthlich jener Kadumalka, den der Assyrerkönig Tiglat Pilezer der Zweite im achtzehnten Jahr seiner Regierung neben Achaz, dem König von Jehuda unter den Fürsten anführt, die ihm Tribut entrichten. Er hatte zum unmittelbaren Nachfolger Molochram, welchen Sancherib auf dem Throne fand, als er seinen Feldzug nach Syrien unternahm.

Gegen das siebente Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung verschwindet der Name der Edomiter plötzlich und findet sich nur noch bei einigen Propheten Israels, welche sich desselben bedienen, um eine alte Ueberlieferung fortzupflanzen. Statt dessen zeigt sich der bis dahin niemals genannte Namen der Nabatäer. Und dennoch bezeichnen beide Namen unzweifelhaft ein und dasselbe Volk an demselben Orte mit denselben Grenzen und derselben Hauptstadt. Woher dieser Wechsel in der Bezeichnung desselben? Aller Wahrscheinlichkeit zufolge von einer inneren Umwälzung, deren Erinnerung nicht auf uns gelangt ist, von einem Wechsel in der königlichen Familie oder in dem herrschenden Stamme. Aber Genaues und vollkommen Sicheres läßt sich darüber nicht sagen; denn nur wenige Punkte in der Geschichte des alten Orients sind in so dichte Dunkelheit gehüllt wie dieser.

Schon Etienne Quatremère hat die Bemerkung gemacht, daß die Namen Nabat und Nabatäer sich auch im Euphratthale wiederfinden. Alle syrischen und arabischen Schriftsteller bedienen sich derselben, um die aramäischen Völkerschaften am untern Euphrat zu bezeichnen, die ursprünglich auf das rechte Ufer dieses Stromes beschränkt, allmählich und zwar schon von sehr alter Zeit an in Chaldäa eindrangen und endlich, gegen den Beginn der christlichen Zeit-

rechnung, die Eingebornen von accadischer Race ganz ersetzten. Ist die Vermuthung erlaubt, daß irgend ein Stamm oder auch nur eine mächtige Familie dieser Nabatäer an den Ufern des Euphrat die Wüste durchschritten, sich bei den Edomitern niedergelassen und, nachdem sie sich der Gewalt bemächtigt, der Monarchie ihren Namen gegeben hat?

Wie dem sei, das Datum der Ersetzung des Namens der Edomiter durch den der Nabatäer ist ebenso wenig genau festzustellen wie die Ursache dieser Ersetzung. Das Einzige, was wir sagen können, ist, daß auf dem Prisma Assarahaddons (672 v. Chr.) unter den Tributpflichtigen des assyrischen Monarchen noch ein Kadumuh, König von Edom und neben ihm ein besonderer König für die Stadt Maan im Osten des Gebirgs Seïr am Saume der Wüste vorkommt, welcher letztere Fürst Musri (der Aegypter) heißt. Dagegen sprechen die Denkmäler Assurbanipals (668 bis 648) nur vom „Lande der Nabatäer."

Assurbanipal war in der That der erste unter den ninivitischen Eroberern, der seine Waffen bis ins Nabatäerland trug. Wenn einige Edomiterkönige vorher schon an Assyrien Tribut gezahlt hatten, so war dieß nur aus Furcht vor dieser Macht geschehen. Man hatte dadurch Einfälle in sein Land und die damit verbundenen Verwüstungen abgewendet. Diese Verwüstungen kamen aber in schrecklichster Weise über das Land, als Assurbanipal nach Beendigung seines Krieges gegen Susiana sich gegen die Araber wendete, die sich während dieses Krieges empört hatten, und auch die Nabatäer züchtigen wollte, deren König Nathan diesem Beispiele des Abfalls gefolgt war und die Araber eifrig unterstützt hatte. Sela wurde eingenommen, das Land vollständig verheert, eine große Anzahl von Menschen gefangen nach Assyrien weggeführt, und von jetzt an war es nicht mehr eine freiwillige Unterordnung, sondern ein mit Härte erzwungener Gehorsam, der die Nabatäer an das Reich von Ninive fesselte.

Diese stärkere Fesselung an die assyrische Monarchie hielt übrigens die Nabatäer nicht ab, reichlich von den Umständen Nutzen zu

ziehen, welche um dieselbe Zeit die Schifffahrt auf dem Rothen Meere wieder beginnen ließen und den größten Theil des indischen Handels auf diesen neuen Weg lenkten. Die Nabatäer, deren commerzielles Gedeihen sich infolge der von den Königen der sechsundzwanzigsten ägyptischen Dynastie eingeschlagnen Politik und ihrer Anstrengungen, den Verkehr mit Indien in den Arabischen Golf zu lenken, entwickelt hatte, sahen auf diese Art ihre Interessen eng mit denen Aegyptens verknüpft. So zeigten sie, als die Zerbröckelung des assyrischen Reichs begann und Nechao, sich die Ereignisse zu Nutze machend, die Eroberung Syriens bis an den Euphrat unternahm, großen Eifer, sich zu Gunsten der pharaonischen Politik zu erklären. Es folgte dann die Schlacht bei Karkemisch und der Rückzug der Aegypter. Als Nabukodroßor 605 seine Armee zum ersten Male gegen die ägyptische Grenze vorrücken ließ und zwar in zwei Abtheilungen, von denen die eine durch das Philisterland und die andere durch Peräa, Ammonitis und das Land Moab ging, beeilten sich die Nabatäer, dem Eroberer ihre Unterwerfung zu Füßen zu legen und ihm den Tribut zu entrichten, den sie früher den Herrschern von Ninive gezahlt hatten. Aber 590 begingen dieselben Nabatäer die Unklugheit, sich mit den Ammonitern, Moabitern und Tyrern der Empörung Ssidkias, des Königs von Jehuda, gegen den babylonischen Großkönig anzuschließen, die für Jeruschalajim so verhängnißvoll wurde. Fünf Jahre lang spannen die kleinen Könige des südlichen Syrien die Fäden einer Verschwörung, hinter der Wahprahet, der Aegypter, stand. Die Länder Moab und Ammon baten, bevor sie noch gekämpft, um Gnade und entgingen so den Folgen dieses unzeitgemäßen Unternehmens. Die Nabatäer aber wurden dafür ebenso hart gezüchtigt, als die Israeliten und die Tyrer. Ihr Land und ihre Hauptstadt wurden unterworfen und erlitten Verwüstungen, von denen wir nichts Einzelnes wissen, deren Ausdehnung wir aber aus gewissen Worten des Propheten Jeremia ersehen, Verwüstungen übrigens, die, wie oben gezeigt, ebenso wie die Belagerung von Tyrus mit dem Plane Nabuko-

droßors, den Handel Indiens vom Rothen Meer nach dem Persischen Golfe abzulenken, in Verbindung gestanden haben werden.

Aber wie hart die Bewohner Nabatenes auch von dem Chaldäerkönig behandelt wurden, sie erholten sich bald, zumal sie nicht in die Verbannung abgeführt wurden. Die großartigen commerziellen Pläne Nabukodroßors wurden von seinen Nachfolgern gänzlich vernachlässigt, und so gelangte der Handel der Nabatäer und ihrer Königsstadt Sela bald zu neuer und größerer Blüthe als je zuvor. Sela oder Petra war bis zum Fall von Tyrus ein bloßes Entrepot des Handels mit Indien und Südarabien gewesen, jetzt wurde es einer der Hauptmittelpunkte desselben. Dieses Gedeihen steigerte sich noch unter der Herrschaft der Perser, in die sich die Nabatäer nach der Einnahme von Babylon durch Kurusch geduldig fügten, wofür die Großkönige in Susa ihnen stets viel Wohlwollen erwiesen, und diese glänzende Epoche in der Geschichte Edoms währte fort, bis das Land zur römischen Provinz wurde.

Während die Juden in der Verbannung an den Wassern Babylons saßen, wanderten viele Edomiter oder Nabatäer aus, um sich in den jetzt herrenlosen Gebieten des fruchtbaren Theils von Südpalästina niederzulassen. Dies war der Ursprung jener Idumäer im gelobten Lande, die einen Augenblick dasselbe bis nach Hebron innehatten und einen vom Reiche der Nabatäer abgezweigten kleinen Staat bildeten, welcher, einen Theil der alten Gebiete von Jehuda und Schim'on und gewisse, einst den Amalekitern gehörige Bezirke umfassend, von Johannes Hyrkanus besiegt und mit Judäa vereinigt wurde, und aus dessen Gebiete die Dynastie des Herodes stammte, die nach den letzten Makkabäerfürsten den Thron von Jeruschalajim bestieg.

Die Nabatäer oder Edomiter waren ihrer Mehrzahl nach Nomaden und verdankten ihren Reichthum vorzüglich dem Karawanenhandel, den sie betrieben. Dennoch hatten sie auf ihrem Gebiet eine Anzahl bleibender und befestigter Städte, welche ihnen als Waffenplätze und Zufluchtsorte bei feindlichen Angriffen dienten und in ruhigen Zeiten die Stelle von Handelsniederlagen aus-

füllten. Die wichtigsten dieser Orte im Binnenlande waren außer Sela, der Hauptstadt, Bosra und Oboda. Am Meeresufer fand man die wichtigen Hafenplätze Elath, Eßjongeber und Hawara, das später von den Griechen Leuke Kome genannt wurde. Alle diese Seestädte waren vorzüglich von fremden Kaufleuten und Rhedern bewohnt.

Der Boden von Nabatene ist dem Ackerbau wenig günstig, und so scheint sich das dortige Volk wenig auf ihn gelegt zu haben. Doch ist es ohne Zweifel als arge Uebertreibung zu bezeichnen, wenn Diodorus Siculus von einem Gesetz spricht, welches den Nabatäern bei Todesstrafe untersagt hätte, Feldfrüchte und Wein zu bauen.

Ueber die Gesetze und Gebräuche dieses Volkes ist uns nichts Bestimmtes überliefert, wie wir denn von demselben nur eine sehr kleine Anzahl von geschriebnen Denkmälern, Inschriften und Münzen besitzen, die überdieß alle aus Zeiten stammen, bis zu denen die in diesem Handbuche behandelte Geschichte des Morgenlandes nicht herabreicht. Die politische Verfassung betreffend, wissen wir, daß deren Grundlage die Regierung der Stämme war, und daß jeder Stamm seinen Fürsten hatte, welcher der Oberhoheit des Königs unterworfen war. In den Inschriften werden Leute als „Emire", als „Stammälteste", als „Ritter" bezeichnet, andere nennen sich „Gelehrte", „Lehrer" oder „Dichter", was auf eine beträchtliche Entwickelung der intellectuellen und literarischen Cultur hinweist.

Etwas reicher sind die Inschriften an Mittheilungen über die nabatäische Religion, obwohl sie uns auch nur sehr unklare und unvollständige Notizen liefern. Indeß darf man nach dem, was wir davon wissen, behaupten, daß sie sich im Großen und Ganzen den syrisch-phönizischen Religionen angeschlossen haben wird.

Auf den Denkmälern, die auf uns gekommen sind, begegnet man zunächst einem Gotte Al oder El, der in allen Culten Mesopotamiens, Syriens, Phöniziens und Arabiens immer die erhabenste, umfassendste und einheitlichste Vorstellung des göttlichen Wesens ausdrückt. Zuweilen erhält derselbe Zunamen, nach welchen er,

ähnlich wie in den verwandten Religionen, als bestimmte Persönlichkeit aufzufassen war, z. B. El Ga, „der erhabne Gott", neben dem wir seinen weiblichen Doppelgänger, seine Offenbarung, unter dem Namen Alath antreffen.

Baal war der nabatäischen Religion ebenfalls bekannt und vielleicht noch mehr die Vorstellung verschiedener Baalim; denn die Inschriften liefern uns neben dem einfachen Namen Baal die des Baal Samim, des „Baal des Himmels", wie in Phönizien, und den des Baal Jarhi, des „Baal des Mondes". Endlich entdecken wir als einen auch andern Theilen Syriens bekannten Gott, auf den Inschriften den Katsin, „den vom Himmel gefallnen Stein", und den Aziz, welcher Name „der Mächtige" bedeutet.

Aber der wichtigste Untergott der Nabatäer, ihr eigentlicher Nationalgott, die göttliche Persönlichkeit, deren Dienst am weitesten unter ihnen verbreitet war und den ersten Rang einnahm, war diejenige, welche die klassischen Schriftsteller Dusares nennen, und deren Name auf den Denkmälern Duschara oder Dulschara heißt. Es war ein Sonnengott, den die Griechen mit ihrem Dionysos verglichen haben. Sein offenbar arabischer Name muß in Dhu Schara oder Dhu El Schara zerlegt werden, was „Herr des Gebirgs Seïr" bedeutet. Und in der That scheint es, als ob bei den Nabatäern wie in Phönizien die meisten Personalbezeichnungen der Götter von localer Herkunft gewesen wären. Dieser Charakter ist in Maan nicht zu verkennen, dessen Name der ist, welchen noch heute eine Oertlichkeit östlich vom Dschebel Scheraa führt, und ebensowenig in Taymi, was „der Gott von Taym" heißt.

Der Ursprung und die wahre Natur eines Theils der vielfältigen Persönlichkeiten, in die sich die ursprüngliche Einheit des göttlichen Wesens in der Religion der Nabatäer verzweigt, können bei dem jetzigen Stande der Wissenschaften nicht bestimmt werden; denn wir wissen nicht einmal die genauen Formen ihrer Namen, die uns nur durch griechische Transcriptionen oder gar durch Uebersetzungen bekannt geworden sind. Solche sind die Götter, welche die epigraphischen Texte Aumu, Theandrios, Ethaos, Athene Goz-

maia, Nabbaiathos nennen. Mehrere müssen Stamm- oder Dorfgötter sein. Andere personificirten wohl auch Himmelskörper, was besonders von zweien gilt, die in den Inschriften genannt werden, von Ta und Dariah nämlich, welche letztere „die Glänzende“ bedeutet und dem Planeten Venus zu entsprechen scheint.

Die Nabatäer hatten eine Priesterschaft, deren Mitglieder den Titel Kahin führten und wahrscheinlich, wie bei den arabischen Stämmen, zugleich Wahrsager waren. Die Sitte der Pilgerfahrten mit religiösem Zweck war bei den Nabatäern ebenso entwickelt wie bei den andern Aramäern und den Arabern. Tuch hat diejenigen untersucht, welche sie in ihrem Lande hatten, und deren Zielpunkte sich alle am Gebirgsstocke des Sinai und zwar dicht bei einander befanden. Die wichtigsten traf man im Wadi Pharan, am Berge Serbal und zu Tor am Ufer des Rothen Meeres. Indem er eine solche Pilgerfahrt benutzte, bemächtigte sich Athenäos, der General des Antigonos im Jahre 312 v. Chr. der Stadt Petra, die des Festes halber von ihren Einwohnern verlassen war.

Zweiter Abschnitt.

Die Inder.

Erstes Kapitel.

Alte Geographie von Indien. — Die Urbevölkerung. — Die melanische Race. — Die dravidischen Nationen. — Die Kuschiten der Indus- und Gangesufer.

Indien ist jenes große Land, welches, an Ausdehnung ungefähr der arabischen Halbinsel gleich, aber weit bevölkerter als diese, sich südlich vom Fuß der höchsten Bergkette der Welt ausdehnt, die uns unter dem Namen des Himalaya (Palast des Schnees) bekannt ist und auch in den alten Sanskrittexten durch die Namen Himatschala oder Himadri (Schneeberge) und Himawat oder Haimawata (reich an Schnee) bezeichnet wird. Diese beiden letzteren Namen haben die Griechen in Imaos und Emodos oder Emodon hellenisirt, Bezeichnungen, die in der klassischen Geographie oft vorkommen. Im Süden wird Indien vom Meere begrenzt. Im Westen hat es die Verzweigungen der Kette des Hindukusch, die sich von Norden nach Süden ziehen, zur Grenze zwischen sich und den Landstrichen Arianas. Im Osten endlich bilden die Höhen des Landes, welches im Alterthum Lauhitya genannt wurde, die Schranke zwischen dem eigentlichen Indien und der indo-chinesischen

Halbinsel, zwischen dem Thal des Brahmaputra und dem des Airawata, des Irawaddy von heutzutage, zwei Strömen, die an ihrem Ursprunge durch das Gebirge Kanka, das heutige Kamti, einem Ausläufer des Himalaya, getrennt sind.

Der Name Indien ist nicht im Lande selbst entstanden, sondern der, mit welchem die Perser dasselbe oder vielmehr nur einen Theil desselben, das Industhal, bezeichneten (Hendu). Die Assyrer auf der einen, die Griechen auf der andern Seite entliehen ihn von den Iraniern. Wir wissen nicht, wie die Völkerschaften, die vor den Aryas das Land innehatten, dasselbe nannten. Die eigentlichen Inder von der Race der Aryas gaben ihm die Namen Djambudwipa (Insel des heiligen Baums Djambu) Sudarßana (schön zu sehen) und Bharatawarscha (fruchtbares Land).

Physisch und historisch — denn die Beschaffenheit des Bodens hat stets tiefen Einfluß auf die Geschichte gehabt — zerfällt Indien, in dem weiten Sinne betrachtet, in dem wir es nehmen, in zwei völlig verschiedene Theile. Der erste ist das, was man heutzutage Hindustan nennt, d. h. Indien im engsten Sinne. Dieß sind die beiden weiten und fruchtbaren Becken des Ganges und des Indus. In den Jahrhunderten des Alterthums und nach der Niederlassung arischer Völkerschaften nannten diese diesen Landstrich in ihrer Sprache Aryawarta (Ort, Bezirk der Aryas), eine Bezeichnung, neben der wir auch die Varianten Aryabhumi (Land der Aryas) und Aryadeßa (Wohnplatz der Aryas) finden. Der zweite Theil ist die Halbinsel oder vielmehr das ungeheure Vorgebirge von dreieckiger Gestalt, welches die Eingebornen gegenwärtig Dekhan nennen, eine Verstümmelung von Dakchinapatha (rechts gekehrte Spitze), woraus die Griechen Dachinabades gemacht haben. An diese Halbinsel schließt sich wie eine Art Anhängsel die große Nachbarinsel Ceylon an, welche ihre ältesten Bewohner Lanka nannten, während die spätern arischen Eroberer ihr den Namen Sinhaladwipa (Löweninsel) oder Tamraparni gaben, woraus die Griechen Taprobane machten.

Von den ältesten Zeiten an und schon vor dem Eindringen der

Aryas aus Baktrien finden wir in diesen beiden Theilen Bevölkerungen ganz verschiedener Race. Sie sind durch eine Kette stark gewellter Hochflächen geschieden, die sich von Westen nach Osten, vom Meere von Oman bis zum Golf von Bengalen hinzieht und die Basis des Dreiecks des Dekhan bildet. Es giebt da eine Zwischenregion von besonderem Charakter, die man von den beiden anderen als ein Centralindien unterscheiden und nach den Windhyabergen, welche die höchste Erhebung derselben sind, mit dem Namen Windhya bezeichnen könnte.

Wir skizziren nun so kurz als möglich die wesentlichen Züge dieser drei Striche Indiens, indem wir etwas mehr bei dem nördlichen, also bei Aryawarta verweilen, welches allein eine zusammenhängende Geschichte hat und uns deshalb fast ausschließlich beschäftigen wird.

Der Indus hat seine Quellen auf einer Hochfläche, 14,000 Fuß über dem Meeresspiegel, zwischen der höchsten Gebirgskette des Himalaya und dem Kaïlasa, einem der mächtigsten Berge Tibets, mitten zwischen Gletschern und Seen. Er läuft zunächst nach Westen durch ein enges Thal oder vielmehr eine Schlucht, die von sehr hohen Bergketten eingeschlossen ist, von deren Flanken das Herabrollen des winterlichen Schnees die Goldblättchen löst, die die man mit dem Sande seines unteren Laufes gemischt findet. Der Fluß, welcher Indien seinen Namen gegeben hat, durchströmt hier das Gebiet, welches seit undenklichen Zeiten die Stämme der Race Botha oder der tibetanischen bewohnen, die ihn Singkekampa nennen. Die Himalayakette, deren Fuß er auf der Nordseite bespült, trennt ihn noch von den fruchtbaren Bezirken, wo die Flüsse laufen, welche auf dem Südabhange des Gebirgs entspringen und sich später in ihn ergießen. In diesem Theil der Himalayakette begegnen wir, wie einer unerwarteten Oase inmitten rauher Felsen und Wüsten, dem reizenden Thale von Kaschmir (im Sanskrit Kaßmira), umgeben von regelmäßig ovalgeformten Schneegipfeln. Im Lande Darada angekommen, unmittelbar neben der Hochfläche von Pamir, wendet sich der Fluß plötzlich, durchschneidet den Hima-

laya in einer engen Schlucht und kommt auf den Abhang der auf das Meer von Oman hinabschauenden Berge hervor, worauf er bis zu seiner Mündung genau südlich fließt.

An diesem Punkte ists, wo er in Indien eintritt. Die griechische Form seines Namens, Indos, kommt von dem persischen Hendu her. Sein Name im Sanskrit lautet Sindh, eine Form, die auch im Hindustani erhalten ist. Man nannte ihn auch bisweilen Nilab, „blaues Wasser", von der Farbe seiner Fluthen. Die kuschitischen Völker, die den Ariern an seinen Ufern vorausgingen, scheinen ihn Phison genannt zu haben, eine Bezeichnung, unter welcher er in der Genesis unter den Flüssen genannt wird, die aus Eden hervor strömten.

Das Indusbecken südlich vom Himalaya wird als Ganzes mit dem Namen Pratiki bezeichnet. Es theilt sich in zwei verschiedene Striche. Während der nördlichen Hälfte seines Laufs in Indien fließt der Strom ziemlich nahe bei der Bergkette, die jetzt Suleiman Kuh heißt, und die ihn vom alten Arachosien (persisch Harauwatis, im Sanskrit Harachwatisch) trennt, während sich im Osten das weite und fruchtbare Land ausdehnt, welches im Sanskrit meist Pantschanada hieß und jetzt den Namen des Pendschab führt, der wie jener „das Land der fünf Ströme" bedeutet. Diese Benennung rührt von den fünf großen Zuflüssen des Indus her, die das Land bewässern, wo die arischen Stämme ihre ersten Wohnstätten auf indischem Boden hatten. Dieselben sind, wenn wir im Westen oder mit denen beginnen, deren Lauf dem Indus am nächsten ist und ihm am längsten parallel läuft: der Witasta, der Hydaspes der Griechen, und der Asikni oder Tschandrabhaga, die in der alten Geographie Akesines und Sandurophagos heißen. Dieselben vereinigen sich endlich zu einem Strom, der sich seinerseits wieder mit dem Paruschni oder Irawati, dem Hyarotis oder Hydraotes der Griechen, einem weiter östlich im Himalaya entspringenden Flusse vereinigen. Der aus diesen drei Flüssen entstehende Strom heißt im Sanskrit der Marudwridha, während ihn die klassischen Geographen immer noch Akesines nennen. Weiter östlich am Fuße

des Gebirgs ist der Wipaßa, der Hyphasis der Griechen, der sich nach sehr kurzem Lauf in den Ssatadru oder Ssutudri, den Hesydros der Griechen, ergießt, welcher der Satledj unserer Tage und derjenige der fünf Ströme ist, welcher das meiste Wasser und den längsten Lauf hat. Der Ssutudri vereinigt sich endlich mit dem Marudwridha, und dadurch entsteht der Kanal des Pantschanada, der alle fünf Flüsse in sich aufgenommen hat und zwischen dem 28. und 29. Breitengrade in den Indus mündet.

Von hier an engt sich das fruchtbare und wohlbewässerte Land merklich ein. Wenn die Berge, welche das Industhal von Gedrosien scheiden, ein wenig ferner vom Flusse hinstreichen als die, welche die Schranke zwischen jenem und Arachosien bilden, so dringt im Osten die wasserlose und nur von Heerden wilder Büffel und Esel bewohnte Wüste von Marusthala bis nahe an das linke Ufer des Flusses heran. Diese Einöde streckt sich vom Meere fast bis an den Fuß des Himalaya und bildet ein natürliches und schwer zu überschreitendes Hinderniß für die Verbindung zwischem dem Indus- und dem Gangesbecken. Es giebt keine bequeme und von gastlichen Oasen begünstigte Verbindung zwischen diesen beiden Theilen Aryawartas als über die letzten Ausläufer des Himalaya, die durch die Wasser der Saraswati bewässert werden, eines Flusses, der sich nach kurzem Lauf im Sande der Wüste verliert und nur dann den Indus erreicht, wenn ihn die Saison der Schneeschmelze aufschwellt.

Der untere Indus, dessen Wogen durch die mächtigen Ströme geschwellt werden, die wir soeben erwähnten, überschwemmt seine Ufer fast alle Jahre in Folge des winterlichen Regen- und Schneezuflusses und bildet Moräste, die in dem Maße größer werden, als man sich seiner Mündung nähert. In einiger Entfernung vom Meere theilt er sich in zwei Arme, welche ein großes Delta von angeschwemmtem Schlamm umfassen. Der Westarm theilt sich wieder in vier kleinere, während der östliche, im äußersten Westen des großen Sumpfes von Irina (jetzt Rin) ins Meer strömt und hier beiträgt, die Insel Katchha zu bilden.

Der Ganges ist der Hauptfluß Indiens. Daher sein Name

Ganga oder Bura Ganga. Er entsteht aus zwei dem Himalaya entströmenden Wasserläufen, dem Alakananda und dem Bhagirathi. Der letztere, welcher in Mitten von Gletschern, 13,000 über Gangadwara, dem heutigen Gangotri, entspringt, wird gewöhnlich als der eigentliche Ganges angesehen, während andere Geographen diesen im Alakananda erblicken, der einen längeren Lauf und etwas größere Wasserfülle hat. Aus dem Himalaya hervorgetreten, fließt der heilige Strom östlich in die ungeheuere Ebene hinein, welche mit dem Golf von Bengalen endigt. Er nimmt hier zahlreiche und bedeutende Nebenflüsse auf, von denen wir hier nur die wichtigsten und zwar mit ihren alten Namen anführen. Von der rechten Seite kommen: die Kalinadi, die Jamuna oder Kalindi (der Jomanes der Griechen, die Dschamna der Gegenwart), die ihre Quelle im Himalaya etwas weiter westlich als der Ganges und nicht weit von der Sarasvati hat und eine lange Strecke parallel mit dem Strome fließt, mit dem sie sich endlich vereinigt, wobei sie in ihrem Laufe eine Anzahl von Flüssen aufnimmt, die aus dem Windhya-Gebirge kommen, z. B. die Tscharmanwati (heutzutage Tschambal genannt), die Watrawati (Betwa) und die Kayana, endlich die Sjona oder Hiranyawahu, die von den Griechen Erannoboas genannt wurde. Auf dem linken Ufer des Ganges finden wir nach einander: die reißende Ramaganga, die von ungeheuer hohen Felsen eingezweigt ist und aus der Vereinigung der Uttanika mit der Kaussiki entsteht, die Gomati (jetzt Gamti) mit ihrem gewundenen Lauf, die Saragu Dwiwaha, die vom Südabhange des Himalaya in das Land Tangana herabströmt, den berühmten Wasserfall von Kanar bildet und dann die Wasser der Kali und der Saraswati aufnimmt, die Gandaki, die auch die Namen Kalagrami Narayani, Gandakawati und Hiranyawati führt, die Bhagawati, jetzt Bagmatti, die Kaußi oder Kaußiki, die Mahananda, endlich die Stischta (Sittocatis der Griechen) und die Karatoya oder Sadanira, welche ihre Fluthen vereinigen, bevor sie sich in den Ganges stürzen, was kurz vor dessen Mündung ins Meer geschieht. Bevor letzteres statt findet, theilt sich der Ganges in eine Menge von Armen, die ein rasch

wachsendes Delta umschließen. Die beiden Hauptarme haben zwischen sich das ganze Delta, der im Osten mischt in dem Augenblicke, wo er in die See tritt, seine Wasser mit denen des Brahmaputra und führt den Namen Ganges fort, der im Westen hieß einst Bhagirathi, während er jetzt Hugly genannt wird.

Die periodischen Ueberschwemmungen des Ganges, denen des Nil ähnlich, beginnen im April. Zuerst wächst er täglich nur ein, nach einigen Wochen fünf Zoll, und zu Ende des Juli überfluthet er die benachbarten Landstriche in einer Ausdehnung von mehr als dreißig Meilen. Um die Mitte des August nimmt er wieder, zuerst drei bis vier, dann zwei bis drei Zoll, zuletzt nur einen halben Zoll täglich, ab, und zu Anfang October fließt er wieder in seinem gewöhnlichen Bette, nachdem er auf den Feldern einen fruchtbaren Schlamm zurückgelassen hat.

Die vom Ganges und seinen Nebenflüssen bewässerten Ebnen sind von den alten Indern in zwei Striche getheilt worden. Der erste, der Madhyadeßa, beginnt an der Saraswati und erstreckt sich von da bis zum Laufe der Ssarawati, dann bis zur Sarayu Dwiwaha und zum Zusammenfluß der letzteren mit dem Ganges. Es ist der Theil des Flußbeckens, wo sich in der Blüthezeit der Aryas in diesen Gegenden die Lande Kurukschetra, Kuttara, Uttara-Koßala, Pantschala und Bharata bestanden. Man rechnete bisweilen auch zum Madhyadeßa das Land, welches Upawindhya, „Oberwindhya" hieß, d. h. das zwischen der Bergkette Windhya und der Gangesebene gelegene Hügelland. Die zweite Abtheilung dieser Ebene, die sich bis zum Meer erstreckte, hieß Pratschi, weshalb die Griechen die hier Wohnenden Prasier nannten. Diese Region umfaßte die Lande Mithila oder Wideha, Magadha, Anga oder Tschampa, Pundra und Banga, das heutige Bengalen, und schließlich muß man dazu noch das Land Kamarupa am untern Lauf des Brahmaputra rechnen.

Die Region der Hochplateaus der Mitte, welche das Bindeglied zwischen der Halbinsel des Dekhan und den Becken des Indus und Ganges ausmacht, war ihrerseits gleichfalls in zwei Theile

geschieden werden: einen westlichen, das eigentliche Windhya, dessen Wasser sich in das Meer von Oman ergießen, und einem östlichen, das Ghondawana, dessen Flüsse dem Meerbusen von Bengalen zuströmen. Drei Flüsse zweiten Ranges bewässern diese Gegend: im eigentlichen Windhya die Narmada (jetzt Nerbadda), an deren Mündung sich der berühmte Hafen Warikatscha (bei den Griechen Barigaza) befand, welcher Jahrhunderte hindurch der Hauptlandungsplatz des Handels Babylons und Arabiens mit Indien war. Der Hauptfluß Ghondawanas ist der Mahanadi, von den Griechen Manades genannt, der sich zuletzt in den Golf von Bengalen ergießt, nachdem er vorher ein großes Delta gebildet hat. Diese ganze Gegend erfreut sich eines sehr gesunden Klimas, ist aber stets sehr schwer zu erreichen gewesen, und so begreift sich leicht, daß die Reste der alten Bevölkerung Indiens hier eine Zuflucht vor den vielen Invasionen gefunden hat, welche dieser Theil der Welt erlebte.

Das Dakschinapatha der Sanskritzeit, das Dekhan von heutzutage, bildet ein weitgedehntes Dreieck, dessen Basis sich im Norden befindet, und dessen Spitze in das Kap Kumari, jetzt Komorin, ausläuft. An den beiden Seiten im Osten und Westen laufen Bergketten hin, dort das Gebirge Nila Malaya, hier die Ghatta-Berge, die sich im Süden mit jenen zu der kurzen Alligrikette vereinigen. Die ganze Mitte bildet ein sehr gewelltes Hochplateau, welches von Strecke zu Strecke von Ausläufern der genannten Bergreihen durchschnitten ist. Von dieser Hochfläche kommen alle Flüsse dieses Landstrichs, um sich, da die Ghatta-Berge viel höher als die andern emporragen, durch die Einschnitte, die den Zug der Nila Malaya unterbrechen, in den Meerbusen von Bengalen zu ergießen. Diese Flüsse sind, wenn wir von Norden nach Süden gehen, der Godawari der Eingeborenen, der im Sanskris Purvaganga heißt und fast für ebenso heilig als der Ganges gilt, und der zuerst die Mandjira, dann die aus der Vereinigung der Praweni, der Warada und der Wenwa entstandene Pranita aufnimmt; ferner der Krischnareni, derjenige der indischen Flüsse, dessen Sand die

meisten Edelsteine enthält, und der sich allmählich durch die Gewässer der Bhima oder Bhimarathi, dann der Warada oder Tungaweni und deren Nebenflüsse Tungabhadra und Wadawati verstärkt, endlich der Kaweri der Eingeborenen, der im Sanskrit den Namen Arddhaganga führt und bei seinen Anwohnern religiöse Verehrung genießt.

Die Westküste des Dakschinapatha hieß im Alterthum Kerala oder Malayawara, woher das heutige Malabar, die Ostküste Kolamandala, woher das heutige Koromandel stammt.

Diese Andeutungen werden den Leser hinreichend in den Stand setzen, uns bei der nachstehenden Mittheilung über die alte Geschichte Indiens zu folgen und ihn die Grundzüge der alten Geographie des Landes in seinem gegenwärtigen Zustande auffinden zu lassen.

Die ersten Inhaber des Bodens Indiens, in der Urzeit der Geschichte, waren Stämme der melanischen Race, schwarz, aber mit glatten nicht wolligen Haaren, ganz ähnlich den Australnegern, welche letztere sehr wahrscheinlich die Nachkommen gewisser schwarzer Stämme Indiens sind, die vor den Einbrüchen dravidischer und kuschitischer Völker zuerst nach den malayischen Inseln und dann, auch hier von der wachsenden Fluth der Fremden erreicht und verscheucht, nach dem Festlande von Australien flüchteten.

Aber diese schwarzen Stämme, die man als das Urvolk Indiens ansehen kann, sind vom Gebiete Indiens keineswegs ganz verschwunden. Man findet in dem Berglande der Mitte zahlreiche Reste derselben, deren Gesammtzahl man auf sieben bis acht Millionen Menschen schätzt, und welche sich halten, während ihre Stammgenossen in Australien mit erschreckender Schnelligkeit dem Aussterben zueilen.

Ihre Hauptnation ist die der Ghonds. Dieselbe, sehr zahlreich und dicht bei einander wohnend, ist jetzt, nachdem sie Jahrhunderte lang unter der Herrschaft der arischen Hindufürsten gestanden, den Engländern unterworfen oder tributpflichtig. Sie bewohnen fast allein das ausgedehnte und fruchtbare Land, welches

nach ihnen Ghondawana heißt. Es ist ein ackerbauendes und kriegerisches Volk, welches keine Städte, aber feste Dörfer hat und kein anderes Gewerbe als den Ackerbau kennt, bei dem sie große Geschicklichkeit und viel mehr Fleiß und Ausdauer entwickeln, als die meist weichlichen und trägen andern Bewohner Indiens. Noch ganz nach Ursitte lebend, haben die Ghonds noch keine Feuerwaffen angenommen, sie kämpfen nur mit dem Bogen und einer Streitaxt, die sie Tangi nennen. Es sind Leute von großem Muth und außerordentlicher Körperkraft, die alle physischen Merkmale der Australier zeigen, aber nicht in dem Zustande der Herabgekommenheit, in den jene durch ein Leben in absoluter Wildheit gerathen sind.

Die Nation theilt sich in drei Zweige: Die Kolas im Norden, die eigentlichen Ghonds in der Mitte des Landes und die Sauras im Süden. Sie zerfallen dann weiter in kleine Stämme oder Clans, die oft mit einander Krieg führen, und von denen jeder unter einem Erbfürsten steht, den sie Abbaya nennen. Ihre Sprache ist verschieden von denen der andern in Indien gesprochenen Mundarten, aber unverkennbar verwandt mit den australischen Sprachen. Doch hat sie eine starke Beimischung aus den in der Nachbarschaft gesprochenen dravidischen Sprachen aufgenommen.

Die Ghonds haben eine Mythologie, die nichts mit den Mythen anderer Stämme Indiens gemein hat und in das höchste Alterthum hinaufzureichen scheint. Dieselbe ist um so interessanter, als sie uns aller Wahrscheinlichkeit nach das Religionssystem aufbewahrt hat, welches einst allen diesen Völkern gemeinsam war, als sie noch die alleinigen Bewohner Indiens waren.

Sie kennen einen höchsten ewigen Gott, der die Quelle des Guten und der Schöpfer der Welt, der Untergötter und der Menschen ist. Aber sie wissen auch von einem zweiten Gotte, der ein Ausfluß des höchsten Wesens, aber stets im Gegensatz und Aufruhr gegen Dieses ist. Der Eine ist der Himmel, der Andere die Erde, jener Licht, dieser Finsterniß. Der Eine ist männlichen, der Andere weiblichen Geschlechts, der Eine das höchste und einzige Gute, der

Andere das höchste und einzige Böse. Jener ist der Urheber des Lebens, dieser des Todes, jener spendet stets Segen, dieser ist stets darauf bedacht, diesen Segen in Fluch zu verwandeln.

Man sieht, dieser Dualismus erinnert an die Religion Zoroasters, aber dieselbe wird durch eine Menge von Untergöttern verwirrt, welche unter diesen beiden sich bekämpfenden Gottheiten stehen und sich auf Sterne, Jahreszeiten, Regen, Stürme, Wälder, Felder, Quellen, Berge, sowie auf Jagd und Krieg beziehen.

Die Mythen, die sie von dem Kampf der beiden höchsten Götter erzählen, sind sehr seltsam. Bura Pennu, so heißt der höchste Gott, wohnt in der Sonne oder an dem Orte, wo sie aufgeht, jenseits der Meere. Er schuf sich im Anfang der Zeiten aus sich selbst eine Gefährtin, Tori Pennu, die das entgegengesetzte Prinzip personificirt und die Göttin der Erde und die Quelle des Bösen ist. Er schuf sodann die Erde, und eines Tages, als er mit Tori lustwandelte, entschloß er sich, mit derselben unzufrieden, aus dem Lehm der Erde ein neues Wesen, den Menschen, zu schaffen, der sich mit Eifer seinem Dienste weihen sollte. Bura Pennu ergriff also eine Hand voll Erde und warf sie hinter sich, damit der Mensch daraus hervorgehe, aber Tori, eifersüchtig und ärgerlich, erfaßte die Erde, bevor sie den Boden berührte, und warf sie bei Seite, da entstanden die Bäume, die Sträucher und alles, was vegetirt. Wieder warf Bura Pennu eine Hand voll Erde hinter sich und wieder bemächtigte sich Tori derselben und warf sie in das Meer, da wurden die Fische und alles, was im Wasser lebt. Bura warf abermals eine Hand voll Erde hinter sich, und auch diesmal erfaßte sie Tori und streute sie umher, und siehe da, alle untergeordneten Thiere, wilde und zahme, entstanden. Die vierte Hand voll Erde, die Bura hinter sich warf, wurde auf ihrem Wege wieder von Tori aufgefangen, die sie diesmal in die Luft schleuderte, welche sich darauf mit allerlei Vögeln und Allem, was fliegt, füllte. Jetzt aber drehte sich Bura Pennu um und sah, wie Tori seine Absichten vereitelt hatte. Da legte er, um sie an weiterer Einmischung zu verhindern, eine Hand auf das Haupt seiner Gemahlin,

nahm zum fünften Mal eine Hand voll Erde, warf sie hinter sich, und siehe da, der Mensch entstand. Da legte Tori Pennu ihre Hände auf den Erdboden und sagte: „Mögen die Wesen, die du gemacht hast, existiren. Aber du sollst keine mehr schaffen!“ Als er dieß sah, sammelte Bura den Schweiß von seinem eigenen Körper und sagte, indem er ihn in die Luft warf: „Für alle die, welche ich geschaffen habe!“ Und die Wesen vermehrten sich und pflanzten sich fort. Die Schöpfung aber war im Augenblick ihres Ursprungs frei von allen physischen und moralischen Uebeln.

Aber Tori Pennu erhob sich, ärgerlich über die Liebe Bura Pennus gegen die von ihm geschaffenen Menschen, in offenem Aufstand gegen ihn und beschloß, seine neuen Geschöpfe durch Einführung des Bösen in die Welt zu verderben. Sie flößte dem Herzen des Menschen das sittliche Böse in seinen verschiedenen Arten ein, sie pflanzte in die materielle Schöpfung das physische Böse in allen seinen Formen, die Krankheiten, die Gifte, die Elemente der Unordnung. Bura Pennu hielt durch Gegenmittel den Fortschritt des physischen Bösen auf, ließ aber den Menschen vollkommene Freiheit, das moralische Böse anzunehmen oder zu verwerfen. Wenige wiederstanden und blieben unschuldig, alle andern gaben der Verführung nach und verfielen in einen Zustand des Ungehorsams gegen ihren Schöpfer. Bura machte die Gerechten zu Göttern, indem er sagte: „Werdet zu Göttern, ihr sollt ewig leben und mein Antlitz schauen, wenn ihr wollt. Ihr sollt Gewalt haben über den Menschen, der nicht mehr der ausschließliche Gegenstand meiner Sorgen ist.“ Er suchte die verderbte Hälfte der Menschheit mit schweren Züchtigungen heim und ließ Myriaden von physischen Uebeln freien Lauf. Er erklärte alle die, welche gesündigt hatten, für dem Tode unterworfen, Krieg und Streit theilten sich in die Welt, die Bande der Familie und der Gesellschaft lösten sich, die ganze Natur gerieth in Verfall. Während dieser Zeit stritten Bura und Tori sich um die Herrschaft, und ihr Kampf versetzte Erde, Meer und Himmel in Aufruhr; denn ihre Waffen waren Berge, Meteore und Stürme.

Diese Glaubenssätze sind allen Ghonds gemeinsam, aber in Betreff des Ausganges des Streites zwischen Bura und Tori zerfallen sie in zwei Secten. Die eine glaubt, daß Bura Pennu siegte und als bleibendes Zeichen der Niederlage Tori Pennus dem weiblichen Geschlecht die Schmerzen der Niederkunft auferlegte. Die Erdgöttin bewahrt nach dieser Secte nicht mehr ihre aufrührerische Haltung, ihren Eifer im Schaffen von Uebeln und ihre Tücke in Betreff des Menschen, sondern sie ist Buras Aufsicht so vollständig unterworfen, daß er sich ihrer als Werkzeug bedient, wo er als höchster Ordner des Weltalls sich zu strafen entschlossen hat.

Die Anhänger Tori Pennus dagegen, die den größten Theil der Ghonds ausmachen, glauben, daß dieselbe nicht besiegt worden ist, sondern den Kampf gegen Bura Pennu mit Erfolg fortsetzt. Sie geben dessen oberste Stellung als Schöpfer der Welt und Quelle alles Guten zu, sie rufen ihn bei jeder Gelegenheit an, aber sie meinen, daß seine Macht nicht ausreicht, die Menschen zu schützen, welche Tori verfolgt. Und trotzdem, daß sie diese Untergöttin als einzige Quelle aller Uebel betrachten, gestehen sie ihr doch die Macht zu, den Menschen allerhand irdische Gaben zu verleihen, und zwar theils direct, theils dadurch, daß sie das Gute, welches von Bura ausgeht, nicht aufhält. Daher die Nothwendigkeit, sich bei der bösen Tori in Gunst zu setzen und so die Summe von Uebeln zu mindern, die sie für das Menschengeschlecht bereit hält. Bura Pennu verlangt kein Opfer, nur fromme Gebete von seinen Verehrern. Er ist stets bereit, ungebeten Gutes zu spenden, während, wenn Tori nicht unaufhörlich durch Opfer beschwichtigt würde, von ihr alle Plagen über das ihr verhaßte Menschenvolk losgelassen werden würden. Der Cultus dieser Secte besteht demnach hauptsächlich in Versuchen, den Grimm Toris zu besänftigen, und das kann nur durch Spenden von Blut, besonders Menschenblut, geschehen.

Daher denn der gräßliche Gebrauch der Menschenopfer, der noch jetzt in einem Theile der Ghond-Stämme herrscht, den aber die großmüthigen Anstrengungen des Majors Macpherson seit

einigen Jahren bei der Mehrzahl ausgerottet haben. Diese Opfer werden von Priestern vollzogen, die Kuttagotaru, Torambu oder Djakoro heißen, deren jeder Stamm einen hat, und die sehr großen Einfluß ausüben. Die Opfer, die mit dem Namen Meriah bezeichnet werden, sind stets gekaufte oder geraubte Hindukinder; denn niemals opfern die Ghonds Leute von ihrem eignen Blute.

Diese blutigen Religionsgebräuche erklärt ihre Sage folgendermaßen. Die Erde bestand ursprünglich aus feuchtem und unfruchtbarem Lehm, der zu nichts zu brauchen war. Da erschien Tori unter dem Namen und in der Gestalt des Weibes Umballi Baïli, die sie annahm, um sich den Menschen zu offenbaren. Sie hieb Kräuter mit einer Sichel ab und verletzte sich dabei einen Finger, und in dem Maße, wie die Tropfen ihres Blutes fielen, wurde die Erde trockner und fester. Da sagte Umballi Baïli: „Sehet die gute Veränderung, vervollständigt sie und zerhaut meinen Körper." Die Ghonds weigerten sich, indem sie Umballi Baïli für eine der Ihrigen hielten, und durch Opfer von Leuten ihres Stammes denselben zum Erlöschen zu bringen fürchteten, und so beschlossen sie, die Opfer bei andern Völkern zu kaufen. So bildete sich, sagt die Legende, die Gesellschaft mit ihren Beziehungen von Vater und Mutter, Frau und Kindern, Unterthanen und Herrschern, und die Kunst des Landbaues wurde den Menschen verliehen.

Tori Pennu lehrte ihnen auch die Kriegskunst. Bura Pennu hatte mit der ganzen Welt auch das Eisen geschaffen, aber die Waffen waren noch unbekannt. Tori lehrte die Menschen Bogen, Pfeile und Aexte machen. Das Eisen (Loha), welchem die schreckliche Göttin die Grausamkeit einflößte, und welches alle Sagen der Ghonds als beseeltes Wesen darstellen, „war so unbarmherzig", daß keiner, den es verwundet, leben konnte, bis endlich Tori, indem sie sich erweichen ließ, die ursprüngliche Grausamkeit des Eisens milderte und zeigte, wie man sich dagegen vertheidigen könne.

Andere Reste derselben Race finden sich in andern Gegenden Indiens, aber fast nur in den Mittelregionen. Dahin gehören zunächst die Kolas, die, wie man sieht, einen Namen führen, wel-

cher auch auf einen Theil der Ghonds angewendet wird. Sie bewohnen in dem Waldgebirge des Centrums die Wälder in der Mitte des Landes Suraschtra, das Syrastrene der Griechen, im heutigen Guzarate am Nordrande des Sumpfes Rin und am Ostabhang des nördlichen Theiles der Ghattas, zwischen Puna und Nasik. Ihre ethnographischen Charakterzüge sind dieselben wie die der Ghonds, aber sie haben die Sprache und Religion der brahmanischen Völker angenommen, die sie von allen Seiten einschließen, und bilden in deren gesellschaftlicher Ordnung die unterste aller Kasten. Von ihnen ist der Name Kulis hergenommen, der dann auf alles niedere Volk und besonders auf ländliche Tagelöhner ausgedehnt wurde.

Die Bhillas, ebenfalls der melanischen Race angehörig und von den klassischen Geographen Phylliten genannt, bildeten im Alterthum eine ziemlich bedeutende Nation nördlich von den Kolas der Ghatta-Berge und südwestlich von den Ghonds, in einem Lande, in dessen Mitte einst die Stadt Dewagiri, das heutige Daulatabad, lag. Sie sind in dieser Gegend verschwunden, aber man findet noch einige Stämme derselben im Zustande von Leibeignen im Süden des Radjputenlandes. Sie haben die Sprache, aber nicht die Religion ihrer Herren angenommen, und man trifft bei ihnen auf Reste einer Mythologie, die derjenigen der Ghonds sehr ähnlich ist. Zwar haben ihre Götter Namen, die dem brahmanischen Pantheon entlehnt sind, dieselben sind aber nur ein Kleid, welches ganz andere Personen bedeckt. Sie verehren ein Götterpaar, welches aus einem höchsten, männlichen und lichten Gotte, dem Urheber des Guten, Mahadewa, und aus einer aus diesem hervorgegangenen Göttin Kali, von der alles Böse stammt, besteht, unter deren Namen wir sofort die Gestalten Bura Pennus und Tori Pennus erkennen. Die Bhillas haben weder Tempel noch Götterbilder und richten ihre Gebete an heilige Bäume. Aber sie haben Priester, Nawel, und Barden, Bhat genannt, denen sie große Ehre erweisen.

Auf denselben Ursprung scheinen noch nach ihrem physischen

Typus die Meras des Berges Arawali am Saume der großen Wüste, welche das Indusbecken von dem des Ganges trennt, die Tschitas, ihre unmittelbaren Nachbarn, und die Minas in der Umgebung von Djayapur im Radjputenlande zurückgeführt werden zu müssen. Dasselbe gilt von den Paharias Bengalens, deren Name der Ursprung der Bezeichnung Paria ist, da sie in Indien die unterste Kaste bilden. Dieselben, welche sich selbst Maler nennen, wohnen zwischen Bhagalpur am Ganges, Birbhum und Ramgar. Die Mehrzahl ihrer Stämme hat ihre alte Nationalsprache, die mit derjenigen der Ghonds verwandt ist, bewahrt, wie sie denn auch eine Religion ähnlich derjenigen der Ghonds haben. Ihr höchster Gott, der dem Bura Pennu jener gleicht, heißt Budo Gosaï, was höchst wahrscheinlich eine Corruption des sanskritischen Buddha Goswami, „weise und heilig", ist.

Alle Reste der alten melanischen Bevölkerungen Indiens, die wir bisher betrachtet haben, haben sich in den Bergen der Centralregion erhalten, die wir mit Lassen Windhya nennen. Aber es giebt auch noch andere Trümmer, die sehr weit von den andern abgedrängt sind, indem sie, zuerst wahrscheinlich durch die kuschitische, dann durch die arische Einwanderung nach den Seiten des Himalaya zurückgeworfen wurden. Es ist dieß das sehr zahlreiche Volk der Rawats oder Radjis, welches das linke Ufer des Flusses Kali bewohnt und von den ältesten Inhabern des Landes abzustammen behauptet. Ihre Körperbeschaffenheit und Farbe ist die der Ghonds, und sie sprechen eine ähnliche Sprache wie diese. Die Leute der untersten Kaste im ganzen Lande Kamaon, östlich von welchem die Radjis wohnen, scheinen von einem Urvolke derselben Race abzustammen. Man bezeichnet sie mit dem Namen Doms.

Die dravidischen Nationen Indiens nehmen jetzt den größten Theil des Dekhan ein, wo die Mahratten, ein Hinduvolk, ihnen indeß einen Theil des Gebiets entrissen haben, welches sie im Alterthum besaßen. Man theilt sie in sechs große Völker, die verschiedene Sprachen reden, aber sonst alle nahe mit einander verwandt sind. Die Tuluwas waren die alten Bewohner von Ka=

nara und der ganzen Nordhälfte der Ghatta-Kette. Zum großen Theil schon seit mehreren Jahrhunderten vernichtet, ist diese Völkerschaft nur noch durch einige wenig zahlreiche Stämme vertreten, welche das Ufer des Meeres von Oman um Mangalor, die Muziris der Griechen, bewohnen. Die Malabaren bedecken die ganze Westseite des Dekhan, von Nileßwara, dem alten Nilakantha, der Nelkynda der Griechen an bis zum Kap Komorin. Wir werden weiter unten sehen, daß ihr Adel, die Narikas, jetzt Naïrs, nicht von dravidischer Herkunft ist, sondern von einer Auswanderung der kuschitischen Race herrührt, die seit ziemlich langer Zeit am Indus und Ganges herrscht. Die Tamulen oder Tamilen bewohnen den äußersten Süden des Dekhan, östlich von den Malabaren, und haben sich auch über den äußersten Norden der Insel Ceylon ausgebreitet. Ihr Land, Dravida genannt, hat der modernen Wissenschaft den Namen zur Bezeichnung der ganzen Race herleihen müssen. Es steigt nach Norden an der Küste des Meeres von Bengalen bis nach Palikat und im Binnenlande bis Bangalor hinauf. Die Telingas nehmen nördlich von den Tamulen und bis zum Lande der Ghonds die Ostküste des Dekhan ein. Was die Karnatas betrifft, so liegt ihre Heimath mitten im Herzen der Halbinsel zwischen den Mahratten im Norden, den Tamulen im Süden, den Telingas im Osten und den Tuluwas im Westen. Ihre Sprache ist eine der reichsten und entwickeltsten der ganzen Familie. Die Singhalesen endlich bilden die sechste der dravidischen Nationen, die jetzt noch in den indischen Ländern existiren, und wie ihr Name sagt, machen sie die Mehrzahl der Bewohner Ceylons oder Singhalas aus. Die Bewohner der Maldiven aber sind von dort nach dieser Inselgruppe ausgewandert.

Die dravidischen Nationen scheinen immer in einem Zustande sehr wenig entwickelter eigner Gesittung gelebt zu haben. Alle indischen Ueberlieferungen stellen sie als Barbaren dar, als die Arier sich in ihrer Mitte niederließen, und nur die Malabaren sind davon auszunehmen, doch war die Cultur und die gesellschaftliche Organisation dieser letzteren zwar nicht arischen, aber nichtsdestoweniger

fremden Ursprungs. Auch die Religion der Dravidier Dekhans und Ceylons, dort überall der Brahmanismus, hier seit Jahrhunderten schon der Buddhismus, wurde vom arischen Indien entlehnt. Doch haben besonders die Tamulen neben Uebersetzungen der brahmanischen Religionsschriften, welche den Haupttheil ihrer Literatur ausmachen, auch eine reiche epische Sage, voll von Erinnerungen an nationale Helden. Aber sie sind noch wenig bekannt, nur unvollständig gesammelt und noch nicht so weit kritisch gesichtet, daß man erkennen könnte, was davon wirklich alt ist. Indeß war die alte dravidische Religion wahrscheinlich sehr roh und stark mit Fetischismus vermischt. Denn jedenfalls ist es ein Rest derselben, wenn man bei gewissen, inmitten ihrer Wälder unberührt vom Brahmanismus und deshalb im Urzustand gebliebnen dravidischen Stämmen, z. B. bei den Malayaren und Korars unter den Tuluwas, bei den Malasiren, den Pariaren und Panianen unter den Malabaren, endlich bei den Kad Eriligarus, den Soligas und den Kadaren unter den Tamulen statt andrer Götter lediglich heilige Steine anbetet.

Caldwell hat aus dem Studium der dravidischen Sprachen, indem er die Worte heraussuchte, welche sich auf Gegenstände der Civilisation beziehen, aber nicht aus dem Sanskrit stammen, ein sehr interessantes Bild der Cultur dieser Völkerschaften vor allem arischen Einfluß zusammengestellt, welches in jeder Beziehung bestätigt, was wir sagen werden. Die Dravidier der Urzeit und besonders die Tamulen, mit deren Mundart sich jene Arbeit besonders beschäftigt, waren in kleine Stämme getheilt, von denen jeder einen engen Bezirk innehatte, und von Königen regiert, welche in „festen Häusern" wohnten. Sie hatten keine Bücher, aber „Barden", Volksdichter, welche bei Festen die Thaten der Krieger besangen. In Betreff der Religion kannten sie keine Priester, wohl aber Wahrsager. Sie wußten von einem Gott, welchen sie König nannten, und dem sie rohe Tempel erbauten, in welchen sie ihn in der Form eines heiligen Steines verehrten. Aber sie hatten keinen klaren Begriff von Himmel, Hölle, Seele oder Gewissen. Sie glaubten an böse Geister,

die sie sehr fürchteten, und welche sie durch blutige Opfer zu beschwichtigen suchten. Sie verstanden sich auf den Feldbau und führten oft Kriege unter einander. Sie bearbeiteten die Metalle mit Ausnahme des Zinnes und des Zinks. Sie trugen Kleider von Stoffen aus Baumwolle, welche ihre Frauen gesponnen und gewebt hatten. Sie bewohnten Weiler und Dörfer, hatten aber noch keine Stadt gegründet. Sie besaßen Kähne und „gedeckte Barken", mit denen sie bis nach der Insel Ceylon fuhren. Es kamen aber Fremde mit ihren „Schiffen", um „Handel" zu treiben und die Producte des Landes zu kaufen. Die Dravidier der Urzeit hatten „Aerzte", die zugleich und vor Allem „Zauberer" waren, aber sie hatten keine ärztliche Wissenschaft. Sie konnten nur bis zu hundert zählen, nur einige Stämme gingen bis tausend. Sie besaßen einige Kenntniß vom regelmäßigen Laufe der Gestirne und wußten, daß Venus, Mars und Jupiter „Planeten" waren.

Lassen ist der erste gewesen, welcher die Thatsache festgestellt hat, daß die Arier, als sie in Indien ankamen, in den Becken des Indus und des Ganges eine Bevölkerung antrafen und zu unterwerfen hatten, welche gänzlich verschieden von den Dravidiern war, Leute mit braunrother Haut, nahe verwandt mit den Bewohnern Gedrosiens, von welchen die niedere Kaste der Sudras abstammt, die in den Gesetzen Manus durch ihren braunen Teint charakterisirt wird. Es waren jene dunkeln Menschen, die Herodot neben den weißen Indern, d. h. den Aryas, als Soldaten der zwanzigsten Satrapie des persischen Reichs im Heere des Xerxes nennt. Arrian bezeichnet sie als Bewohner des rechten Ufers des Indus, nicht weit von der Mündung desselben gesessen. Zu ihnen gehörten nach Lassen die *Sudras*, welcher Ausdruck nicht blos eine über das ganze Aryawarta verbreitete Kaste, sondern auch einen Stamm nicht fern vom Zusammenfluß des Indus und des Pantschanada bezeichnet, wohin die klassischen Geographen ein Volk der Sydrer versetzen; ferner die *Nischadas*, die in den altindischen Sagen oft erwähnt werden, und von denen ein Zweig seinen Namen den Nischaddha-Bergen gegeben hat, welche den Mittelstock des Hindukusch mit der

Hochfläche von Pamir und mit dem Paropamisos der Griechen verbinden. Ein anderer Zweig der Nischadas wird in geschichtlichen Zeiten an den Ufern der Saraswati genannt, am Saume der Wüste, in welcher dieser Fluß verrinnt, und ein dritter am Fuße der letzten nördlichen Abhänge der Windhya-Berge, in der Nähe des Zusammenflusses der Kayana mit der Jamuna. Dann zählt man hierher noch die Kschudrakas des Fünfstromlandes, die Oxydraken der Griechen, ferner die Hirten des Bezirks Abhira, des biblischen Ophir, am Rande des großen Sumpfes Irina, endlich die Oriten und Arbiten, welche die klassichen Geographen in der Nähe des Meeres zwischen dem Indus und den Bergen Gedrosiens wohnen lassen.

Dieß sind die Völker brauner Race, die in den vom Indus bespülten Landstrichen Indiens noch nach dem schließlichen Siege der Aryas existirten. Lassen wirft sie mit den Resten der melanischen Race zusammen. Der Baron Eckstein aber unterscheidet sie als braune Race von der schwarzen. Derselbe erkennt in ihnen einen Zweig der Kuschiten, die sich in der Urzeit Asiens so weit ausgebreitet hatten, und die wir in den Anfängen der Cultur Chaldäas, Südarabiens, Kleinasiens und Aethiopiens als Urheber der ersten Entwickelung des Ackerbaus, der Industrie, des Handels und der Schifffahrt wiederfinden. Eckstein hat gezeigt, daß die Aryas Indiens jenes Volk der Esudras, welches sie aus dem Besitz seiner reichen Ländereien verdrängt hatten, mit dem Namen Kaußikas bezeichneten, der später sich in einigen Priesterfamilien erhielt, die ihren Ursprung von den Völkerschaften herleiteten, welche vor den Aryas das Land innehatten, und der Name Kaußika ist offenbar derselbe wie Kusch. Derselbe Gelehrte hat in den ältesten Mythen der nach Indien hinabgestiegenen arischen Völker die Spuren eines Zustandes der Dinge entdeckt, der vor der Ankunft jener im Pantschanada bestand, wo die arischen Inder das Indusbecken mit dem Namen Kußa-Dwipa bezeichneten, um es von ihrem Heimathlande Djambu Dwipa zu unterscheiden, welches sich im Nordwesten Indiens, d. h. auf den Hochflächen von Pamir, an derselben

Stelle befand, wie das Airyanem Wandjo der iranischen Ueberlieferungen.

Trotz ihrer mythischen Form ist die interessanteste sich auf die braunen oder kuschitischen Stämme Nordindiens beziehende Ueberlieferung die Sage, die sich in der Astika Parwa, einem der Kapitel des Mahabharata findet. Es wird hier der Streit zwischen den beiden Töchtern Brahmas, den Schwestern Kadru und Winata, erzählt. Die eine ist die Göttin der Nacht und der Finsterniß, die Mutter einer braunen Race, die Mutter eines Volks von Schlangen, d. h. eines Volks von Ureinwohnern; denn die Mythen aller Zweige der arischen Race stellen die Völker, die sie als der Erde, die sie trug, selbst entsprossen ansehen, als Schlangen oder Wesen mit Schlangenfüßen vor. Die andere ist die Mutter der leuchtenden Himmelssöhne, die Personification eines Volks mit weißem und glänzendem Gesicht, die Göttin des Tages, welche die Gebete der Aryas empfing, deren Cultus stets einen wesentlich solaren Charakter hatte. In Folge eines Streites, welcher die Form einer Wette annimmt, wird die lichte Winata auf fünfhundert Jahre die Sklavin der braunen Kadru, bis sie durch einen ihrer Söhne, den heiligen Sonnenvogel Garudha, befreit wird, der nun wieder die aus Kadru entsprossenen Schlangen zu Sklaven macht und sie sogar in Menge tödtet.

Die Söhne Kadrus, das braune Urvolk des Landes, werden Kadraweyas genannt. Das ist aber der Name der Kadrusi, welche Plinius neben den Syndraci oder Kschudrakas unter den Bewohnern des Fünfstromlandes nennt; derjenige der Gedrosier oder Gadrosier weicht davon nicht wesentlich ab. Diese asiatischen Aethiopier Herodots sind ebenfalls Kinder der Kadru, die sich immer mehr als die alte Erdgöttin der Kuschiten dieser Länder enthüllt. Die aus dieser Göttin entsprossenen Schlangen sind nach dem Mahabharata die Gründer der großen und berühmten Stadt Takschaßila, des Taxila der Griechen, welches ganz nahe an der Stelle liegt, wo der Indus aus dem Himalaya hervorströmt. Sie haben dort den Mittelpunkt eines stolzen und mächtigen Reiches, dessen

Blüthezeit mit der Epoche zusammenfällt, in welcher Winata und ihre Söhne in Knechtschaft seufzen.

Aber Kadru empfängt noch andere Namen. Sie ist in den Wedas nicht zu verkennen, wo sie Kapißi heißt, eine Bezeichnung, die uns weiter blicken läßt. Wir finden hier mit Eckstein einen ferneren Beweis für den kuschitischen Ursprung der Sſudras, Kaußikas oder Kadraweyas, mit einem Worte, der braunen Race Indiens. Dieser Name knüpft sich nämlich unstreitig an dieselbe Wurzel wie derjenige der Kephener, unter dem die unterrichtetsten und ältesten Geschichtschreiber Griechenlands, Hellenikos und Herodot, die Kuschiten oder die asiatischen Aethiopier überall da verstehen, wo sie vor den Aryas oder den Semiten in Persien, in Elam, in Babylonien, in Kleinasien und an der Küste Palästinas wohnten. Und die Wurzel vom indischen Kapißi und vom griechischen Kephenes ist wohl eine alte Benennung, welche die Kuschiten sich selbst gaben; denn wir finden sie in ihrer einfachsten und ursprünglichsten Form in dem Namen Kefa, womit die ägyptischen Denkmäler Phönizien, ein von einem hamitischen, mit den Kuschiten verwandten Volke bewohntes Land bezeichnen. Dieselbe Wurzel findet sich in Chavila, welches zweimal, in Südarabien und am oberen Indus, als Ortsname unter kuschitischen Völkern vorkommt. Das indische Chavila, nach der Bibel beim Garten Eden gelegen, ist von Lassen mit dem Namen des Distrikts vom Lande Darada verglichen worden, der in den Sanskritschriften Kampilya genannt ist.

So sind wir nach Indien zurückgekehrt, wo wir sich um die beiden Namen Kapi-ßi und Kampi-lya eine ganze Familie geographischer und ethnischer Namen gruppiren sehen, die gewöhnlich mit einer Endsylbe la oder ſſa, aus jenem Kap oder Kamp entstanden sind, welches in dem Organ der Aryas Indiens die nationale Benennung der alten Kephenes oder Kuschiten des Ostens ersetzte.

Unter den brahmanischen Priesterfamilien, die ihre Herkunft von den Kaußikas ableiten und in den heroischen Jahrhunderten des arischen Indien eine große Rolle spielen, ist eine der wichtigsten die der Kapyas oder Kapeyas, der Nachkommen Kapis, des Schwarzen.

Wie ihre Verwandten und Verbündeten, die Babhrawas, die Nachkommen „Babhrus des Braunen“, sind sie Priester von brauner Farbe, Nachkommen der alten Landesbevölkerung im Gegensatze zu anderen Priesterfamilien von weißer Farbe und arischem Ursprung. Wir finden ferner in der unmittelbaren Nachbarschaft des Hindukusch die Kaboliten des Ptolemäus mit ihrer Hauptstadt Kabura, dem heutigen Kabul, einer Stadt, die von einer mythischen Persönlichkeit gegründet ist, welche die eingeborenen Muhammedaner, die sie Kabil nennen, an Kain, den Vertreter des Bösen, der Schlange, des Teufels, erinnert — eine grobe Umwandlung eines vorarischen Gottes Kapila, der hier verehrt worden zu sein scheint, eines Gottes des Dunkels, der Erdbeben, der unterirdischen Schätze, eines Verwandten der Göttin Kapißi. In der Volksmythologie der Inder ist er eine der Schlangen des Abgrundes. Im Epos des Ramayana erscheint er als eine der unterirdischen Säulen des Weltsystems. Von diesem Kapila ist der Name der Stadt Kapilawastu in Uttara Koßala abzuleiten. Ferner gehört hierher Kapi, der Stammvater der Kapeyas, nach welchem der Bezirk Kapisthala im Pantschanada, am Zusammenfluß der Asikni und der Paruschni benannt ist. In der Nachbarschaft der Kaboliten weiß die alte Geographie eine Landschaft Kapissene und eine Stadt Kapissa, die von den Makedoniern den Namen „Alexandria des Kaukasus“ erhielt. Es ist dieß der Westen des heutigen Afghanistan, die Gegend und Stadt Kapißa in der altindischen Geographie, der Hauptwohnplatz der Göttin Kapißi. Die Griechen sprechen davon seit dem Feldzuge Alexanders. Die chinesischen Reisenden, welche im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung nach Indien kamen, um den Buddhismus zu studiren, durchzogen ein Land, welches sie Kiapiche nannten. In der Zeit Albirunis kannten die Araber noch den Namen Kabisch, der später erlosch.

Hiernach ist der kuschitische Charakter der Bevölkerung, welche die Aryas bei ihrer Ankunft in Nordindien vorfanden, genügend festgestellt. Und ebenso wissen wir jetzt, daß diese Bevölkerung über das Indusbecken verbreitet war, und daß sie selbst nach Er-

oberung dieser Gegenden durch die Aryas hier stets sehr zahlreich blieb. Die Andeutungen der griechischen und lateinischen Geographen beweisen, daß, das eigentliche Pantschanada ausgenommen, die Hauptmasse der Bevölkerung Pratikis, vorzüglich in den Bergen des Nordens und in den Strichen in der Nähe des Meeres noch gegen den Beginn der christlichen Zeitrechnung hin hauptsächlich aus Nachkommen der alten Kuschiten bestand und ihre alten Völkernamen behielt, sodaß die Leute arischer Race nur eine wenig zahlreiche Aristokratie von Eroberern unter ihnen bildeten.

Im Gangesbecken entwickelten sich die Dinge nicht in gleicher Weise. Kuschitische Völkerschaften existirten nach dem Einbruch der Aryas nicht mehr. Die Sſudras oder Kaußikas, zur unteren Kaste herabgedrückt, sahen sich der neuen Nation der Eroberer völlig einverleibt. Aber es sind wenigstens in den geographischen Benennungen dieser ganzen Gegend genug unbestreitbare Spuren ihrer Gegenwart geblieben, um uns die Annahme zu gestatten, daß sie einst alle vom Ganges und seinen Zuflüssen bewässerten Ebenen inne hatten, und daß folglich ihr Gebiet vollkommen dem entsprach, was man später Aryawarta nannte.

So begegnen wir zunächst einem Flusse Kaußiki, der sich in die Ramaganga ergießt, dann einem anderen Flusse Kapiwati, der sich ebenfalls mit dem Ramaganga vereinigt und zwar ganz nahe der Stelle, wo diese in den Ganges mündet. Einer der großen Bezirke von Madhyadeßa, dessen Hauptstadt Ayodhya, das jetzige Aud, ist, heißt Uttara Koßala und bewahrt so unter der arischen Herrschaft den Namen seiner früheren Besitzer. Hier liegt eine Stadt mit dem sehr bezeichnenden Namen Kapila Wastu. Südlich von Uttara Koßala, am Ufer des Ganges selbst, entdecken wir den Namen einer Stadt Kaußambi, deren Gründung ausdrücklich den Kaußikas zugeschrieben wird. Sie befindet sich ganz nahe bei einem der Stämme der Nischadas, dessen Existenz und Individualität man mehre Jahrhunderte hindurch verfolgen kann. Dieselben Kaußikas werden in Ramayana als die Gründer der großen Städte Mahodaya oder Kanyakubdja (das heutige Kanoge), Dhar-

maranya und Giriwradja sowie des wichtigen Reiches von Magadha bezeichnet. Endlich, noch tiefer unten, treffen wir einen zweiten Nebenfluß des Ganges mit dem Namen Kaußiki.

Alle alten Ueberlieferungen der Aryas Indiens treffen darin überein, daß sie uns die braunen Völkerschaften der Sjudras und Kaußikas, welche sie besiegen mußten, wenn sie sich des Landes bemächtigen wollten, als sehr in der Gesittung fortgeschritten, als im Besitz großer Städte, als tüchtige Ackerbauer, als bekannt mit allerlei Wissen, als geschickte Handarbeiter darstellen, uns von ihnen also ungefähr dasselbe berichten, was wir an den Kuschiten Chaldäas und Südarabiens bemerkt haben. Diesen Nationen gegenüber waren die noch im reinen Hirtenleben verharrenden arischen Stämme, als sie zuerst an den Ufern des Indus erschienen, ein wahrer Einbruch von Barbaren, aber allerdings von solchen Barbaren, die vom Standpunkt ihrer moralischen und intellectuellen Anlagen und ihrer Entwickelungsfähigkeit weit höher standen. Die dichterischen Schilderungen der Astika Parva des Mahabharata bewahren ein sehr interessantes Echo des Eindrucks, welchen auf die arischen Hirten des Pantschanada der Luxus und die gewerbliche Regsamkeit in den Reichen Takschaßilla und Ahitschatra machten, die von den Schlangenvölkern oder Ureinwohnern gegründet und bewohnt waren. Diesen Völkern gehören in den wedischen und brahmanischen Sagen alle jene Körperschaften durch den Volksglauben vergötterter Werkmeister an, die bald als wohlthätige, bald als unheimliche Wesen erscheinen, aber immer mehr den Asuras oder bösen Genien verwandt als Götter sind, und welche die Aryas in die Künste einer älteren und geheimnißvollen Civilisation einweihen, ihnen namentlich die Bearbeitung der Metalle lehren. Hierher gehören die Ribhawas, deren Mythe der französische Gelehrte Neve in einer Abhandlung untersucht hat, und die Matsyas, welche die Legenden des Mahabharata und des Wischnu Purana als ein Volk von Gelehrten und Sternkundigern darstellen, das die großen Ströme Indiens befährt und die Uferlandschaften der Jamuna und des Ganges sowie des Indus canalisirt und bebaut. Die

Sage hat aus diesen Matsyas Fischmenschen gemacht, und dieß veranlaßt uns, bei den Kuschiten Indiens die Existenz einer ähnlichen Mythe wie die anzunehmen, welcher wir bei den Kuschiten Chaldäas antrafen, wo man den aus dem Erythräischen Meer gestiegenen Fischgott Oannes als den Urheber der Religionsgesetze, der Wissenschaften und der gesellschaftlichen Verfassung des Landes ansah.

Die Kuschiten blieben übrigens nicht auf die Thäler des Indus und Ganges beschränkt. Sie dehnten sich bis zur Spitze von Dakschinapatha, an den Küsten des Meeres von Oman, welches ihnen ein zweites Vaterland wurde, aus und schichteten sich in diesen Theilen Indiens gleichsam über die dravidischen Völkerschaften hin. Ihre Niederlassung als oberste und herrschende Kaste in der Malayawara (Malabar) scheint eine vollkommen sichergestellte Thatsache. Es steht fest, daß der Adel hier nicht von gleichem Blute wie die Masse der Bewohner war, und andrerseits wieder beweist schon sein Name Narikas (Naïrs), daß er nicht zu den Aryas zu rechnen ist. Wir haben in dem Abschnitte über Arabien die große Aehnlichkeit gezeigt, welche das Reich der Narikas in seinen Gesetzen, Sitten und gesellschaftlichen Einrichtungen mit denen der Kuschiten Babylons und den Aditen Yemens, die ebenfalls zur Race Kusch zählen, hatte, eine Aehnlichkeit, aus welcher schon Lassen auf eine Verwandtschaft der Bevölkerung in diesen drei Ländern schloß.

Die epischen Sagen, welche die indischen Kuschiten über die Ausdehnung ihrer Race über die Westküste des Dekhan bewahrten, haben sich, von ihnen durch die Priesterfamilien, die aus dem Blut der „braunen Menschen" entsprossen, auf die Aryas übertragen, eng mit den arischen Sagen verschmolzen, die sich auf die ersten Versuche dieser neuen Race, sich in derselben Richtung auszubreiten, auf die Züge abenteuernder Helden der Aryas zur Unterwerfung der Dravidier beziehen. So sind sie dem Heldengedicht von Rama einverleibt worden. Man kann sie, da die Verschmelzung der beiden Reihen von Ueberlieferungen eine vollständige ist, hier nicht immer erkennen; aber es giebt doch einige Episoden im Cyclus von Rama,

deren kuschitischen Ursprung man kaum verkennen kann. Dahin gehört die Erzählung, welche uns den Helden zeigt, wie er bei seiner Rückkehr von der Eroberung Lankas das Land Koßala colonisirt und hier ein Königreich gründet, welches sich vom Südabhang der Windhya-Berge bis an die Küste des Meeres von Oman ausdehnt. Der erste Herrscher dieses Reiches ist sein Sohn Kußa, „der Kuschit“, welcher nach andern Ueberlieferungen die Reiche Ssrawasti und Kapilawastu gründete. Er erbaute am Ufer des Meeres eine Stadt Namens Kußasthali, „die Wohnung der Kuschiten“, die das Centrum eines ausgebreiteten Land- und Seehandels wurde, von dem uns der Hariwanßa des Mahabharata das Bild giebt, welches sich in der Vorstellung des Volkes erhalten hatte. Die sagenhafte Stadt Kußasthali verschwand infolge der arischen Einwanderung, aber ihre Lage scheint dieselbe gewesen zu sein, wie die der späteren Stadt Warikatscha, wo immer die Hauptniederlage der Schiffer war, die zwischen Indien einerseits und Yemen und Babylon andrerseits fuhren. Wir haben im vorigen Abschnitt gezeigt, daß die Kuschiten die Schöpfer dieser Schifffahrt waren, daß dieselbe bis ins höchste Alterthum hinaufreicht, und daß sie begonnen hat, als Völker derselben Race zugleich an den Mündungen des Indus, des Euphrat und in Südarabien wohnten.

Durch die Gefährten des kuschitischen Rama, durch die vorarischen Eroberer brauner Race, die Ssudras, Kaußikas und Kadraweyas geschah es, daß der Cultus Ssiwas bei den dravidischen Völkern Dakschinapathas eingeführt wurde, die ihn dann viele Jahrhunderte hindurch als Nationalreligion beibehielten. Die Person Ssiwas ist den Aryas des wedischen Zeitalters durchaus fremd; erst später wurde er in die höchste Triade des Brahmanismus aufgenommen. Wilson und Stevenson haben in den Denkschriften der londoner Asiatischen Gesellschaft nachgewiesen, daß dieser Gott der höchste Gott der Bevölkerung war, welche die Aryas an den Ufern des Indus und des Ganges unterjochten, und aus welcher die Kaste der Ssudras hervorging. Die Religion dieser Bevölkerung und der Brahmanismus ruhen auf ganz entgegengesetzten Grund-

gedanken und stehen sich trotz verschiedener in gewissen Epochen unternommener Versöhnungsversuche noch jetzt mit einer Feindseligkeit gegenüber, welche deutlich auf eine Verschiedenheit des Ursprungs hinweist. Der ganze Geist des Ssiwaismus, der Sensualismus in seiner gröbsten Form, die wilden und thierischen Leidenschaften, die ruchlosen Neigungen, die unter dem Schutz Mahadewas (des großen Gottes), d. h. des Ssiwa, gestellt sind, welcher sie hervorruft, ihnen schmeichelt und sie ermuthigt, die Mischung von Blut und Wollust, von düstrer Schwermuth und Ausschweifung, vor Allem der Hauptritus des Ssiwaismus, die Anbetung des obscönen Bildes, welches Lingam genannt wird, alles dieses gehört zu den Charakterzügen der materialistischen und schändlichen Religionen, die den hamitischen Völkern eigen sind. Wir haben schon ähnliche Gewohnheiten, Ceremonien und Grundsätze in Babylonien, in Phönizien und in Yemen angetroffen, und überall waren es Kuschiten oder mit diesen nahe verwandte Völker, bei denen wir sie fanden. Noch jetzt ferner werden in den Theilen Indiens, wo der Ssiwaismus blüht und eine große Stelle einnimmt, nach uraltem Gebrauch die Lingamtempel von Leuten aus der Kaste der Ssudras bedient, die Gurawas heißen; die Brahmanen betreten dieselben niemals, ja sie geben sogar den Anhängern jenes Götzen den Namen Pakhaudis, „Jünger einer falschen Religion."

Die Religion Ssiwas und des Lingam, an welche sich die Untergottheiten Kapißi und Kapila anschließen, die für die Aryas fast zu Dämonen geworden sind, wie dieß häufig mit den Göttern besiegter Culte geschieht, war die heimathliche Religion der alten Kuschiten Indiens, sie herrschte ungetheilt am ganzen Indus und Ganges, bevor die Aryas das Land eroberten, und hatte sich bis in das Dekhan ausgebreitet. Der Einfall der neuen Race und die Aufrichtung des brahmanischen Systems rotteten sie in Aryawarta fast ganz aus. Aber sie erhielt sich siegreich in der südlichen Halbinsel, zuerst im Gegensatz gegen das Brahmanenthum, dann gegen den Buddhismus, und zwar vorzüglich in Malabar, wo die Hauptniederlassung der Kuschiten in diesen Gegenden war. Von hier ab

sollte sie später, Dank den Predigten Basawas und seiner Schüler, sich von Neuem über den Rest Indiens ausbreiten, und jetzt war es auch, wo Sankara Atscharya sein berühmtes Compromiß zwischen den brahmanischen Lehren und der Anbetung des Lingam zu schließen versuchte.

Zweites Kapitel.

Niederlassung der Aryas in Indien. — Einzug der Aryas in das Pantschanada. — Die Wedas. — Die Verfassung der bürgerlichen Gesellschaft in der wedischen Zeit. — Die wedische Religion.

Wir haben schon in unserm zweiten Bande mit einiger Ausführlichkeit von den arischen Urzeiten und den östlichen Aryas gesprochen und versucht, eine Uebersicht von dem zu geben, was man über ihre Existenz an den Ufern des Oxus vor ihrer Trennung in die beiden großen Zweige der Iranier und Inder, über ihre Sitten, ihren Glauben und ihre gesellschaftlichen Einrichtungen weiß. Wir haben ferner die Ursachen, die ihre Trennung hervorriefen, verfolgt und das Datum der letzteren um das Jahr 2500 v. Chr. gesucht. Wir fanden endlich, daß der Schauplatz derselben Arachosien gewesen zu sein scheint. Nachdem wir die Geschichte der Stämme betrachtet haben, die sich auf den Weg nach Iran machten, müssen wir uns jetzt mit denen beschäftigen, welche die in Zoroaster personificirte religiöse Reform zurückgewiesen und sich, an der Gottesverehrung ihrer Väter festhaltend, nach Osten in Bewegung gesetzt hatten, um sich von den Brüdern zu entfernen, welche sie von jetzt an als ruchlose Feinde der Götter verdammten.

Nur die östlichen Zweige des Gebirgsstammes des Hindu Kusch erhoben sich zwischen dem Lande, wo diese Stämme sich von den andern getrennt hatten, und den vom Indus und seinen Zuflüssen bewässerten Ebenen, und gewiß mußte der Ruf von einem

so fruchtbaren Lande mehr als einmal den arischen Völkerschaften zu Ohren gekommen sein, die jetzt Iran den Rücken kehrten. So entschlossen sie sich, auf dieser Seite sich neue Wohnungen zu suchen. Sie stiegen das lange Thal, welches der Kubha der Sanskritschriften, dem Kophes der klassischen Geographie, dem Flusse Kabul folgt, hinab, um sich am rechten Ufer des Indus zu sammeln, überschritten diesen Strom und drangen in die weiten von Flüssen durchschnittenen Ebenen ein, welche das in alten Zeiten Pantschanada genannte Land, das heutige Pendschab, bilden. Eine der Hymnen des Rig Weda, welche die nationalen Ueberlieferungen ins Gedächtniß zurückruft, läßt uns Schritt vor Schritt der Route der indischen Aryas folgen, indem sie die Flüsse aufzählt, denen sie dabei begegneten, und die hier als Gottheiten angerufen werden. Dieß ist zuerst die Kubha mit ihren Nebenflüssen, von denen der wichtigste der Sſweti, der Soastos der Griechen, der heutige Swad ist, dann die Flüsse, die sich von Westen her in den Indus ergießen, die Gomatri und die Krumu (heutzutage Gomal und Kurum), dann der Indus selbst (Sindhu), seine östlichen Nebenflüsse, die Suchoma, der Soanos der Griechen, und die „fünf Flüsse", die wir schon kennen, endlich die Sarawasti. „O Sindhu", sagt dieser Hymnus, „die andern Flüsse kommen zu dir und bringen dir ihren Tribut wie die Kühe ihre Milch ihrem Saugkalb bringen. Wenn du an der Spitze dieser ungestümen Wellen einherschreitest, so gleichst du einem Kriegsfürsten, der seine beiden Schlachtflügel ausbreitet . . . Glänzend, ungestüm läßt Sindhu seine Wogen daherrauschen mit Majestät. Ausgestattet mit tausend bunten Schönheiten bezaubert er die Augen, er schießt dahin wie ein feuriges Roß. Jung und herrlich, stolz und fruchtbar, geschmückt mit fetten Ufern, wälzt er seine goldnen Fluthen dahin. Er sieht an seinen Gestaden treffliche Renner, rasche Wagen, Heerden mit feiner Wolle, er ergießt mit seinen Wassern reichlichen Honig."

Die Bevölkerung, welche die Aryas auf den Ebenen jenseits des Indus vorfanden, wurde von ihnen mit dem allgemeinen Namen Dasyus, „Feinde", oder als Mletschas, d. h. Barbaren, Leute,

die eine unverständliche Sprache reden, bezeichnet. Im vorigen Kapitel ist nachgewiesen, daß es kuschitische Völker waren. Aber außer ihnen gab es, besonders in den Landstrichen unmittelbar am Fuß des Himalaya vermuthlich noch andere Stämme, die zu der vorzüglich im Hochgebirge hausenden Bhota-Race gehörten. So nennen die Hymnen des Rig Weda wiederholt die Bheda oder Bhodja unter den Feinden, welche der Arya vor sich fand. Wahrscheinlich sind es diejenigen ihrer Gegner, welche sie als Anasa, „ohne Nase", oder als Wrischaßipra, „Stiernasen" bezeichnen, sowie die, welchen sie in den Hymnen mehrmals die Beinamen Krawyad, „Leute, die rohes Fleisch essen", und Asutripa, „Menschenfresser", geben, Bezeichnungen, die sich nicht mit der fortgeschrittnen Gesittung der kuschitischen Stämme vertragen.

Uebrigens zerfielen diese Bevölkerungen beider Racen in eine große Menge von Stämmen, von denen jeder seinen besondern Häuptling hatte. Das Pantschanada war nicht ein einziges Reich, welches den Einbruch der Aryas unmöglich gemacht haben würde. In einer Stelle, welche zu den ältesten der Wedas zu gehören scheint, werden zwanzig Könige angeführt, deren unzählbare Truppen mit Hülfe der Götter vernichtet wurden. Man findet außerdem eine Menge von Hymnenstellen, wo eine große Anzahl von Häuptlingen der Dasyus namentlich angeführt werden. Die Dasyus werden sehr häufig in den Hymnen erwähnt und stets mit großem Abscheu, bisweilen auch mit Ausdrücken der Furcht, die ein mächtiger Feind einflößt. „Du hast, o Indra", so heißt es an einer dieser Stellen, „diese niederträchtigen Dasyus niedergeworfen, du hast unter das Joch gebracht diese gottlosen Stämme. O Indra und du, Soma, vernichtet, vertilgt eure Feinde. Unter euren Waffen fallend, mögen sie ihre Beute hergeben." Der Arya knüpft an seine Sache stets die Götter seines Volkes. Seine Feinde sind ihre Feinde, sie vertheidigen, indem sie sie schlagen, ihre Sache und die seinige. „Mache einen Unterschied", heißt es anderswo, „zwischen den Aryas und den Dasyus. Halte zurück die, welche ihre gottesdienstlichen Pflichten nicht erfüllen, zwinge sie, sich denen

zu unterwerfen, welche Opfer darbringen." Diese Verschiedenheit des Cultus ist der in den wedischen Gesängen immer wiederkehrende Trennungspunkt zwischen den beiden Völkern. Von der Verschiedenheit der gesellschaftlichen Einrichtungen finden sich kaum Andeutungen, von der Verschiedenheit des physischen Typus nur da und dort ein Anklang, von der Verschiedenheit der Mundarten beider nicht ein Wort.

Da die Erwähnung der Dasyus in den Hymnen in dem ganzen Zeitraum wiederkehrt, welchen die Sammlung selbst umfaßt, d. h. mehrere Jahrhunderte hindurch, so muß man erwarten, daß in dieser langen Reihe von Jahren die Beziehungen beider Völker zu einander und die gegenseitige Stellung derselben großen Veränderungen unterlegen haben. Bei ihren ersten Zusammenstößen mit den Dasyus der Indusebene müssen die Aryas den Eingebornen wenigstens an Zahl sehr nachgestanden haben; auch möchte man glauben, daß die Sage des Mahabharata, welche uns Winata und ihre Kinder mehrere Jahrhunderte als Sklaven der Kinder Kadrus zeigt, eine bestimmte geschichtliche Grundlage habe, die auch darin vorhanden sei, wo von dem Emporkommen Winatas und der Besiegung der Kadrawayas erzählt wird.

„Die Situation mußte sich allmählich in dem Maße verändern, als das eingedrungene Volk Boden gewann und seine andern Stämme in großer Zahl nachrückten, bis sich endlich die lange bestrittene Uebermacht auf Seiten des Volkes Indras fand. Die Phasen dieses Jahrhunderte langen Streites lassen sich in den Hymnen erkennen. Einmal ist von den Dasyus wie von einem mächtigen und furchterweckenden Feinde die Rede. In einer Hymne, welche den Namen Wißwamitra führt und folglich den letzten Zeiten der wedischen Periode angehört, dankt der Opfernde dem Gotte der Aryas, daß er die Macht der Dasyus gebrochen hat. Die wedischen Stämme waren damals bis an die Ssatadru, vielleicht sogar noch weiter östlich, bis an die Saraswati vorgedrungen. Ein andrer religiöser Gesang, der zu gleicher Zeit mit dem Wißwamitra verfaßt ist und Wasischta heißt, bittet Indra, dem Hasse, der zwischen

seinem Volke und den Dasyus herrscht, ein Ziel zu setzen. Jetzt die alleinigen Herren der von den sieben Flüssen bewässerten Ebenen, wünschten die Aryas natürlich, ihre Eroberungen in Ruhe zu genießen, und konnten nur mit Unbehagen die häufigen Einfälle der eingebornen Stämme ertragen, die sie in die Berge zurückgedrängt hatten.

Daß die Dasyus, welche sich nicht unterwerfen gewollt, durch das Vordringen der Aryas von den Ebenen vertrieben, sich in den Gebirgen gesammelt und dort einen fast uneinnehmbaren Zufluchtsort gefunden hatten, sehen wir aus einer Menge von Hymnen. Die Natur hat das Pendjab in zwei Theile geschieden, in einen ebenen und einen bergigen, das Kohistan der muslimischen Schriftsteller. In allen Epochen der Geschichte, heutzutage wie in den wedischen Zeiten hat dieser Theil den Stämmen der Eingebornen, die von fremden Eroberern bedroht oder verfolgt wurden, einen sichern Zufluchtsort geboten." (Vivien de Saint Martin.)

Der hier geschilderte Gang der Dinge war übrigens nicht in allen Theilen des Landes, in denen die Aryas zuletzt die Herren wurden, derselbe. Es fand keine allgemeine Ausrottung oder Austreibung der Dasyus statt. Nur die Bhota-Stämme scheinen die Eroberer stets in dieser Weise behandelt zu haben. Dagegen ließ man die braunen Ackerbauer kuschitischen Blutes, wie es scheint, gewöhnlich im Lande und begnügte sich damit, sie zu Sklaven zu machen, und daraus entstand die Kaste der Sjudras in der brahmanischen Gesellschaft. Endlich, da die religiöse Frage die Racenfrage in die Form drückte, in welche sich der Kampf zwischen den Aryas und den Dasyus gekleidet hatte, geschah es, daß mehrere Stämme der Kuschiten des Pendschab, indem sie den Cultus und den Glauben der Aryas annahmen, als fortan unter diese aufgenommen behandelt wurden. So wird in der Hymne, die den Namen Wasischta trägt, Indra gebeten, „die Turwasa und Yadwa seinem Gesetz zu unterwerfen", und einige Zeilen weiter werden die Yadwa und ihre Fürsten unter die Freunde Indras gezählt. So erklärt sich die Erhaltung gewisser vorarischer Nationen im Herzen

des Pantschanada, z. B. die der Kschudrakas und der Bewohner des Bezirks Kapisthala, bei denen sich kein arischer Adel niederließ, sondern noch zu den Zeiten Alexanders eine eigene nationale Aristokratie vorhanden war, die in der Hierarchie der Kasten der arischen gleichstand.

Außer ganzen Völkerschaften wurden auch viele Familien sowie Einzelne in die Gemeinschaft der Arya aufgenommen, und in den ersten Zeiten der Eroberung geschah, was in solchen Fällen auch anderwärts häufig beobachtet wird, Sieger und Besiegte vermischten sich mit einander durch Heirathen, wovon sich zahlreiche Spuren finden, wenn wir die Geschlechtsregister der Brahmanen- und Kschatriya-Familien durchlesen. Namentlich kam dieß in großer Ausdehnung bei den arischen Stämmen vor, welche zuerst in das Land gekommen waren und dann durch diejenigen, welche nach ihnen in das Industhal hinabstiegen, weiter nach Osten bis nach Magadha gedrängt wurden. Die Folge davon aber war, daß diese Adoptivsöhne der Aryas, von denen viele Zutritt in die Priesterschaft erlangten, in die reine Lehre der Wedas Ideen ihrer kuschitischen Religion hineintragen konnten, woraus sich die Umwandlung dieser Lehre in den Brahamanismus zum Theil erklären könnte.

Nach diesen Kämpfen und diesen Verständigungen mit den Ureinwohnern wurden die Aryas Herren des ganzen obern Indusbeckens, eines Gebiets, welches über die Grenzen des Pantschanada oder Pendschab hinausging. Sie gaben dieser Gegend den Namen Sapta-Sindhu, „die sieben Ströme,“ was mit dem Hapta Hendu des ersten Kapitels des Vendidad Sade zusammenfällt. Die sieben Ströme aber waren: Der Indus, seine oben genannten fünf Nebenflüsse und die Saraswati, welche ziemlich lange Zeit die Ostgrenze des Landes der Aryas bildete.

Im Süden erstreckte sich das Sapta Sindhu, das zuerst von den Aryas eroberte Gebiet, nicht über Samudra hinaus, ein Name, der „Vereinigung der Wasser“ heißt, und der später auf das Meer bezogen wurde, damals aber nur den Punkt bezeichnete, wo der Indus seine fünf Nebenflüsse und die Saraswati aufnimmt. In

den Wedas stößt man nirgends auf eine Stelle, aus welcher hervorginge, daß die Aryas dieser alten Zeit das Meer gekannt hätten, während die jüngsten Stücke dieser Hymnensammlungen uns arische Stämme am Ufer der Jamuna und selbst des oberen Ganges eingetroffen zeigen. Man muß daraus schließen, daß die Herrschaft der Aryas erst ziemlich später bis an die Mündung des Indus hinabstieg, und daß ihre Ausdehnung nach dieser Seite hin sich später vollzog als die Besitznahme wenigstens eines Theils des Gangesbeckens. Bis dahin fanden, wie die im Astika Parwad es Mahabharata aufbewahrte Sage andeutet, die Söhne Kadrus, in dem Pantschanada zu Sklaven gemacht oder vertrieben, in den Gegenden weiter nach dem Meere hin ein sicheres Asyl, wo sie noch als Herrscher geboten.

Diese selbe Sage hat uns einen Nachhall des tiefen Eindrucks aufbewahrt, welchen der Anblick des Oceans auf die arischen Eroberer machte, die zuerst seine Gestade erreichten. Der Dichter berichtet uns von dem Augenblick, wo Kadru und Winata, die Personificationen der beiden Racen, welche sich um den Besitz Indiens stritten, zuerst die See zu Gesicht bekamen. „Da sahen sie die See, das ungeheure Becken der Wogen mit seinen tiefen Wassern, bewegt von mächtigem Schwall, erfüllt von Fischen und Walen, bevölkert von Haien, bedeckt mit Wesen ohne Zahl und von allerlei Gestalt... Die Fundgrube aller Edelsteine, den Palast Warunas, die Königin der Ströme . . . rein, himmlisch, wunderbar, unermeßlich, mit klaren Wellen, eine ungeheure Werkstätte, in welcher die Himmelsspeise der Unsterblichen bereitet wurde, schrecklich, mit wunderbar leuchtender Bewegung, unüberschreitbar in seinen tiefen Strudeln, allen Geschöpfen Furcht erweckend, entsetzlich mit dem Gebrüll seiner Wasserungeheuer. Es stürzt sich unter gewaltigem Windesbrausen auf seine Gestade, es bäumt sich auf in seiner Erregung und tanzt da und dort hin, indem es seine Wogenhände rührt. Es ist ganz voll von Fluthen, die sich aufblähen, je nachdem der Mond wächst oder abnimmt."

Genau anzugeben, wenn die Aryas nach der wedischen

Periode ihre Herrschaft bis zur Mündung des Indus ausdehnten, ist bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft unmöglich. Wahrscheinlich ist, daß dieß in der Zeit geschah, der wir den Namen des epischen Zeitalters Indiens geben. Aber leider beschäftigen sich alle sagenhaften Ueberlieferungen dieser Epoche mit dem Becken des Ganges, nicht mit dem des Indus. Das einzige, was man Positives sagen kann, ist, daß in der Zeit Salomos (1019 bis 978 v. Chr.), als die Ostindienfahrer dieses und des tyrischen Königs an der Küste von Ophir, d. h. an den von Hirten bewohnten Districten des Indusdeltas, landeten, die Aryas bereits Herren dieser Gegend waren und hier ihre Sprache eingeführt hatten. In der That werden auf der Liste der Gegenstände, welche die Flotte Salomos von Ophir oder Abhira zurückbrachte, das Elfenbein und die Affen im hebräischen Text mit ihrem Sanskritnamen bezeichnet. Das Elfenbein heißt dort Habbi, im Sanskrit Ibha (Elephant), der Affe Koph, im Sanskrit Kapi. Dieselben Bibelstellen beweisen ferner, daß die Aryas damals nicht blos im Besitz der Küsten waren, wo sie die fremden Schiffer aufnahmen, sondern daß sie auch schon selbst einen regelmäßigen Seeverkehr mit Malabar unterhielten. Die Matrosen Salomos und Hirams werden hier dargestellt, wie sie im Lande Ophir auf ihre Fahrzeuge Sandelholz, ein Erzeugniß Malabars, und Pfauen einschiffen, die sich nur auf der Halbinsel Dekhan finden. Und zur Bezeichnung dieser beiden Gegenstände bedient sich der hebräische Text zweier Namen, die nicht sanskritisch sind, sondern aus der dravidischen Mundart der Malabaren stammen. Das Sandelholz wird Algumim genannt und es heißt im Malabarischen Walgum, den Pfau bezeichnet der hebräische Text mit dem Worte Tuchi, während er im Malabarischen Toghei genannt wird, zwei Worte, die übrigens auch ins Sanskrit übergegangen sind, indem das eine Walgu, das andere Sjikhi lautet.

Alles, was wir von der Urgeschichte der indischen Aryas, oder von der Zeit wissen, in der sie im Sapta Sindhu concentrirt blieben, ist in den Hymnensammlungen der Wedas enthalten, die seit drei Jahrtausenden die heilige Literatur Indiens bilden. Daher

der Name „wedische Epoche," mit welchem die Wissenschaft jene Periode des Lebens der arischen Völker im Industhale bezeichnet.

Es giebt vier Sammlungen (Samhitas) der Wedas, welche die vier heiligen Bücher bilden. Das erste ist der Rig oder Ritsch, der aus Hymnen in Versen besteht, das zweite, der Jadjur, hat zur Grundlage eine Gebetsammlung in Prosa, das dritte, der Samana, enthält die Hymnen, welche die Bestimmung haben, bei den gottesdienstlichen Gebräuchen gesungen zu werden, welche alle schon im Rig enthalten waren, das vierte endlich, Atharvana genannt und von neuerem Datum, aber ebenso canonisch wie die andern, besteht vorzüglich aus Weihe-, Entsühnungs- und Gebetsformeln. Jede Samhita zerfällt in drei Theile: Die Mantras oder Hymnen im engeren Sinne, welche der wirklich alte Theil der Sammlung sind, dann aus zwei Klassen von Commentaren, die mit der Zeit endlich einen ebenso heiligen Charakter erlangt haben, als die Hymnen, die sie begleiten, und von denen die eine — die Brahmanas — dogmatischen, mythologischen und vorzüglich rituellen Inhalts ist und bis auf die Anfänge der brahmanischen Lehre zurückreicht, während die andere — die Upanischads — späteren Ursprungs und vorzüglich philosophischen und moralischen Inhalts ist.

Von einigen der Mantras wird behauptet, daß sie von den Patriarchen der Vergangenheit, den Rischis verfaßt und von Geschlecht zu Geschlecht unter ihren Nachkommen fortgepflanzt worden seien. Die andern gelten als Dichtungen jüngeren Datums. Wenn man den Inhalt der Hymnen untersucht, so sieht man, daß einige selbst bis in die Zeit des ersten Eintreffens der Aryas in den Ebenen östlich vom Indus hinaufreichen, andere und zwar die jüngsten in der Sammlung der Zeit angehören, wo die arischen Stämme die Ufer der Jamuna und des Ganges erreichten, daß die Hauptmasse aber in die Jahrhunderte verwiesen werden muß, wo diese Stämme im Sapta Sindhu die fortan unbestrittene Oberhand über die Eingeborenen erlangt hatten und allmählich die Eroberung dieses Landstrichs vollendeten.

Schon aus dem Vergleich der Sprache der Wedas mit dem

klassischen Sanskrit der großen indischen Epen geht hervor, daß jene Hymnen sehr alt sind. Aber die Wissenschaft hat bis zu einem gewissen Grade das Zeitalter der Weden näher zu bestimmen vermocht. Jedem der Wedas ist eine kleine Abhandlung, Jotisch genannt, beigegeben, die eine Art Festkalender ist, indem sie den Augenblick gewisser Feierlichkeiten nach der Erscheinung gewisser Gestirne feststellt. Nun hat in den beiden Jotisch des Rig und des Jadjur Colebrooke, der ein ebenso tüchtiger Sternkundiger als Kenner der indischen Literatur war, eine Stelle entdeckt, wo die Stellung der Solstitien in Bezug zu zwei Constellationen angegeben ist, und diese Stellung kann nur im vierzehnten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung stattgehabt haben. Colebrooke bestätigte diese erste Stelle durch ein Citat aus einem indischen Schriftsteller Namens Paraßara, welcher von einer Beobachtung von Coluren*) der Aequinoctien berichtet, und diese Beobachtung, von der auch William Jones Gebrauch gemacht hat, entspricht dem Jahre 1391 v. Chr. Der berühmte Forscher hat daraus den Schluß gezogen, daß die erste Zusammenstellung von Wedas im vierzehnten Jahrhundert vor der christlichen Aera stattgefunden haben muß.

Seit Colebrooke haben andere Forscher wie Albrecht Weber, Roth und Max Müller versucht, das Datum derselben Zusammenstellung durch Argumente zu bestimmen, die dem Studium der Wedas nach ihrem inneren Werthe entnommen sind, und sie sind dabei auf ein ähnliches Ergebniß gekommen. Die Phasen der Sammlung dieser Hymnen sind darnach folgende:

Um das vierzehnte Jahrhundert vor Christus fand eine erste Zusammenstellung statt, die, wie es scheint, nur eine Zusammenstellung der bis dahin vereinzelten und willkürlich hergesagten Hymnen war, eine Arbeit, die in der sagenhaften Gestalt des Krischna Dwaipayara mit dem Beinamen Weda Wyasa, „Wedenordner," personificirt worden ist. Aber dieß reichte nicht lange aus. Wenn

*) Jahrzeitkreise, welche die beiden Pole und den Aequator rechtwinkelig durchschneiden.

die Zahl der canonischen und fast für göttlich angesehenen Hymnen fortan festgestellt war, so blieben doch Einschiebungen und Aenderungen möglich, und die zunehmende Rechtgläubigkeit machte sich mit allen Kräften daran, solchen einen Riegel vorzuschieben. Anfangs, als die Hymnen noch nicht vereinigt waren, wurden sie durch einen Lehrer gelehrt, der die Schüler sie auswendig lernen ließ. Aber als sie zu einem Ganzen verbunden waren, bildeten sich Schulen (Ssakhas) zur Erklärung der heiligen Schriften, um den gesprochenen oder gesungenen Vortrag mit Noten zu versehen, um den genauen Sinn festzustellen, um die Namen der menschlichen Verfasser derselben herauszufinden, um die Abtheilungen und den Rhythmus zu fixiren u. s. w. Diese unablässige Arbeit der Schulen bildete allmählich gewisse allgemein angenommene Lehrsätze, welche immer mehr Consistenz gewannen und zu einem integrirenden Theil der Rechtgläubigkeit selbst wurden. Dieselben stellten die Regeln der wedischen Grammatik endgültig fest sowie die der Metrik, der Wortbetonung, der Aussprache u. d. m. Alle diese Lehren, anfänglich zerstreut und bestritten, wurden später in Werke zusammengefaßt, die bis auf uns gelangt sind, und die in Indien eine Art canonischen Ansehens genießen. Dieselben heißen Pratißakhyasutrani, „Zusammenstellung der Meinungen der verschiedenen Schulen.“ Jede Samhita hat ihren derartigen Tractat. Erst nach dieser großen Arbeit über den Text selbst, die ihn fortan vor jeder Veränderung sicher stellen sollte, fand die endgültige Recension der Hymnen und der Brahmanas statt, die in der Zwischenzeit verfaßt worden waren, eine Recension, welche mit der Einführung der Schrift, die bis dahin den Indern unbekannt gewesen, und der Vornahme der ersten Aufzeichnungen der Wedas zusammenfiel. Man glaubt, daß die des Rig zwischen dem neunten und achten Jahrhundert v. Chr. erfolgt sei.

Wenden wir jetzt die Folgerungen aus diesen Thatsachen auf die Zusammenstellung der Mantras und auf die Zeitgrenze an, wo wir das wedische Zeitalter aufhören lassen müssen. Es ist gewiß keine Uebertreibung, wenn wir annehmen, daß zwischen der Ab-

fassung der letzten Hymnen und der ersten Sammlerarbeit, die dem Wyasa zugeschrieben wird, ein Jahrhundert verflossen sei. Infolge dessen setzen wir die Abfassungszeit der jüngsten Hymnen mit den Indologen ungefähr um 1500 v. Chr. Aber diese jüngsten Hymnen sind nicht im Sapta Sindhu verfaßt, ihr Vaterland ist vielmehr die von der Jamuna und von dem oberen Ganges bewässerte Gegend, wo auch die Sammlungen der alten religiösen Gesänge vorgenommen wurden. Folglich muß man noch weiter zurückgehen, um den Augenblick zu erreichen, wo die arischen Stämme nur das Sapta Sindhu besaßen und die Saraswati noch nicht überschritten hatten. Die Eroberung des Landes, welches sich von diesem Strom bis zum Ganges und seinem Zusammenfluß mit der Jamuna erstreckt, konnte schwerlich beim ersten Versuch gelingen, da hier, wie im Siebenstromland, die bisherigen Bewohner des Bodens den Eindringenden jedenfalls nur Schritt vor Schritt wichen. Wir müssen daher wenigstens noch ein Jahrhundert zwischen dem Augenblick, wo die Aryas zum ersten Mal über die Saraswati vordrangen, und der Abfassung der jüngsten Hymnen des Rig Weda rechnen. Folglich kann die Ausdehnung der Eroberung über die Saraswati hinaus nicht später als um das Jahr 1600 v. Chr. begonnen haben, und das wäre also annähernd die Zeit, mit welcher die eigentliche wedische Periode schließt.

„Daß die Aryas des Sapta Sindhu ein Hirtenvolk waren, zeigt schon genügend die Thatsache ihrer Wanderung, außerdem aber erinnern die Hymnen jeden Augenblick an die Vorstellungen und Gewohnheiten von Hirtenstämmen. Aber sie spielen auch häufig auf den Betrieb der Landwirthschaft an. „Puschan“, sagt ein Hymnus, „befriedigt durch meine Spenden, läßt seine sechs Rosse (die sechs Jahreszeiten) dahin schreiten, wie der Feldarbeiter mit seinen Stieren die Furche zieht, in die er seine Gerste säet.“ Dann ruft in einer Ansprache an die Götter des Morgenroths der religiöse Gesang aus: „Ihr habt einst Manu (dem Menschen) das Licht des Himmels gegeben, ihr habt ihn gelehrt, mit dem Pfluge zu arbeiten und Gerste zu säen“. Das Wort, welches hier mit

Gerste wiedergegeben ist, scheint in den Urzeiten überhaupt alles Getreide bedeutet zu haben. Es hat sich fast ohne Veränderung im lithanischen Jawaï „Getreide“ erhalten, und man erkennt es noch im griechischen ζέα, „Spelz“, „Dinkel“ wieder. Wrihi, der sanskritische Name des Reis, entspricht dem griechischen ὄρυζα und nähert sich noch mehr dem Worte Briza, mit dem die alten Thraker den Roggen bezeichneten. Das alte sanskritische Ar, „Ackermann“, findet sich unverändert im gaelischen Ar, wie im lateinischen arare und im griechischen ἀρόειν.

Die Folgerungen, die sich hieraus ergeben, sind ebenso sicher, als das directe Zeugniß eines Zeitgenossen sein könnte. Die Aryas brachten, als sie in das Land der Dasyus einbrachen, trotzdem sie ein Nomadenleben führten, die Kenntniß des Ackerbaus und den Gebrauch der Erzeugnisse desselben mit. Der Landbau ist bei vorwiegend Viehzucht treibenden Bevölkerungen keine ungewöhnliche Thatsache, im Gegentheil, nichts ists gewöhnlicher als diese Verbindung. Es ist nicht blos ein Uebergangszustand, es ist eine Frage der Entwickelung, die der Mensch in allen Läufen seines gesellschaftlichen Lebens in sich trägt. Bei sehr vorgeschrittenen Nationen ist die Viehzucht dem Ackerbau untergeordnet, bei weniger entwickelten Gemeinschaften dagegen ist der Ackerbau der Sorge für die Heerden untergeordnet. In diesem letzeren Zustande befinden sich die Aryas, welche uns die religiösen Lieder der Wedas zeigen. Bei den Opfern, welche man den Schutzgöttern des Volkes bringt, verlangt man als Entgelt gute Ernten, aber viel häufiger noch bittet man um schöne Kühe und zahlreiche Heerden. Man bittet sie auch um schöne Wohnplätze und geräumige Häuser, ein weiterer Beweis, daß, wenn die Aryas, die neue Weideplätze für ihre Heerden suchten, damals zu einem Leben in Zelten gezwungen waren, rasch wieder zu einem seßhaften Leben zurückkehrten, wenn sie einen bequemen Ort zur Niederlassung gefunden hatten.“ (Vivien de Saint Martin.)

Uebrigens waren diese Gewohnheiten eines seßhaften Lebens, die nebst dem Anbau des Bodens die Ausgangspunkte und die

doppelte Bedingung des staatlichen Lebens sind, den arischen Stämmen nichts Neues. Wir haben schon früher gesehen, daß sie in ihrer Urheimath am Oxus feste Wohnsitze und selbst Dörfer hatten. Die wedischen Hymnen bezeugen, daß die Aryas des Sapta Sindhu dem Leben in Städten ebenso wenig fern standen, wie den Arbeiten des Feldbaues. „Könnte doch Indra, der Blitzträger“, sagt ein Hymnus, „uns allen gleich günstig sein, uns, die wir in Gesängen zu seiner Ehre wetteifern. Möchten doch die zu ihm in unsern Namen sprechen und für uns opfern, uns den Gott gewogen stimmen, wie man die Gewogenheit des Hauptes einer Stadt (Pura) gewinnt, dessen Freundschaft man sucht.“ Diese Stelle könnte sich, streng genommen, auf die von den Aryas vorgefundenen Kuschitenstädte beziehen. Aber anderswo heißt es deutlicher: „Anbetungswürdiger Agni, führe uns durch die heiligen Bräuche aus allen schlechten Wegen hinweg. Mache unsere Stadt groß und unser Gebiet weit. Gewähre deine Güte unseren Söhnen, unserer Nachkommenschaft“. Daß die alten Städte und Dörfer des Sapta Sindhu den prächtigen Großstädten nicht glichen, welche die Aryas später nach Errichtung der großen Monarchien in den Ebenen des Ganges bauten, ist sicher, aber nicht unwahrscheinlich ist andererseits auch, daß wenigstens einige der wichtigen Städte, die wir nach dem wedischen Zeitalter in Nordwesten Indiens finden, aus den ersten Zeiten der arischen Einwanderung in diese Gegend stammen.

„Die Aryas des Sapta Sindhu bildeten noch keine politische Einheit, sie waren ein Volk, das aus einer Anhäufung von Stämmen bestand, aber noch kein Staat. Jeder Stamm hatte seinen unabhängigen Häuptling, seinen Radja oder Radjan, wie der Text der Hymnen sie nennt. Bisweilen werden diese Stammhäupter auch Gopa, wörtlich „Hirten“, oder Wißpati, „Volksherren“ genannt. Die letztere Bezeichnung hat sich unverändert in dem lithauischen Wießpatis, „Gutsherr“ erhalten, dessen weibliche Form Wießpatene, „Dame“, ebenfalls dem sanskritischen Wißpatni, „Hausherrin“ entspricht. Die Stämme führten auch Kriege unter sich, und man sieht bisweilen einen Fürsten, der sich andere Chefs

unterworfen hat, den Namen Maharadja, „Großkönig“ annehmen. Eine Hymne des letzten Buches des Rig ist zur Weihe eines Radja bestimmt. Es heißt da: „Ich habe dich in die Mitte der Versammlung geführt. Sei fest, halte dich, ohne zu zittern. Das ganze Volk wünscht dich. Möge deine Herrschaft nicht wanken ... Der Himmel ist fest, die Erde ist fest, diese Berge sind fest, alle Welt ist fest. Möge der König der Völker auch fest sein! ... Möge der königliche Waruna, der göttliche Wrihaßpati, mögen Indra und Agni die festen Stützen deines Königthums sein! „Als die Aryas sich des Gangeslandes bemächtigt hatten, drückte der Titel Maharadja die höchste Macht aus, zu der ein indischer Monarch gelangen konnte. (Vivien de Saint Martin.)

Die arischen Stämme der wedischen Periode waren sicher zahlreich. Die Wedas nennen deren indeß nur neun. Den ersten Rang nehmen die Bharatas, die Ikschwakus und die Pauravas ein. Diese drei Stämme und ihre Fürsten spielten eine große Rolle in der späteren Geschichte der Arier, während der epischen Periode, in welcher mächtige Herrscherfamilien aus ihnen hervorgingen. Die anderen dort erwähnten Stämme sind die Pantschalas, deren Name „die sieben Familien“ bedeutet und die Verschmelzung mehrer Urstämme in einen anzudeuten scheint, die Widehas, die Angas, die Tritsus oder Koßalas, die Matsyas und die Jadawas. Wir haben schon oben gesagt, daß die beiden letzten Stämme nicht rein arischen Ursprungs waren, sondern Kuschiten in sich aufgenommen hatten, und was die Tritsus betrifft, so reicht ihr zweiter Name Koßalas hin, uns vermuthen zu lassen, daß bei ihnen dieselbe Mischung stattgefunden hatte.

Die Scheidung in Kasten existirte bei den Aryas des Sapta Sindhu nicht. Wenigstens nicht in dem Sinne wie später und noch jetzt in Indien, wo die Kasten erblich und ihre Grenzen unüberschreitbar sind. Die Hymnen der Wedas wissen nichts von ihnen. Zwar lassen sich Keime dazu entdecken, aber diese Keime haben ihre Wurzel in der Natur des Menschen selbst und der Gesellschaft. Es sind gesellschaftliche Verhältnisse, aber noch keine Einrichtungen.

„Die deutliche und unmittelbarste Andeutung dieser Art findet sich in einer an die Aßwins gerichteten Hymne. „O Aßwins“, heißt es da, „seit gnädig der Frömmigkeit (Brahma), seit gnädig dem Gebet... Seit gnädig der Kraft (Kschatra), seit gnädig den Helden ... Seit gnädig den Kühen, gnädig dem Volke“ (Wiß). Unschwer erkennt man hier in der That die dreifache Personification der Brahmanen, der Kschatriyas und der Masse des Volkes, der Waïßyas. Aber von der vierten Kaste, den Ssudras, ist noch nicht die Rede, und Wiß, das Volk und die Kaste der Waïßyas sind nicht zwei unbedingt gleichbedeutende Dinge. Wir müssen also auf unseren Schluß zurückkommen. Daß die wedischen Stämme die hierarischen Elemente in sich trugen, welche keiner aus der Barbarei aufgetauchten Gemeinschaft fremd sind, ist nicht zu bezweifeln. Eine Anzahl von Familien, die sich für Nachkommen der Weisen des Alterthums, für Abkömmlinge der Rischis hielten, hatten sich dem Opferdienst und den religiösen Anrufungen gewidmet, das waren die Brahmanen, von dem Worte Brahma, „Gebet“. Neben ihnen standen die Häuptlinge, die Krieger, die Starken, Kschatriyas, von dem Worte Kschatra, „Stärke“, „Schutz“, welches dem griechischen *κράτος* verwandt ist; endlich gab es unter den Weisen und den Häuptlingen die Masse des Volkes (Wiß, ursprünglich „Mensch“), denen die Sorge für die Heerden und der Feldbau oblag. Das sind Stände, aber noch keine Kasten.“

Obgleich die Obliegenheiten des Priesterthums nicht unbedingt einem bestimmten Stande vorbehalten waren, da man sie häufig, wie bei den Griechen in den homerischen Zeiten, vom Familien- oder Stammhaupte erfüllen sah, so mußten sie sich schon nach ihrer Natur allmählich auf gewisse Familien concentriren. Schon der Umstand, daß die vornehmsten dieser Brahmanenfamilien als Nachkommen der alten Rischis oder Hymnendichter betrachtet wurden, beweist, daß wenigstens bei ihnen die priesterlichen Funktionen erblich geworden waren. Schon gab es Gebräuche beim Gottesdienst, welche nur die eingeweihten Brahmanen kannten. Die Brahmanen waren auch die Dichter des Stammes; wenn also

die religiöse Verehrung die Abfassung von Hymnen auf die ältesten Rischis zurückführen wollte, so zeigen der Inhalt der Mehrzahl dieser heiligen Gesänge, die geschichtlichen und geographischen Einzelnheiten, welche sie enthalten, die Ueberlieferungen, die Thatsachen, die Persönlichkeiten früher Zeit, auf welche sie sich häufig beziehen, sehr deutlich, daß die meisten in aufeinanderfolgenden Epochen und zwar bei Gelegenheit der Opfer gerade, bei welchen die Brahmanen den Vorsitz führten, geschaffen worden sind." (Vivien de Saint Martin.)

Die vornehmsten Familien dieser Brahmanen der Urzeit waren die, welche ihre Herkunft von den alten Rischis ableiteten: von Pururawas, dem Erfinder des dreifachen Opfers, des feierlichsten von allen, bei dem man drei Feuer auf einmal anzündete, Anghiras, dem ältesten der Hymnendichter, Dadhyantscha, Gotama, Pryamedha, Kanwa, Atri, Bhrigu und Atharwan. Aber diese Familien waren nicht die einzigen, welche dieses Amt innehatten. Häufig sehen wir Leute ganz anderen Ursprungs, Männer des Kriegerstandes bei einer Familie oder einem Stamme die Rolle des Priesters und Hymnensängers spielen. Dahin gehört der berühmte Wißwamitra, der Sohn eines Königs und selbst ein Krieger, dem die im driten Buch des Rig Weda enthaltenen Hymnen zugeschrieben werden, und den wir bei verschiedenen geschichtlichen Vorgängen, auf welche andere Hymnen anspielen, bei einem der wichtigsten Stämme der Aryas priesterliche Functionen ausüben sehen. So haben sich in späteren Zeiten um den Namen Wißwamitra alle Sagen gruppirt, in welchen die Versuche der Krieger in gewissen Epochen, sich des Priesterthums zu bemächtigen und an die Stelle der Brahmanen zu treten, personificirt haben.

Uebrigens sind die Brahmanen der Zeit, wo die wedischen Hymnen verfaßt wurden, noch weit entfernt von der großen Macht, zu der wir sie in den folgenden Jahrhunderten gelangen sehen. Nichts ließ noch den Kampf voraus sagen, der nach so vielen Sagen zwischen ihnen und den Kschatriyas ausbrach, und der endlich den Dienern des Kultus eine so große Ueberlegenheit sowohl in politischen als religiösen Angelegenheiten verschaffte. Die Brah=

manen, wie sie uns die Hymnen zeigen, treten vor der Macht der Häuptlinge zurück, bei denen sie Gunst und Gaben suchen. „Fromme Leute," so heißt es in einer Stelle der Wedas, „welche den Brahmanen, denen, welche die Lobgesänge anstimmen, o Agni, eine treffliche Kuh oder ein schönes Pferd zum Geschenke machen." Und anderwärts heißt es: „Er gedeiht in seiner Wohnung, für ihn spendet die Erde allezeit reichliche Frucht, vor ihm beugt sich das Volk von selbst, der Radja, vor welchem ein Brahmann einhergeht. Er ist ohne Widerrede der Herr der Reichthümer seiner Feinde und seiner Freunde. Der Radja, der sich freigebig gegen einen Brahmanen zeigt, und welcher seinen Schutz sucht, ihn schützen die Götter." (Vivien de Saint Martin.)

Selten ist in den wedischen Gesängen von Frauen die Rede, aber dieß erklärt sich leicht aus der Natur dieser Anrufungen. In einer Gemeinschaft von Menschen, die sich fast immer im Kriegszustande befinden, und wo man deshalb vor allem den Muth und die Stärke schätzt, nahm die Lebensgefährtin des Priesters oder Kriegers nothwendig eine untergeordnete Stellung ein; was man an ihr ehrte, war, wenn sie einer langen Reihe tapferer Söhne das Leben gab, welche die Stütze der Familie und die Kraft des Stammes waren. Dennoch läßt sich aus den wenigen Andeutungen, die man hier und da in den Hymnen findet, schließen, daß die Familienverfassung der Aryas des Sapta Sindhu nicht mehr so rein wie in den Urzeiten war, wo sie mit den andern japhetischen Völkern am Oxus wohnten. Das Wachsthum des Reichthums, der Einfluß eines heißen Klimas und vor allem wohl die Berührung mit den frühzeitig verderbten kuschitischen Nationen hatten schon Keime einer Verderbniß in sie gebracht, die sich immer weiter entwickeln mußten.

Schon lebten wenigstens die Häuptlinge in Vielweiberei. „O Indra," sagt ein Hymnus, „du bist umgeben von Lichtern wie ein König von seinen Frauen." An einer anderen Stelle ist ein alter Dichter, der auf dem Grunde eines Brunnens eingesperrt ist, von den Wänden der Grube eingeschlossen, „wie ein

Ehemann von Weibern, die sich um ihn streiten". Es gab auch Sklavinnen, die wahrscheinlich aus der Beute stammten, die man den Feinden abgenommen hatte; denn man sieht junge Mädchen unter den Geschenken figuriren, welche die Radjas denen machen, die sie ehren wollen.

Aus einigen ziemlich klaren Stellen scheint hervorzugehen, daß die Aryas des Sapta Sindhu, wenigstens die ersten Stämme derselben, gleich den Kuschiten, die blutschänderischen Vermählungen von Bruder und Schwester zuließen. Aber die der japhetischen Race angeborenen sittlichen Instincte empörten sich bald dagegen, und die Hymnen melden uns, daß die Rischis derartige Verbindungen für verbrecherisch erklärt und untersagt haben.

Die nach Indien hinabgestiegenen arischen Stämme hatten nicht in die vermuthlich noch unvollkommen ausgeprägte religiöse Reform willigen wollen, die wir in Zoroaster personificirt sehen. Sie verblieben bei der alten Religion, zu der sich ihre Väter in den Gefilden Baktriens bekannt hatten. Aber dieselbe änderte sich trotz ihrer Anhänglichkeit an die alten Ueberlieferungen allmählich, indem sie immer mehr zum Polytheismus hinneigte. Der Grundgedanke der Einheit des Göttlichen trat zurück, die göttlichen Persönlichkeiten zweiten Ranges, die Dewas, die ursprünglich nur als Eigenschaften oder Machtvollkommenheiten der Gottheit empfunden worden waren, wurden im Volksglauben immer mehr besondere Wesen.

In der Auffassung dieser Persönlichkeiten, welche allmählich zu Göttern wurden, war der Arya durch die aus Bewunderung und Furcht gemischte Einwirkung der atmosphärischen Erscheinungen geleitet worden, die in seinem Hirtenleben eine so große Bedeutung hatten. Das blaue Firmament über ihm, die geheimnißvollen Lichter, die des Nachts in unzählbarer Menge an ihm erschienen, die Sonne, die am Tage glänzend an ihm aufstieg, riefen in ihm die Stellung höherer Wesen hervor, deren Unterthan und Kind er war. Er erhob gegen sie seine Arme im Gebet, er nannte sie Dewas, d. h. die Strahlenden.

„Die Lichterscheinungen und das, was sie hervorbringt, die Sonne, die Gestirne, das Feuer, der Blitz, ferner die Morgenröthe, die Wolken, die Nacht waren also die vorzüglichsten Gegenstände der Verehrung der Aryas. Ueberall findet man im Rig Weda die Liebe zum Lichte und das Grauen vor der Finsterniß. So hat Edgar Quinet die wedische Religion sehr richtig als die Offenbarung durch das Licht charakterisirt. Der Arya folgt aufmerksam allem Formenwechsel, allen Stellungen der Sonne und allen Beziehungen derselben zur Natur. Jede physische Erscheinung wird zum Thema einer Mythe, deren Hauptperson fast immer die Sonne oder der lichte Himmel ist. Diese so zahlreichen und so verschiedenartigen Dewas sind genauer betrachtet nichts als Metamorphosen einer einzigen Gottheit, deren sichtbare Offenbarung das Tagesgestirn ist." (A. Maury.)

„Der größte der wedischen Götter, der „Gott der Götter," wie ihn noch im Mahabharata der Dichter nennt, ist Indra, der Gott des blauen Himmels, des Blitzes, bald als Personification des Himmelsgewölbes, bald als das geheimnißvolle Wesen betrachtet, welches dort wohnt. Die Aryas rufen ihn als den ewigen, erstgeborenen Gott an, dessen Macht ohne Grenzen, unwiderstehlich, unvergleichlich ist. Als König der Welt herrscht er über die Menschen, die ihm deshalb ihre Gebete schulden. Er ist das größte und erhabenste der Wesen. Voll Kraft und Gerechtigkeit ist er der Urheber von allem, was da ist, er herrscht im Himmel und über die Erde, über die Wellen und die himmlischen Berge. Er ist, wie Renu, einer der wedischen Sänger, sagt, „über Allem, Tagen und Nächten, Luft und Meer. Er breitet sich weiter aus als der Wind, als die Erde, als die Flüsse, als die Welt." Der Rig Weda ist voll von Lobgesängen, die an ihn gerichtet sind. Indra ist der allgemeinste und erhabenste Ausdruck der göttlichen Idee, die andern Dewas sind nur vereinzelte und untergeordnete Formen. Man findet in ihm den homerischen Vater Zeus, den lateinischen Jupiter. Der Name Zeus selbst, vom arischen Dyaus abzuleiten, bedeutet eine alte Personification des Himmels, d. h. einen von

Indra stammenden Gott. Wie dieser ist er der sehr edle und sehr große Gott, der Vater der Götter und Menschen, er schleudert den Blitz, spendet den Regen, jagt die Wolken und läßt die Sonne am heiteren Himmel strahlen. Er beherrscht die Welten und umfaßt mit seinem weitschauenden Blicke das ganze All. Indeß ist der homerische Zeus ein viel menschlicheres Wesen als der wedische Indra, er bezeichnet eine engere und kindlichere Auffassung. Der Arya gibt seinem Gotte zwar einen Wagen und azurne Rosse, er vergleicht ihn einem Krieger, einem Helden, aber indem er so spricht, läßt er die Allegorie durchblicken. Der griechische Gott ist in Wahrheit ein Mann, der auf den Wolken sitzt und von einem wirklichen Gespann gezogen wird." (A. Maury.)

Man giebt Indra in den Hymnen zahlreiche Beinamen. Der wichtigste davon ist Pradjapati, „Herr aller Geschöpfe." Die Hymnen, die ihn unter diesem Namen anrufen, haben einen ganz besonderen und fast monotheistischen Ton, und die arischen Dichter haben hier die größte Beredtsamkeit aufgewendet, um die Ausdehnung der göttlichen Macht zu malen. Man nennt den Gott auch Ssakra, „den Mächtigen," und ruft ihn unter diesem Namen in verschiedenen Hymnen an.

Den ersten Rang nach Indra nimmt im wedischen Pantheon Agni ein. Er ist das Feuer (lateinisch ignis) und bedeutet ursprünglich das „Sich Windende." Maury sagt: „Die Geschichte der Mythe dieser Gottheit ist die Geschichte des Cultus der Aryas selbst. Der Hirt Baktriens und Indiens glaubte, indem er am Firmament die geheimnißvollen Lichter oder Feuer der Sonne und der Sterne leuchten sah und sie mit dem verglich, welches auf seinem Heerde brannte, und welches er sich durch Reiben von Hölzern verschafft, in seiner Wohnung einen Ausfluß der himmlischen Wesen, eine Manifestation Indras zu besitzen. Agni, das Heerdfeuer, wurde vom Arya als das vom Himmel gekommene, nun unter den Menschen wohnende Feuer betrachtet. Was Indra im Himmel, das war Agni auf Erden. Agni ist also in der wedischen Theologie die Gottheit, die auf die Erde herabgestiegen ist, um die

Menschen zu erleuchten und sie mit ihren Wohlthaten zu überhäufen. Er ist vor allen andern der Schutzgott des Hauses, Grihapati, und der Gemeinde, Wißpati. Er verscheucht die Dunkelheit der Nacht, welche den Arya ebenso schreckte wie noch jetzt den ängstlichen Hindu. Er wärmt die erstarrten Glieder, vereinigt um sich die Familie und ernährt sie, indem er die Speisen kocht. Daher die außerordentliche Sorgfalt, mit welcher der Arya diese häusliche Flamme unterhielt, die, indem sie unaufhörlich nach oben züngelte, nach dem Orte emporzustreben schien, von dem sie herabgestiegen. Die Unterhaltung des Feuers wurde so ganz naturgemäß die Grundlage des wedischen Cultus. Verbrennung auf dem heiligen Heerde bot sich als ein Hauptmittel, die Götter zu ehren und sie mit der Erde in Verbindung zu setzen, dar. Agni wurde zum Mittler, zum Träger der Gelübde und Gebete der Frommen. Indem der arische Sänger mit seinen Opfern die göttliche Flamme nährte, rief er Agni als seinen Hort, seinen Vater, seinen Freund, seinen Führer, seinen Schutzgott an. Allmählich schrieb der Volksglaube dem göttlichen Feuer neue Tugenden zu. Man bildete sich ein, daß die auf dem ländlichen Altar brennende Flamme tausend wohlthätige Wirkungen besäße. Man ging sogar so weit, zu glauben, daß sie, von der Erde zum Himmel aufsteigend, die Erscheinung der Sonne und der Sterne bestimme."

Die arischen Dichter des Sapta Sindhu schrieben die Entdeckung des Feuers dem ersten Menschen, Manu, zu, der es durch Reibung von zwei Hölzern hervorgerufen hatte und damit zugleich der erste Opfernde geworden war. Durch die Gegenwart, oder wie die Wedas sich ausdrücken, die Geburt Agnis wird der Beginn des Opfers bestimmt. Daher in den Hymnen eine Menge Bezeichnungen des heiligen Feuers, die sich alle an die Personification des Feuers, welches das Brandopfer empfängt und verzehrt, knüpfen. Agni wird der Großpriester, der erste Opferer, der Priester genannt, der in Ewigkeit die heiligen Bräuche überwacht.

Indem so der Feuercultus bei den Aryas als Grundlage der Opfer diente, begreifen wir, daß er sich immer mehr entwickelte.

Wie dieß in den meisten alten Religionen geschehen ist, wo die Kraft der Gebräuche für höher gehalten wurde als die Macht der Gottheit, wurde im Geiste der Gläubigen Agni dem Indra selbst gleich, und wir finden in gewissen Liedern des Rig einen Theil der Epitheta, welche früher auf den Weltenherrscher angewendet wurden, auf Agni übertragen. Ja der letztere theilt mit Indra nicht nur die Allmacht, sondern wird bisweilen sogar der höchste Gott der Aryas. Dann gilt er als identisch mit der Sonne, der sichtbaren Form Indras, dann ist er die Incarnation des Weltenschöpfers in der Flamme.

Uebrigens war Agni nicht nur das materielle und sichtbare Feuer, welches auf dem Altar strahlte, sondern auch das innere, das Erdfeuer, welches nach den Vorstellungen des Alterthums durch alle Wesen verbreitet war und ihnen das Leben mittheilte. Als kosmisches Feuer existirte Agni auch da, wo er sich nicht offenbarte; indem er die ganze Natur mit seiner belebenden Wirkung durchdrang, war er abwechselnd bald latent, bald den Seinen bemerkbar. Das ists, weshalb der arische Sänger Agni als auch da vorhanden schildert, wo er nicht in seiner erhabnen Wohnung erscheint, und weshalb er sich auch als Gott des reinen Lichtes darstellt. Er ist die eigentliche Seele der Welt, Manas.

Die wedischen Hymnen personificiren die Apris, d. h. die Gestalten der Flamme, und sie gehen weiter, indem sie allem, was zur Anzündung und Unterhaltung des heiligen Feuers dient, allen Phasen und Theilen des Opfers ein eignes Leben und eine eigne Seele geben. Der Arya wendet sich in seinen Gesängen an die Thüren des Bezirks, der den Altar umgiebt, an die Scheite, aus denen das Opferfeuer besteht, wie an ebensoviele vernünftige Wesen. Durch denselben Prozeß verwandelt er den Blitz, mit dem er Indra, den Himmelskönig, bewaffnet, in eine göttliche Persönlichkeit, in einen Gott. Dieser neue Gott ist Twaschtri, der göttliche Werkmeister, welcher die Waffen Indras schmiedet. Die bildende Kraft des Feuers hat die Vorstellung entstehen lassen, daß es ein geschickter Schmied sei, und so finden wir hier ein Seitenstück des

Hephästos der Griechen und des Vulkans der Lateiner. Er ist nur eine andere Form Agnis. Und er wird ebenso wie dieser Gott als Mitwirkender beim Opfer, als Mittler zwischen Indra und dem Menschen angerufen, woher der Name Neschtri, „Priester", der ihm bisweilen gegeben wird.

„Die Fülle der Redefiguren, Metaphern und Bilder, welche bei den Hellenen so viele Gottheiten und Mythen geschaffen und dieselben Erscheinungen mit so mannichfaltigen Farben bekleidet hat, hat auch den Olymp der Wedas bevölkert. Die Poesie giebt jeder Lichterscheinung, jeder Sonnenphase eine verschiedene Personification, und diese unaufhörlich wiederholte Personification ist endlich für den Verstand des einfachen Hirten des Sapta Sindhu eine Wirklichkeit geworden. An die Spitze treten die solaren Götter, d. h. die verschiedenen Formen der Sonne als Personen: Waruna, Surya, Sawitri, Puschan, Mitra, Aryaman, die sonst auch die Adityas, die Söhne Aditis, des Abgrunds oder vielmehr der ganzen Natur, hießen. Die Zahl dieser Adityas beläuft sich auf zwölf, indem sie die zwölf Formen der Sonne darstellen.

Obwohl Aditi nur eine secundäre Rolle in der wedischen Theologie spielt, genießt sie doch bei den Aryas tiefe Verehrung. „O göttliche und gute Aditi", so liest man oft im Rig Weda, „ich rufe dich um Hülfe an!" Die Göttin wird als Göttermutter und als Glücksspenderin angerufen und ist die vergötterte Natur als Ganzes aufgefaßt. Diese Göttin zersetzt sich, so zu sagen, in zwei: den Himmel und die Erde, die als das Urpaar dargestellt sind, welches das All erzeugt hat. Diese Auffassung von Himmel und Erde als zweier Gatten, aus deren Vermählung die Geschöpfe entsprossen sind, reicht bis in das höchste Alterthum zurück, sie findet sich auf der Basis der wedischen wie der griechischen Götterlehre. Es scheint sogar, daß die Verehrung dieses Urpaars, welches häufig im Rig Weda genannt wird, noch in eine Zeit vor dem Indracultus fällt." (A. Maury.)

Die Adityas bilden mit Indra und Agni die ersten wedischen

Götter. In gewisser Beziehung stehen sie in ihrer Eigenschaft als göttliche Wesen sogar über Agni. Wenn Agni häufiger Opfer empfängt, häufiger zu ihm gebetet wird, so ists, weil er der Schutz- und Hausgott des Arya ist, aber in ihrer Eigenschaft als Himmelsbewohner haben die Adityas Theil am Wesen Indras.

Waruna, der erste nach Indra, ist, wie sein Name besagt, eine Personification des Himmelsgewölbes. Beschränkter als die durch Indra ausgedrückte Personification, hat die in Waruna zusammengefaßte Vorstellung des Himmels sich allmählich verengert, bis sie zuletzt nichts mehr personificirte als die Nacht, die Dunkelheit, das von der Sonne verlassene Firmament. Er ist auch die Sonne der Nacht, die, hinter den Horizont versunken, den Sterblichen unsichtbar den Himmel durchkreist, um im Osten wieder aufzugehen. Da die Finsterniß den Aryas Indiens tiefe Furcht einflößte, wurde Waruna der Gott, vor dem man die meiste Scheu hegte, und der Hirt des Sapta Sindhu war fortwährend mit Beschwichtigung seines Zornes beschäftigt, er bat ihn, ihn sich auf seinem Wege nicht verirren zu lassen und von ihm die schreckliche Nirriti, die Seuche, das Leiden, fern zu halten. Denn Waruna war der Wächter über die bösen Anschläge der Menschen und alles, was in der Dunkelheit Verderben brütete.

Surya ist die Sonne, als Lichtquelle betrachtet. Der Arya stellt ihn sich als einen Weisen vor, der seine Bahn auf einem Wagen durchläuft, den ein unsterbliches Roß zieht. Der Natur giebt er die Kraft, dem Menschen den Verstand. Sawitri ist die Sonne als Quelle der Fruchtbarkeit. Das Rig Weda nennt ihn „das Auge der Welt", „den Gott mit der goldenen Hand", „mit der süßen Sprache". Er theilt mit Indra und Surya die Eigenschaft des schöpferischen Gottes, er ist's, der alle Wesen belebt und das Leben in der Schöpfung erhält. Puschan ist die Saune, sofern sie die Finsterniß besiegt und die Wolken zerstreut. Die Dichtung giebt ihm Ziegen als Gespann. Mitra ist in den Gebeten der wedischen Sänger mit Waruna zusammengestellt. Beide werden Herren und Wohlthäter der Welt, glänzende Helden, Könige mit

schönen Händen, Götter von weitem Blick genannt, sie vernichten die Bösen und kommen, um sich am Heerde des frommen Menschen niederzulassen. Mitra bedeutet in seinem Gegensatz zu Waruna wie in seiner Stellung neben demselben die Sonne des Tages. Als „Herr des reinen Lichtes, rettender Gott, Priester, Herold, Opferer, als der, welcher stets sein Auge auf die Menschen gerichtet hält, welche er durch seine Hülfe und seine Wohlthaten stützt", ist Mitra vor Allem der Feind der Bösen; daher sein Name; denn Mitra bedeutet „Freund". (A. Maury.) Aryaman ist anfänglich eine neue Personification der Sonne, sofern sie stärkt und gesund macht. Nach Einigen stellt er auch den astronomischen Tag vor. Aber später wird er der Aditya des Todes, die tödtende Sonne; denn man weiß, wie gefährlich unter dem glühenden Himmel Indiens der Sonnenstich ist.

Der Arya betrachtet zwar den Himmel, aber nicht so aufmerksam, daß er die Planeten und die Fixsterne unterscheidet. Er weiß davon nicht einmal so viel als die Griechen der homerischen Zeiten, und von den Sternbildern hat von ihm nur der große Bär eine besondere Benennung erhalten. Die Gestirne sind in der Vorstellung des Hirten des Sapta Sindhu nur Feuer, die Agni oder Waruna am Firmament angezündet haben. Der Mond, Tschandramas, mit seinen kalten Strahlen wird nur in einer Hymne an alle Götter erwähnt und einzig, um seine Ohnmacht neben den göttlichen Lichtern des Himmels verkünden zu hören. . . So richtete der Aryas seine Anrufungen niemals an die Sterne. Was ihm auffiel, waren nicht diese nur auf kurze Entfernung hinleuchtenden Lichter, sondern die größeren, welche einen bedeutenden Theil des Firmaments oder den ganzen Himmel erhellten. Das Morgenroth, Uschas, ist ganz besonders ein Gegenstand seiner frommen Stimmung. Es ist ihm die Tochter des Himmels, die dessen Pforten öffnet. Obwohl sehr alt, so alt wie die Welt, ist das Morgenroth ihm ein ewig Jugendliches, stets sich Erneuerndes, immer in demselben Glanze strahlendes. Der Dichter bespannt den Wagen der Göttin mit rosenrothen Kühen, und auch sonst

äußert sich die Bewunderung, die sie erregt, in den glänzendsten Bildern und den reichsten Gleichnissen." (A. Maury.)

Mit dem Cultus der Uschas verbindet sich Derjenige der Aßwins, der himmlischen Zwillinge. Sie sind Prototypen und Brüder der griechischen Dioskuren, die beiden Reiter, in denen man sofort die Lichter, welche dem Tage vorausgehen, und die letzte Helle vor der Abenddämmerung erkennt. Sie fliehen den Abend, sie eilen dem Morgen zu. Sobald das Zwielicht eintritt, richtet der arische Hirt sein Gebet an sie, er ruft sie mit lauter Stimme, ungeduldig zu sehen, wie sie das Firmament erleuchten. Die Hymnen des Rig Weda stellen sie uns auf einem geflügelten Wagen vor, der auf hundert Rädern ruhend, von sechs Rossen gezogen eilend dahinfährt, oder auch auf einem Schiff mit hundert Rudern, welches die Dünste über dem Meere spaltet. Man nennt sie Dastas, „die Hülfreichen", und Nasatyas, „die Wahrhaftigen"; denn das Zwielicht täuscht niemals, es zeigt stets die Rückkehr des Lichtes an.

Die Luft hat in der wedischen Religion ganz ebenso wie das Feuer ihre Personificationen. Die Winde treten im Rig bald als ein einziger Gott, Wayu, bald als eine Vereinigung von Göttern, die Maruts, Diener und Begleiter Indras, Kinder der Erde, Prisni, auf. Indra bleibt in der That fortwährend der eigentliche Gott der Atmosphäre, die Maruts sind nur seine Diener, und Wayu selbst theilt mit ihm die Somaspende. Aber der Wind bewahrt nicht immer denselben Charakter. Wenn er manchmal sanft und erfrischend ist, so zeigt er ebenso oft das Ungestüm eines wilden Thieres, welches alles auf seinem Wege umwirft. Der Arya vermochte in diesen Orkanen nicht die weisen Maruts, die Diener des wohlthätigen Indra, des freigebigen und milden Wayu zu erkennen. Er schuf sich dazu einen anderen Gott, Rudra, welcher die Stürme in seiner Hand hat, und welchen er wegen seines Grimms mit einem wilden Eber verglich. Um seinen Zorn zu beschwichtigen, den er fürchtet, um die Rache dieser Gottheit vom Haupte derer, die ihm theuer sind, abzuwenden, richtet er an ihn eine Hymne, in

welcher sich ein tiefes Gefühl der Demuth malt. Rudra ist der Vater der Maruts, er ist es, welcher in Verbindung mit Prisni diese ungestümen Kinder der Luft erzeugt hat.

„Wischnu gehört wie Rudra zum Kreise der Luftgötter. Er ist die Personification der Tiefen des Firmaments, aber verschwimmend mit derjenigen der Sonne, die sie durchläuft und erhellt. Diese Idee geht aus der in den Wedas unaufhörlich wiederholten Erwähnung der drei Schritte des Gottes hervor. „Ich singe“, heißt es da, „die Thaten Wischnus, welcher die irdischen Herrlichkeiten geschaffen, welcher durch seine drei Schritte die Ausdehnung des Himmels durchlaufen hat“. Diese drei Schritte sind die drei Theile des Tages, die drei Stellen, welche die Sonne am Himmel einnimmt, ihre Stellung beim Aufgehen, zu Mittag und beim Untergehen. Wischnu ist also noch eine Vergötterung des himmlischen und ätherischen Gewölbes, welches der Arya nicht müde wurde, in den verschiedensten Formen zu malen und unter immer neuen Namen anzubeten. Dieser Wischnu, dessen Name in den Hymnen nur selten vorkommt, nahm später einen sehr wichtigen Platz im indischen Pantheon ein und umfaßte endlich alle Eigenschaften der Sonne als eines wohlthätigen Wesens, welches den Menschen die Stütze seines Armes leiht. Er wurde der Held eines der großen sanskritischen Epen, des Mahabharata, er gelangte allmählich zum höchsten Range in der göttlichen Hierarchie und bildete schließlich die zweite Person der Trimurti ... Aber im Rig kommt nichts der Art vor.“ (A. Maury.)

Die wedische Naturreligion beschränkt sich nicht auf die Verehrung der himmlischen und atmosphärischen Erscheinungen, sie zieht in ihr Bereich auch irdische Gegenstände, die immer als göttliche Wesen untergeordneter Art aufgefaßt werden. Unter diesen Gottheiten ist zunächst die Erde selbst, von deren Anbetung wir schon gesprochen haben. Häufig wird ihr Samudra, die Vereinigung der Gewässer, beigesellt, und an deren Kultus knüpft sich wieder die Verehrung von Flüssen und Quellen. Die Hymnen des Rig Weda rufen die Wasser als vom Himmel kommend, als Mütter

der Wesen, als Dienerinnen beim Opfer, als reinigende, stärkende und vor Krankheiten schützende Mächte an. Die Aryas beteten endlich zu Pflanzen und Bäumen, zu Bergen, Hügeln und Meeren, kurz zu allem, was in ihren Augen eine Persönlichkeit einschließen konnte.

„Die Mythe vom Soma spielt eine wichtige Rolle in der Geschichte der wedischen Religion. Dieser täglich zu Ehren der Götter ausgegossene Trank, welcher der Opferspende ihre Flüssigkeit, der Opferflamme ihre Nahrung lieferte, hat sich allmählich zum Rang einer Gottheit ersten Ranges erhoben, die schließlich mit Agni verschmolz. Er wurde die Agni-Spende und gewann in dem Kultus der Aryas eine Stelle noch über Indra. Das ist die Umwälzung, welche sich während der Periode vollzog, die dem Sama Weda entspricht. Diese Sammlung ist nichts als ein Auszug aus dem Rig Weda, ein Auszug, welcher die Hymnen zu Ehren des Soma und Agni enthält, die darin nicht mehr von einander unterschieden werden. In den Hymnen, die sich an ihn besonders richten, wird Soma als der ewige Fürst des Opfers, als der Lehrer der Menschen, als der Herr der Frommen, der Freund der Götter und der Vertilger der Bösen angerufen. Der wedische Sänger bedient sich in seiner Anrede an den neuen Gott derselben Ausdrücke, die er bei Anrufungen Indras gebrauchte. Als Gottheit der Spende, welche die Flamme verzehrt, nimmt er naturgemäß seinen Platz neben Agni ein, um seinen Teil von den Opfern und Gebeten, die diesem dargebracht werden, zu empfangen. Viele Hymnen des Sama Weda sind an beide Gottheiten gerichtet. Aber in der Folge ließ Soma den Agni im Gottesdienst der Aryas zurücktreten, und die vergötterte Opferflüssigkeit, ursprünglich bestimmt, die Größe Indras zu ehren und seinen Schutz zu gewinnen, wurde unter dem Namen Pawamana selbst zum Allmächtigen. Soma war fortan der, welcher „das Licht erzeugt hat, das große, gerechte, reine, die Stütze des Himmels und der Erde, der, welcher, glänzend wie die Sonne, Alles schaut.“ Deshalb rief der Arya ihn um alles an, was seine Väter von anderen Göttern erbeten, um alles das, was nach ihrem Glauben Indra allein verleihen konnte.

Der religiöse Schwung, dem sich der Mensch der wedischen Zeiten beim Anblick der Opferflamme und der Spende, die er ausgoß, überließ, objectivirte sich dann ferner für ihn und wurde eine neue Gottheit, in welcher sich die Frömmigkeit, die ihn zum Opfer geführt hatte und ihn das Feuer Agnis unterhalten hieß, zur Person gestaltete. So entstand Brihaspati oder Brahmanaspati, „der Herr, der Beschützer des Gebets", seinerseits wieder angerufen als Mittler zwischen dem Opfernden und den Göttern, als der, welcher die letzteren gewogen stimmt. Als mächtige und hochverehrte Gottheit nimmt Brahmanaspati ebenso wie Soma neben Indra seine Stelle ein, hat er Theil an dessen Wundern, und deshalb schreibt ihm auch der wedische Sänger bisweilen die Thaten zu, die eigentlich der höchste Gott vollbracht hat." (A. Maury.)

Wir haben im zweiten Bande gezeigt, welche wichtige Stelle in der ursprünglichen Religion der Aryas, als sie noch am Oxus wohnten, alle Phänomene der Natur einnahmen, welche die Vorstellung des Streites und Kampfes erwecken, namentlich die, welche an einen solchen Kampf der Sonne mit der Finsterniß und den Wolken denken lassen. Im Einklang mit den alten Glaubensmeinungen hat dieser Streit eine große Wichtigkeit in der wedischen Mythologie. Indra unterstützt von den Maruts, die sein Heer bilden, ist dabei der große Kämpfer und Sieger, und sein Triumph ist fast in allen Hymnen des Rig gepriesen. Seine beiden Hauptgegner sind Writra, „der Verhüllte" und Ahi, „die Schlange", zwei sehr deutliche Personificationen der Sturmwolke. Auf sie wird vor Allem der Name Asuras angewendet, der ursprünglich die Gottheit bezeichnete, dann aber, als der Mazdäismus sein gutes Prinzip nach ihm benannt hatte, sofort von den Stämmen des Sapta Sindhu aus Religionshaß auf die Feinde der Götter, auf böse und verkehrte Geister angewendet wurde, ganz ebenso wie der Mazdäismus aus den Dewas der indischen Aryas seine Dämonen machte. Writra und Ahi sind übrigens von einer unzählbaren Schaar von Gehülfen zweiten Ranges umgeben, die ihnen im Kampfe mit Indra und den Maruts beistehen. Die hauptsäch-

lichsten von diesen sind Ssuschna, eine Personification der Dürre, welche das glühendheiße Wehen erzeugt, das bisweilen aus der Seite der Wetterwolke hervorbricht; dann die Daityas, die Blitze, die aussehen, als wollten sie die Wohnung Indras in Brand stecken. Diese Begleiter der Asuras werden unter den Namen Sanakas und noch häufiger unter dem der Dasyus vereinigt, indem die Aryas des Sapta Sindhu sich darin gefielen, sie den Feinden zu vergleichen, die ihnen noch den Besitz der fruchtbaren Landstriche streitig machten, in welche sie eingefallen waren. Unter ihnen standen die Bhutas und Rakschaßas, böse Geister, mit denen die Furcht die Nacht bevölkerte, eine Art Teufel, Gespenster und Larven, mit denen der Arya alles verschmolz, was er fürchtete oder verabscheute, das unsaubere Thier, das nächtliche Gewürm, den lauernden Feind, den Gottlosen, der den Kultus verspottete. Der Name der Bhutas war überdieß der Name eines feindlichen Volkes, welchen die Aryas des Siebenflußlandes von den tibetanischen Bhotas übertragen hatten, die sie noch mehr haßten und verachteten als die Kuschiten.

Die Mythen vom Kampfe Indras mit den Asuras haben sehr wunderliche Formen angenommen. „Die Strahlen der Sonne scheinen bei sinkendem Tage sich in ein dunkles unterirdisches Gebiet zu versenken oder besser, die Nacht erscheint dem Arya als eine Höhle, in welcher diese Strahlen zurückgehalten werden. Wer konnte so dem Menschen diese wohlthätigen Lichter rauben, von denen die Natur erhellt und belebt wird? fragt sich der wedische Dichter. Und er antwortet: Ohne Zweifel, die bösen Geister, die, welche dem Lichte ewigen Haß geschworen haben, die Asuras. Und die Sonnenstrahlen sind ihm unter der Herrschaft dieser Idee bald nicht mehr die Lichter des Himmels. Da das Vieh den ganzen Reichthum des Arya ausmacht, überträgt er dessen Namen auf alles, was zu seinem Glücke gehört, ihm Vortheil verschafft. Die röthlichen Lichter der untergehenden Sonne nennt er Kühe, ein Name, welchen er auch dem Opfer, dem Gebet, der Erde, den Wolken, der Opferspende giebt. Und daher sind es im Geiste des

Arya nicht mehr Sonnenstrahlen, welche die Asuras im Hintergrund ihrer Höhle verborgen haben, sondern es sind himmlische Kühe, welche sie geraubt haben, Kühe, deren Hirt und Herr (Gopati) Indra ist.

Der Arya ruft nach der Rückkehr der erhabenen Helle, von der ihm die Opferflamme während der Nacht ein schwaches Abbild liefert. Das Heerdfeuer ist Agni. Und durch eine jener Metaphern, deren Kühnheit uns überrascht und unsern Gewohnheiten wenig entspricht, wird Agni für den Feldzug eine göttliche Hündin, Sarama, die Personification der betenden Stimme, beigegeben. Diese Hündin entdeckt in der Sage die Kühe, welche die Asuras geraubt haben. Der Tag, welcher wieder erscheint, macht dem Bericht ein Ende. Er ist für den Arya Indra in eigner Person, begleitet von den Maruts, der die Höhle zerbricht." (A. Maury.)

Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele war fest begründet im Geiste des Arya des Sapta Sindhu. Daher die Verehrung der Ahnen, Pitris, die zu den ersten Pflichten jeder Familie gehörte und vom Brahmanismus bewahrt worden ist. Das Opfer für die Ahnen hatte den Zweck, den Seelen der Todten das Eingehen in den Himmel zu erleichtern, es machte sie gewissermaßen zu Göttern. Wenn der Arya diese Opfer vernachlässigte, wurde er wie ein Mensch betrachtet, der sich des Verwandtenmordes schuldig gemacht.

Vergeblich würde man in den Wedas eine Spur der Lehre von der Seelenwanderung suchen, welche wir später den Brahmanismus aufstellen sehen, und die zuletzt der Glaube aller Inder wurde. „In den ersten Hymnen der Wedas werden den Bösen durchaus keine Strafen verkündet. Jeder Todte, der nicht verdient hat, unter den Göttern Platz zu nehmen, vereinigt sich einfach mit der großen Aditi und kehrt zu seinen Eltern zurück. Sein Leib löst sich in die Elemente auf, aber seine unsterbliche Seele wird von Agni beschützt, welcher ihr einen feinen Körper bildet und sie auf eine Art Wagen stellt, mit dessen Hülfe sie sich in den Himmel erhebt. Der Theil unseres Wesens, welcher sich mit der Natur

verschmilzt, ist der Geist des Lebens Djiwatma, welcher in der höchsten Seele, Paratmama, aufgeht. In den jüngsten Hymnen des Rig Weda zeigen sich die ersten Züge des Dogmas von der Hölle. Der Sänger wendet sich an Jama, den König der Pitris, eine Personification der Erde und des Todes. Dieser Jama fällt mit dem Hades, zugleich aber mit dem Chronos der Griechen zusammen. Der erstere dieser Götter ist in der That nur eine chthonische Personification der Erde, insofern sie die Todten in ihren Schooß aufnimmt. Dieß ist auch zuweilen der Charakter, den Jama im Rig Weda annimmt. Aber zu gleicher Zeit herrscht Jama über die Seelen in einem Wohnplatz der Seligkeit und Wonne, in einem Paradiese, welches der Arya der letzten wedischen Zeiten nach seinem Abscheiden für sich verlangt. Jama ist der Hüter der Leichname, deren Fleisch Mrityu verzehrt." (A. Maury.) Die Entstehung der Gestalt dieses Mrityu und seine Aufgabe beweisen, daß die Verbrennung der Leichname, die später vom Brahmanismus eingeführt wurde, in den Zeiten, wo die Aryas im Sapta Sindhu wohnten, noch nicht Sitte war. Sie begruben einfach ihre Todten, wie dieß sowohl der Vendidad der Mazdäer, der diesen Gebrauch verdammt, als auch die herrliche Beerdigungshymne besagt, die sich in der Sammlung des Rig findet.

Die Vergleichung der arischen und iranischen Ueberlieferungen hat Roth auf die scharfsinnige Vermuthung gebracht, daß die Mythe von Jama, wie sie im Rig Weda steht, einer älteren folgt, in welcher Jama und seine Gemahlin Jami als das Urmenschenpaar aufgefaßt sind. Jama ist so der erste, welcher dem Tode seinen Tribut entrichtet und sich in die Wohnstätte der Seelen begeben hat, deren König er geworden ist. In der gewöhnlichen wedischen Sage ist der erste Mensch, der gemeinsame Ahnherr unseres Geschlechts Manu, „der Mensch," der auch Ayu genannt wird. Später wurde Ayu von Manu getrennt, indem man ihn zu dessen Enkel machte und ihm Pururawas zum Vater gab.

Die gottesdienstlichen Feierlichkeiten und die Form des Opfers waren bei den Aryas des Sapta Sindhu geblieben, wie sie in der

älteren Zeit in Baktrien gewesen waren, und wie wir sie im zweiten Bande geschildert haben.

Drittes Kapitel.

Die Aryas dringen in das Gangesbecken ein. — Krieg der zehn Könige. — Bildung der hauptsächlichsten arischen Nationen in den Gangesebenen. — Gründung der beiden großen Dynastien. — Das Mahabharata. — Das Geschichtliche in der Sage von den Pandawas. — Ausbreitung der Aryas nach dem großen Kriege. — Das Ramayana.

Wir sind dem Eroberungszuge der arischen Stämme vom Indus bis zur Saraswati gefolgt. Wir sehen, wie sie nach langem und heftigem Kampfe mit den Eingeborenen, den Dasyus, allmählich das ganze Gebiet des Sapta Sindhu besetzten. Sie gingen aber von hier weiter nach Osten in das reichere Land am Ganges und seinen Nebenflüssen, indem sie zwischen 1600 und 1500 v. Chr. die Saraswati überschritten. Dieß scheint zunächst nur von wenigen Angehörigen der Nation geschehen zu sein. Bald aber ergriff die Bewegung nach Osten hin die Masse der Stämme, und nach Verlauf einiger Generationen hatte sich die große Mehrzahl derselben wie ein reißender Strom auf die Gebiete gestürzt, welche bestimmt waren, fortan das Herz des arischen Indien zu werden.

Die sagenhaften und poetischen Erinnerungen Indiens, welche einen vorzüglich im Mahabharata zusammengefaßten Kreis epischer Rhapsodien bilden, haben durchaus keine Ueberlieferung von der Eroberung des Gangesbeckens selbst, von dem Widerstande, den die alten Inhaber des Bodens geleistet haben müssen, und von den Schlachten aufbewahrt, in denen die Aryas sie besiegten. Nach den Ergebnissen der Invasion aber kann man erkennen, daß die Besitznahme des Landes sich nicht ganz so vollzog, als im Sapta Sindhu. Die eingeborenen Kuschiten wiederstanden offenbar nicht so kräftig, sie ließen sich leichter in vollständige Knechtschaft bringen.

So sieht man in den vom Ganges bewässerten Gegenden nicht wie im Lande der Sieben Flüsse ganze kuschitische Völkerschaften auf dem Fuße völliger Gleichheit mit den Nachkommen der Einwanderer aus Baktrien in die Reihen der Aryas aufgenommen.

Dagegen fehlt es nicht an Erinnerungen, die uns sagen, daß in der Zeit der Eroberung des Gangesbeckens mehrmals heftige Zusammenstöße zwischen den arischen Stämmen selbst stattgefunden haben. Wie in der uns näher liegenden Völkerwanderung der Germanen die Stämme derselben sich die glücklich vom Himmel ausgestatteten Landstriche, die ihre Beute geworden waren, streitig machen, sich drängen, sich stoßen und schieben wie die Fluthen eines wilden verheerenden Stromes, während sie zugleich das Römerreich überfluthen, so zeigt auch der große Vorstoß der arischen Nationen Indiens über die Saraswati nach Osten hin diese Nationen mehr als einmal im Streit miteinander über den Besitz der eroberten Landschaften. Die zuletzt in dieses gelobte Land eingezogenen Stämme hätten sich gern mit den von ihnen zu Anfang besetzten Gegenden zufrieden gegeben und sich nicht weiter den Mühen der Eroberung unterzogen. Aber die Erschütterung der früheren Seßhaftigkeit hatte sich nach und nach allen Stämmen der Aryas mitgetheilt. Man erhielt wunderbare Berichte von den Reichthümern der Gangesufer, und die weiter westlich im Sapta Sindhu wohnenden Stämme wollten gleichfalls ihr Theil daran haben. Auch sie stürzten sich also in der Richtung der Saraswati weiter nach Osten und drückten mit allem ihrem Gewicht auf die östlichen Völkerschaften, welche zuerst ohne Zweifel Wiederstand leisteten, dann aber gezwungen wurden, der Ueberzahl zu weichen und ihren Marsch nach Osten zu wieder aufzunehmen. Dieß ging so fort, bis die am weitesten vorgerückten Völker sich an die Gebirge stießen, welche das Becken des Ganges und des Brahmaputra von Indo-China trennen, und bis zu gleicher Zeit alle arischen Stämme längs des Laufes des großen Stromes Platz gefunden hatten.

Der älteste Zusammenstoß zwischen den arischen Stämmen des Westens, die begierig waren, Wohnplätze im Gangesbecken zu

gewinnen, und den östlichen, die sich bereits jenseits der Saraswati niedergelassen hatten, ist nach den auf uns gekommenen Erinnerungen der Krieg, der unter dem Namen des Kriegs der zehn Könige bekannt ist, und der Gelegenheit zur Entstehung mehrer Hymnen des dritten und fünften Buches des Rig Weda gab. Derselbe gehört in die allerersten Zeiten der Eroberung des neuen Gebietes; denn in dem Augenblick, wo er stattfindet, hat noch kein Stamm der Aryas die Jamuna überschritten.

Zehn bis dahin zwischen der Irawati und der Wipaßa angesiedelte Stämme, unter denen die Bharatas die erste Rolle spielen und dann die Matsyas, die Anus und die Druhius kommen, haben sich unter der Führung ihrer Könige nach Osten in Bewegung gesetzt. Mit ihnen und an der Seite des Königs der Bharatas, welcher den Oberbefehl führt, zieht als Opferer und Barde der berühmte Wißwamitra, von der Familie der Kaußikas. Sie überschreiten zuerst die Wipaßa und die Ssutudri, und der Gesang, den Wißwamitra dichtete, daß er beim Uebergang über diese Flüsse gesungen werde, ist uns in der Sammlung des Rig aufbewahrt. „Schwestern," sagt er, die Flüsse anredend, „höret auf die Stimme des Priesters. Ich komme zu euch von fernher auf einem leichten Wagen. Beruhigt euer Ungestüm, gebt mir einen bequemen Uebergang. Denn, o Flüsse, die Gewalt eurer Strömung wirft unsere Wagen um." Die Wipaßa und Ssutudri antworten ihm hierauf: „Priester, wir hören deine Worte. Du kommst zu uns von ferneher auf einem leichten Wagen. Wir begrüßen dich wie die achtungsvolle Ehefrau, wir verehren dich, wie das junge Mädchen einen ehrwürdigen Mann verehrt." Der heilige Sänger erwiedert darauf: „Die Bharatas haben dich gebeten um den Durchzug, o Ssutudri, begünstige auch meinen Stamm, der die himmlischen Kühe liebt und von Indra geführt wird. Folgt dem euch vorgeschriebenen Laufe, ich ehre eure Güte, ihr Flüsse, würdig unserer Huldigungen. Mögen die Zügel unserer Rosse sich über euere Wellen erheben, o Flüsse! Rührt nicht an ihre Joche. Mögen zwei so achtbare Flüsse wie ihr

nicht für uns die Ursache zu einem Unglück werden, mögen sie uns gewogen sein."

Nach Ueberschreitung des Ssutudri zogen die verbündeten zehn Völker, welche in Masse mit ihren Familien und ihren Heerden auswanderten, nach der Saraswati. Zwischen diesem Fluß und der Jamuna fanden sie auf neuerobertem Gebiete die Tritsus vor, die später unter dem Namen Koßalas bekannter wurden und damals unter den arischen Völkerschaften die östlichste waren. Sie wurden vom König Sudas beherrscht, dem Sohne Diwodasas und Nachkommen Pidjawanas, von jener berühmten Dynastie, welche von der Sonne abstammen wollte und später die Stadt Ayodhya gründete. Es scheint aus den Ausdrücken mehrerer Hymnen des Rig Weda hervorzugehen, daß Wißwamitra in seiner Eigenschaft als Priester anfänglich an Sudas gesandt wurde, um bei ihm für die zehn Könige und ihr Volk, die sich weiter nach dem Ganges hin zu begeben beabsichtigten, um friedlichen Durchlaß zu bitten. Auch scheint der Gesandte zuerst gut empfangen worden zu sein. Aber bald, wir wissen nicht, weshalb, ward Sudas andern Sinnes und beschloß, den Bharatas und ihren Verbündeten den Durchzug mit Waffengewalt zu wehren.

Die zehn Nationen hielten vor diesem Entschluß nicht still. Sie überschritten die Saraswati, und wir haben noch die Hymne des Wißwamitra auf den Uebergang über diesen Fluß, der sie von ihren Freunden trennte. Er ruft hier alle Götter, vorzüglich die, deren Charakter ein besonders kriegerischer ist, und zugleich den Fluß an, dessen Wellen durchschritten werden sollen. „Mögen die Kinder des Opfers, die Maruts, die Krieger mit dem Glanzwagen, mit der mörderischen Klinge, mit dem raschen Gange, möge auch Saraswati uns hören! Mögen diese ungestümen Götter, sie, die unsrer Huldigung würdig sind, uns Reichthum gestützt von einem starken Volke gewähren! . . . Indra, in der Fülle seiner Macht erscheinend, hat mit seiner Größe Himmel und Erde erfüllt. O du, der du die Städte brichst, der du Writra den Tod giebst, der du Heere niederwirfst, sammle uns und führe uns eine große Menge von Kühen zu!"

Die Tritsus blieben ihrerseits auch nicht unthätig. Sie riefen alle ihre Krieger zu den Waffen und bereiteten sich vor, die Eindringenden kräftig zu empfangen. Ihr Opferer und Barde war Wasischta, nicht weniger berühmt als heiliger Sänger wie Wißwamitra, ein Mann, der später in den Kämpfen zwischen den Brahmanen und Kschatriyas das rein brahmanische Element personificirt. In dem Augenblicke, wo beide Heere im Begriff sind, handgemein zu werden, ruft Wißwamitra die Hülfe Indras zu Gunsten der zehn Völkerschaften in einem großen Hymnus an, der uns erhalten ist. Er singt da: „Heran, ihr Kinder Kaußikas, beeilt euch, und in der Hoffnung auf Beute, laßt das Roß Sudas seinen Lauf beginnen. Der König der Götter hat Writra geschlagen im Osten, im Westen, im Norden. Möge das Opfer auf dem edlen Heerde der Erde stattfinden. Ich habe Indra, den Himmel und die Erde besungen. Das heilige Werk Wißwamitras schützt das Volk der Bharatas . . . Was machen deine Kühe bei den Kikatas? Sie gießen nicht die Spende aus, sie zünden nicht das heilige Feuer an. Gieb uns das Gut des Gottlosen, sichere uns das Erbtheil des elenden Nitscha zu . . . Mögen die beiden Rosse unsres Wagens stark sein, möge unser Rad fest sein. Möge die Deichsel nicht zerschellen, das Joch nicht zerbrechen. Möge Indra uns vor dem Sturz bewahren. O Gott, dessen Wagen bewundernswürdige Räder hat, eile uns zu Hülfe! Indra, gieb Stärke unserm Leibe, Stärke dem, der unsern Wagen zieht! Stärke unserm Sohne und unserm Enkel! Segen auf unsre Häuser! Der Wagen ist im Laufe. Segen und Heil! O Indra, o gewaltiger Maghawan, komm uns zu Hülfe, sei uns heute ein mächtiger Bundesgenosse! Möge der Mensch, der uns haßt, auf die Erde niedersinken, mögen die, welche uns hassen, das Leben verlieren. Indra, die Söhne Bharatas wollen keine Versöhnung mit ihren Feinden. Schon lassen sie ihr Roß laufen so rasch wie das Rad, schon spannen sie kräftig die Sehne ihres Bogens."

Trotz der Gebete Wißwamitras erklärte sich das Schlachtenglück für die Tritsus, die Bharatas und ihre Bundesgenossen er-

litten eine vollständige Niederlage. Der König Sudas machte sich zu ihrer Verfolgung auf, drang in das Land ein, welches sie verlassen hatten, um sich neue Wohnplätze zu suchen, und plünderte ihre Dörfer. Mehrere Hymnen Wasischtas, die im Rig enthalten sind, sind Triumphlieder über die Ereignisse dieses Krieges. „Mögen", so heißt es in einer vielleicht unmittelbar nach jenem Siege verfaßten Hymne, „die Priester gebleicht vom Alter, die Diener beim heiligen Werke, theilnehmen an meiner Begeisterung . . . Sie haben durch ihre Spenden den schrecklichen Indra auf unsre Seite gezogen. Sie haben ihn entfernt von Paßyadumna, dem Sohne Wayatas. Indra, trunken von ihrem Soma, hat die Kinder Wasischtas vorgezogen. So überschritt einst glücklich Indra mit ihnen den Sindhu, gab er Bheda den Tod, rettete er endlich vor den zehn Königen Sudas durch die Kraft eurer Ceremonien . . . Mitten im Kampfe mit den zehn Königen vernahm Indra den Hymnus Wasischtas. Er hat den Tritsus die Welt geöffnet. Einige Bharatas waren schon zerbrochen, wie die Stecken, die zum Kuhtreiben dienen. Wasischta rückte vor, und sogleich entwickelten sich die Heerschaaren der Tritsus."

Ein andrer berühmter Gesang feiert die Thaten und die Beute des Feldzugs, den Sudas infolge dieser großen Schlacht in das Gebiet der zehn Nationen unternahm, und in welchem er bis über die Paruschni oder Irawati vordrang. Wir lernen hier die Namen mehrerer Könige kennen, welche sich an der Seite der Verbündeten am Kriege betheiligten, und dieselben werden vollständig den Asuras gleichgestellt, welche Indra bekämpft. Die Anspielungen auf den kosmischen Kampf und auf den Krieg von gestern vermischen sich in der seltsamsten Weise. „Indra", so heißt es da, „hat für Sudas die Wasser des Flusses, der übergetreten war, überschreitbar gemacht. Würdig angerufen von Utschata, hat er sich zum Feinde des stolzen Simyu erklärt, welcher einen Fluch gegen die Gewässer schleuderte. Jakschu Turwasa ist gekommen wie die Fische, angelockt vom Köder, er hat das Land der Fülle erobern wollen. Die Bhrigus und die Druhyus stürzen vor mit Begier, aber Indra ließ

seinen Freund triumphiren ... Sie kamen heran wie zu sichrer Eroberung, und sie bemächtigten sich der Paruschni. Da aber erschien Indra. Zu Gunsten Sudas in dieser Welt Manus hat er die Feinde besiegt, die voll Hoffahrt und umgeben von einer schönen Familie waren. Die Maruts gingen hin wie Jungkühe ohne Hirten, vertrieben von der Weide. Gesammelt um einen erklärten Freund, beeilten sich die Pfleglinge Prisnis, durch sie entsendet, ähnlich aufbäumenden Rossen. So wie der Priester, der zum Sitz des Opfers die Halme des Rasens schneidet, hat der königliche Held Indra, um seinem Begehren nach Ruhm zu genügen, an den beiden Ufern der Paruschni einundzwanzig Asuras geopfert und den Maruts freien Lauf gelassen. So schlug der Gott, der seinen Arm mit dem Blitze bewaffnet, den berühmten Kawatscha und den großen Druhyu inmitten der Wasser ... Indra hat umgeworfen alle ihre Umwallungen. Er hat den Tritsus das Erbtheil der Kinder Anus gegeben ... Die Anus und die Druhyus, welche die göttlichen Kühe rauben wollten, sind untergegangen trotz ihrer Tapferkeit, an Zahl zwölftausendundsechsundsechzig. Das sind die Heldenthaten Indras, würdig unseres Preises. Die Tritsus, die Bundesgenossen Indras, wurden von ihm angetrieben wie die Wellen, welche vom Gebirge stürzen. Aber die elenden Asuras haben wie eigennützige Kaufleute dem Sudas alle die Güter überlassen, die sie besaßen. Indra verfolgt über das Land hin den stolzen Feind seines Dieners, den Gottlosen, der ihn nicht kennt, und der im Opfern geizig ist. Er vertilgt mit seinem Zorn ihren Zorn, und er weiß den Weg zu finden zum Hause eines Freundes ... Mögen die Jamuna und die Tritsus Indra verehren ... O Indra, deine Wohlthaten, deine Gaben, alt und neu, sind wie die Morgenröthe mit ihren Wölkchen, man weiß sie nicht zu zählen. Du hast dem stolzen Dewaka den Tod gegeben, du hast große Herren niedergeworfen wie Sambara ... Siehe, auf Seiten Sudas, des Enkels Dewawans sind zweihundert Kühe und zweihundert Wagen mit Frauen. O Agni, ich will preisen das Geschenk Pidjawanas, und als Opferer singe ich und halte den Umgang um deinen Altar! Sudas, der Sohn Pidjawa-

nas, hat mir vier Pferde mit sicherm Fuße, mit schlankem Leibe, mit glücklichen Zeichen und ganz mit Gold bedeckt gegeben . . . Sein Ruhm erfüllt die Unendlichkeit des Himmels und der Erde. Seine Gunsterweisungen werden vertheilt unter die Würdigsten. Er wird zwischen den sieben Flüssen gepriesen wie Indra. Er hat mit eigner Hand in diesem Kampfe Judhyamadhi getödtet."

Bei diesem auf den Krieg der zehn Könige bezüglichen Documente fällt uns eins auf, was wir hier nur kurz berühren, da wir später darauf zurückkommen werden. Das ist, daß sowohl bei den Bharatas und ihren Verbündeten als bei den Tritsus das arische Blut sich nicht in seiner Reinheit erhalten hat, obwohl die wedische Religion noch unberührt ist. Alles zeigt an, daß bei diesen Aryas, die sich an den Ufern der Saraswati bekämpfen, Mischungen mit den Kuschiten stattgefunden haben, die vor ihnen das Land bewohnten. Selbst der Barde und Priester der Bharatas nennt sich einen Kaußika und rühmt sich dieses Ursprungs sogar. Mehrere von den zehn Nationen, welche im Begriff sind, nach Osten zu ziehen, die Matsyas z. B., sind Ureinwohner des Landes. Auf den ersten Blick möchte man sagen, daß die Tritsus von reinerem arischen Blute seien, als ihre Gegner; denn noch zeigt nichts an, daß sie schon die Mischung eingegangen sind, die sie später den an Kusch erinnernden Namen Koßalas annehmen ließ. Aber die Hymne Wißwamitras vor Beginn der Schlacht sagt uns, daß in den Reihen der Tritsus die Kikatas und Nitschas kämpfen, nichtarische Stämme, die, da sie der Gesang als unfromme Leute und Feinde der Götter behandelt, noch nicht einmal die Religion Indras angenommen hatten, sondern an ihrem alten Glauben festhielten.

Die Tritsus hatten in dem Kriege der zehn Könige mit Erfolg dem Andrange der Stämme des Westens widerstanden. Aber auf die Dauer hielten sie die heranwogende Völkerfluth so wenig auf wie im Mittelalter die westlichen Germanen die östlichen. Die Völker im Westen des Sapta Sindhu kehrten bald stärker wieder, und dießmal siegten sie, warfen die Tritsus und schoben sie vor sich

her, und rasch füllte sich nun das ganze Gangesbecken mit den Schaaren der Eroberer.

Wunderbar ist, daß wir über diese wichtige Periode der Geschichte Indiens kein literarisches Denkmal aus derselben Zeit, nicht einmal eine Sage, sei sie noch so fabelhaft, besitzen. Aber gewiß ist, daß nach Verlauf eines Zeitraums, der allen Anzeichen nach ein Jahrhundert nach dem Kriege der zehn Könige nicht übersteigt, die Eroberung der Gangesebnen vollendet ist und die Mehrzahl der aus dem Lande der sieben Ströme ausgezognen Stämme der Aryas hier feste Wohnsitze gewonnen hat, die sie nicht mehr verläßt. Die Matsyas setzten sich damals zwischen der Saraswati und der obern Jamuna, die Jadawas zwischen dem untern Laufe des letzteren Stromes und den letzten Ausläufern der Windhya-Berge fest. Das Duab oder „das Land der zwei Flüsse", zwischen der Jamuna und dem Ganges, wo wir in den Zeiten des Kriegs der zehn Könige die Tritsus antrafen, ist die Wohnstätte der Pantschalas geworden. Am obern Ganges wohnen die Bharatas, die Hastinapura, nicht weit von der Stelle, wo jetzt Delhi steht, zu ihrer Hauptstadt gemacht haben. Oestlich von ihnen haben an der Sarayu und zwar an beiden Ufern derselben bis zu ihrem Einfluß in den Ganges, die Tritsus Halt gemacht, die Ayodhya zur Hauptstadt haben und jetzt den Namen Koßalas führen, der ursprünglich derjenige des Landes gewesen zu sein scheint, dessen sie sich bemächtigt haben. Die Kaßis, welche die Stadt Waranasi besitzen (das heutige Benares), wohnen am Ganges südlich von den Koßalas. Noch weiter östlich, sehen wir nördlich vom Ganges die Widehas, mit denen sich die alten Ikschwakus verschmolzen haben, das Land Mithila einnehmen, ferner treffen wir hier an den beiden Ufern des heiligen Stromes die Angas, und endlich finden wir südlich vom Ganges die Magadhas in dem Lande, dem sie ihren Namen geben. Fast die ganze alte eingeborne Bevölkerung ist von dem neuen Herrschervolke zu Leibeignen gemacht.

Die arischen Stämme waren aus den schwachen Völkerschaften, als welche sie aus dem Thal der Kubha herabgestiegen waren und den Indus überschritten hatten, im Laufe der Jahrhunderte mäch-

tige Nationen geworden, die weite Gebiete einnahmen. Sie hatten an ihrer Spitze mächtige und angesehene Könige, alte Dynastien, deren Ursprung sich in mythische Nacht verlor, und die von Göttern abzustammen behaupteten. Manche von diesen Herrscherfamilien hatten sich noch weit später erhalten. Wir können hier nur von zweien derselben einige Worte sagen und verweisen in Betreff dessen, was die Mythe von andern berichtet, auf Lassen. Jene beiden Dynastien aber werden hier besprochen einmal, weil sie die ersten unter allen andern in den unmittelbar auf die Eroberung des Gangesbeckens waren, dann weil sie die Hauptrolle in den dichterischen Sagen spielen, welche sich in den beiden großen epischen Gedichten Mahabharata und Ramayana Gestalt gaben. Es sind die sogenannte Sonnendynastie oder Suryawanßa, welche in der Stadt Ayodhya über die Tritsus oder Koßalas herrschte, und die sogenannte Monddynastie, Tschandrawanßa oder Ailawanßa, die auf dem Throne von Hastinapura saß und die Bharatas regierte.

Die Dynastie von Ayodhya wollte direct in männlicher Linie von Manu abstammen, den sie zu einem Nachkommen des Sonnengottes Wiwaswat machte. Ihre Existenz, ihre Macht in sehr alter Zeit, die religiöse Verehrung, welche sie umgab, sind geschichtliche Thatsachen, die vollständig sicher sind. Was aber über diese Grundthatsachen hinausliegt, ist rein fabelhaft. Wir haben zwei Geschlechtsregister dieser Könige, denen die indische Phantasie eine Lebensdauer von tausend und abertausend Jahren giebt, die eine befindet sich im Ramayana, die andere im Wischnu Purana, dieselben stimmen aber fast gar nicht überein, und die Namen, welche sie umfassen, sind meist ohne geschichtlichen Grund. Nach dem Ramayana gab es zwischen Manu und dem mythischen Rama, einer Menschwerdung Wischnus, welche das Gedicht feiert, zu Ayodhya einundzwanzig Könige. Im Wischnu Purana dagegen werden in demselben Zeitraume einundsechzig Fürsten der Sonnendynastie aufgezählt und dann noch zweiundfünfzig (im Ganzen also hundertunddreizehn) von Rama bis Buddha.

Die Genealogie der Monddynastie der Bharatas hat, obwohl die Mythe darin einen breiten Raum einnimmt, in einigen Punkten etwas mehr geschichtlichen Werth. Auch sie beginnt mit Manu, aber die Könige der Bharatas behaupten nicht, von einem Sohne desselben abzustammen, sondern von dessen Tochter Ila, die mit Buddha, dem Sohne des Mondgottes, vermählt gewesen. Aus dieser Verbindung ging nach dem Mahabharata Pururawas hervor, den wir unter den verehrten Patriarchen der wedischen Zeit figuriren sehen. Er hat Ayus zum Sohne, den Vater des Nahuscha, der seinerseits Jayati zum Sohne hat. Dieser letztere hat fünf Söhne, die vier ersten sind Turwasu, Druhyu, Jadu und Anu, Personificationen der vier Stämme der Turwasas oder Jakschus, der Druhyus, der Jadawas und der Anus, die wir im Kriege der zehn Könige unter den Bundesgenossen der Bharatas auftreten sehen; der fünfte, Puru personificirt den alten wedischen Stamm der Paurawas, der vielleicht mit den Bharatas identisch ist oder sich doch jedenfalls sehr früh schon mit ihnen verschmolzen hat. Von Puru stammen die Könige der Monddynastie, von denen die Epopöen dann eine Anzahl von Geschlechtern aufzählen, die im Sapta Sindhu und zwar zu Pratischtana, einer Stadt, deren genaue Lage man nicht weiß, regieren. Wir wissen nicht, wie weit die Namen dieser Fürsten geschichtlich sind. Aber die Verbindungen, welche die Dichter ihnen zuschreiben, sind sehr merkwürdig. Man erfährt von ihnen, daß sie im Laufe einiger Generationen innige Verbindungen fast mit allen arischen Nationen Indiens eingehen, für welche letzteren die Bharatas infolge dessen gewissermaßen zum Centrum eines Völkerbundes werden, eine Rolle, die wir sie wirklich unter den Stämmen des westlichen Sapta Sindhu spielen sahen. Einer von den Königen der Monddynastie heirathet sogar die Tochter Takschakas, des Königs der Nagas, des Schlangenvolkes, d. h. der alten Kuschiten, welche das Reich Takschaßila im Norden des Pantschanada gegründet hatten.

Siebzehn Generationen nach Puru setzt die Genealogie des Mahabharata, die älter und von weniger rein mythologischem

Charakter als die vom Wischnu Purana gelieferte ist, den König Duschyanta, den Gründer der wirklichen Macht der Bharatas, welcher zuerst in Hastinapura thront. Das Epos giebt ihm zur Gemahlin die Tochter des Priesters Wißwamitra, desselben, der im Kriege der zehn Könige das Amt eines religiösen Sängers und Opferers innehatte. Es ist dieß die schöne Ssakuntala, deren rührende Geschichte eine der berühmtesten Episoden des Mahabharata bildet und den Stoff zu dem edelsten Werke der dramatischen Poesie Indiens geliefert hat. Die Sage verleiht den Namen Bharata dem Sohne Duschyantas und Sakuntalas, welcher seinem Vater folgt, dann läßt sie die direkte Linie der Monddynastie auf dem Throne von Hastinapura nach der einen Stelle des Mahabarata noch fünf, nach einer andern noch sieben Generationen regieren; denn das Gedicht hat uns zwei verschiedene Versionen über diesen Gegenstand aufbewahrt.

Die Regierung des letzten dieser Fürsten, Samwarana, ist nach der epischen Ueberlieferung durch ernste Ereignisse bezeichnet. Er heirathet Tapati, die Tochter des Sonnengottes Wiwaswat, und aus dieser Verbindung geht eine neue, zugleich solare und lunare, von beiden Seiten göttliche Herrscherfamilie hervor, deren erstes Glied Kuru der Gerechte ist. Unter Samwarana wird das Reich der Bharatas durch Pest und Hungersnoth verwüstet. Der König der Pantschalas erklärt dem Herrscher von Hastinapura den Krieg, rückt mit einer unermeßlichen Armee in seine Staaten ein und schlägt ihn in einer entscheidenden Schlacht. Samwarana flüchtet mit seiner Gemahlin, seinen Kindern und einigen treuen Begleitern nach Westen hin, wo er einige Zeit in einer Hütte im Walde nicht fern vom Indus lebt. Er kehrt dann aus seiner Verbannung zurück und erlangt seine Krone wieder. Jetzt wird ihm Kuru geboren, welcher nach ihm in Hastinapuru herrscht und die Dynastie der Kurus beginnt.

Die Regierung Kurus bedeutet in der geschichtlichen Wirklichkeit nicht blos die Gelangung einer neuen Herrscherfamilie auf den Thron von Hastinapura, sondern eine Eroberung des Landes

durch Fremde. Kuru ist die Personification einer ursprünglich von den Bharatas verschiedenen Bevölkerung, der **Kurus**, welche ihren Namen dem Gebiet hinterlassen hat, welches sie vor der Unterwerfung des Reiches von Hastinapura durch sie bewohnte, dem Kurukschetra nämlich, welches zwischen der Drischadwati und der Jamuna liegt. Die besiegten Bharatas verschmolzen nach einiger Zeit mit den Siegern, und ohne daß die Erinnerung an den Einbruch letzterer sich ganz verlor, strebten die Kurus, ihre Herrschaft zu legitimiren, indem sie sich als verwandt mit der alten Dynastie darstellten, die sie abgesetzt hatten. So bildete sich die Sage von der Rückkehr Samwaranas und die, daß Kuru dessen Sohn gewesen. In derselben Weise wurden die dorischen Eroberer des Peloponnes nach Verlauf einiger Zeit als Wiederhersteller der legitimen Herrschaft der Herakliden aufgefaßt, und wir werden dieselbe Thatsache sich auch in der Geschichte des Reiches von Hastinapura wiederholen sehen.

Die Kurus gründeten von Hastinapura aus die erste Großmacht im Gangesbecken. Sie waren wirkliche Maharadjas, und ihre mehr oder minder unmittelbare Herrschaft erstreckte sich über die Koßalas, die Angas, die Widehas und die Magadhas. Im Lande Magadha ist die älteste Dynastie, welche man kennt, ein Zweig der Kurus, der in diese Gegend verpflanzt ist und in der Geschichte mit dem Namen Barhadratha bezeichnet wird. Ihr Gründer Sudhanus wird der zweite Sohn Kurus genannt. Im Reiche von Hastinapura selbst zählen die Ueberlieferungen des Epos acht Herrscher von der Familie der Kurus auf, dann folgten die entscheidenden Ereignisse, welche die Inder mit dem Namen des **großen Krieges** bezeichnen, und welche den Hauptgegenstand des Mahabharata bilden.

Das **Mahabharata** ist das Nationalepos des brahmanischen Indien. Man schreibt ihm einen heiligen Charakter zu, betrachtet es bisweilen wie einen fünften Weda und knüpft die größten Vortheile an eine gründliche Kenntniß desselben. So giebt man ihm den mythischen Krischna Dwaipayana, der den Beinamen Weda

Wyasa, „Sammler der Wedas“ führt, zum Verfasser. Da aber diese Persönlichkeit zu gleicher Zeit unter die Ahnen des Helden des Gedichts gezählt wird, so glauben die frommen Hindus, daß er hier im voraus die Thaten seines Enkels besingt, über die er durch eine prophetische Offenbarung unterrichtet ist. Der Ursprung des Epos wird also als ein übernatürlicher aufgefaßt.

In Wahrheit besteht das Mahabharata vor allem aus der Vereinigung überlieferter Rhapsodien, in welchen die Inder der Gangesufer in mehr oder minder poetischer und bildlicher Form die Erinnerungen an ihr episches Zeitalter, vorzüglich aber diejenigen aufbewahrt haben, die sich auf den Kampf der Kurus mit den Pandawas um den Besitz des Thrones von Hastinapura beziehen. Selbst über dieses Ereigniß, welches den Hauptgegenstand des Gedichts bildet, und um welches andere Ueberlieferungen sich als Episoden gruppiren, sprechen sich die hier zusammengeschmolzenen Rhapsodien verschieden aus, da sie verschiedenen Ursprung sind. Man kann Bruchstücke unterscheiden, die ursprünglich für eine oder die andere Seite Partei nehmen. Zum Beispiel wird der Hauptgegner der Pandawas, der in den meisten Stücken, die von Rhapsoden der Kriegslager gedichtet sind, Duryodhana, „der böse Kämpe“ heißt, in einigen andern, die ursprünglich von Barden der Kurus ausgingen, Suyodhana, „der gute Kämpe“, genannt.

Aus der Verschmelzung der alten epischen Gesänge, von denen einige sehr bald nach den darin erzählten Ereignissen gedichtet sein müssen, ging eine erste Redaction des Mahabharata hervor, welche nur achttausend Distichen zählte und vermuthlich ein reines Heldengedicht war. Aber in dem Zustande, in dem wir es besitzen, besteht das Gedicht, maßlos durch Zusätze und Jahrhunderte lang immer von neuem erfolgte Einschiebungen verlängert, aus nicht weniger als hunderttausend Slokas oder Distichen. Es ist eine Art wirrer Zusammenfluß alles dessen, was brahmanische Weisheit in der Epoche gedacht hat, wo die Lehre des Wischnuismus in Folge der Sage vom Gotte Krischna und der Einführung seines Cultus die Herrschaft erlangte. Die alten Heldenlieder gehen in einer Fluth

von philosophischen, religiösen, moralischen und dogmatischen Betrachtungen unter, die den Charakter des Buches völlig verändert haben und ihm in den Augen der Hindus seinen Werth als Religionsschrift geben. Die ganze Mythologie und die gesammte Dogmatik der Brahmanen hat darin Platz gefunden. Man begegnet ganzen Gesängen, die wahre religionsphilosophische Abhandlungen sind, wie z. B. der sonst hochpoetischen Bhagawadgita, und die oft ganz unerwartet mitten in Heldengeschichten beginnen. Das giebt ein unendliches Chaos, welches sich höchst langweilig liest, und wo nur gelegentlich weniger veränderte Episoden ihren alten epischen Ton bewahrt haben und den Leser über die Trockenheit des Uebrigen durch wirkliche große Schönheiten trösten.

Diese Umarbeitung des Epos durch indische Gelehrte hat mehre Jahrhunderte gedauert, und die Redaction, die wir jetzt besitzen, wird erst kurz vor der Anfangszeit der christlichen Aera abgeschlossen worden sein. Darauf deuten sehr viele darin ausgesprochene Ideen, besonders aber der Geist der Feindseligkeit gegen den Buddhismus hin, der sich in den meisten dogmatischen Zusätzen zu den alten Rhapsodien ausprägt. Man findet ferner hier die Namen zweier Fürsten der Jawanas, in denen man unmöglich zwei Fürsten der griechischen Monarchie verkennen kann, die sich in Folge des Zugs Alexanders nach Indien hier sowie in der Nachbarschaft gebildet hatten. Der erste wird Dattamitra genannt, was ohne Zweifel dem Demetrios entspricht, der zwischen 175 und 165 v. Ch. König von Arachosien und des Landes am unteren Indus war. Der andere heißt Bhagadatta, „von Gott gegeben“, eine wörtliche Uebersetzung von Theodotos, dem Namen des Fürsten, der 256 das griechische Reich Baktrien gründete. Wir haben über einige Episoden des Mahabharata ein interessantes Zeugniß von einem Griechen, der kurze Zeit vor diesen Königen lebte. Der Rhetor Dion Chrysostomos erzählt, offenbar nach Megasthenes, dem Gesandten der Seleuciden am Hofe des Königs von Magadha, daß die Inder in ihrer Sprache Bruchstücke Homers und der Homeriden, besonders den Schmerz des Priamos, die Klagen Hekubas und

Andromaches und den Kampf zwischen Achilles und Hektor sängen. Es liegt auf der Hand, daß es sich hier nicht um eine Uebersetzung des Homer ins Sanskrit handelt, sondern daß es Heldengedichte waren, die den homerischen Dichtungen in der Situation und im Ausdruck der Empfindung ähnelten. Und in der That finden wir im Mahabharata ohne Schwierigkeit die Episoden, von denen Megasthenes geglaubt hat, sie seien der Ilias entnommen: es sind die Schilderung der Verzweifelung des Königs Dhritaraschtra, der seiner Söhne beraubt ist, die Klagen der Fürstinnen Gandhari und Draupadi, welche in die Sklaverei geführt werden, endlich der Kampf zwischen Ardjuna und Durjodhana, dem Achilles der Pandawas und dem Hektor der Kurus.

Wir haben uns hier nur mit dem zu beschäftigen, was an dem Gedichte historisch sein kann und hier auch nur mit dem, was die Basis und der Mittelpunkt unter den einzelnen erzählenden Stücken desselben ist, mit der Sage von den Kurus und Pandawas, und diese ist in Kurzem folgende:

Ssantanu ist der neunte König in der Familie der Kurus. Er hat drei Söhne Witschitrawirya, Bhischma und Krischna Dwaipayana, der auch Weda Wyasa heißt. Witschitrawirya ist jung und ohne Söhne gestorben, und seine Wittwe, die schöne Ambalika, ist nach den Gesetzen Manus genöthigt, ihren Schwager Wyasa zu heirathen, dem sie dann drei Söhne, den blindgebornen Dhritaraschtra, Pándu und Widura, schenkt. Inzwischen stirbt der König Ssantanu, und sein Sohn Bhischma folgt ihm. Die drei Kinder Wyasas und Ambalikas werden am Hofe ihres Oheims erzogen und zeigen bald große Eigenschaften: Dhritaraschtra verräth eine wunderbare Leibesstärke, Pandu wird der beste Bogenschütze und Widura ein tief gelehrter Gesetzkenner. Als sie in das heirathsfähige Alter kommen, vermählt sich der älteste mit der Tochter des Königs Subala, Gandhari, Pandu wird von der Prinzessin Pritha, die auch Kunti heißt, erwählt und gewinnt zugleicher Zeit die Hand einer andern Frau, Madri, Widura endlich verheirathet sich mit einer Tochter aus dem Hause des Königs Dewaka, des Herrschers der Jadawas.

Nach Verlauf einiger Zeit bringt die Königin Gandhari eine unförmliche Masse, halb Stein, halb Fleisch zur Welt. Wyasa beseelt durch einen Zauber, den ihm sein Nachdenken über heilige Dinge offenbart hat, diese Masse und zieht daraus hundert Söhne, von denen der älteste später von dem Gedichte mit dem Namen Duryodhana, „der böse Krieger“ bezeichnet wird. Während dieser Zeit hat Kunti von Pandu kein Kind, indem dieser Fürst unter den Folgen eines Fluches des Himmels leidet, weil er durch Zufall einen Brahmanen getödtet hat. Um dieses Mißgeschick abzubüßen, muß er mit seinen beiden Frauen nach den Waldwüsten des Himalaya ziehen. Kunti indeß weiß sich zu helfen und befreit ihren Gemahl von der Aussicht auf die Strafen, die Denjenigen, der keine Kinder gehabt hat, nach dem Tode treffen, vermittelst einer Beschwörungsformel (Mantra), die ihr der Gott Wiwaswat gegeben hat, und deren Hersagung hinreicht, um die Götter um sie zu versammeln, die sie haben will. So bringt sie drei Kinder zur Welt, die allesammt Götter zu Vätern haben. Von Dharma, dem Gotte der Gerechtigkeit, hat sie Judischtira, den Fürsten des Gesetzes, von Indra, dem Himmelsherrn, Ardjuna, den ersten der Helden, von Wayu, dem Windgott, Bhimasena, den Stärksten der Starken. Pandu bittet dann Kunti, die wunderbare Formel seiner andern Frau Madri mitzutheilen, und diese läßt sich die Aßwins, die schönsten der Götter, kommen, aus welcher Verbindung dann zwei Söhne, Nakula und Sahadewa hervorgehen.

Indem Pandu so eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterläßt, stirbt er kurz nach der Geburt seines vermeintlichen fünften Sohnes, und Madri, seine Lieblingsfrau, besteigt muthig seinen Scheiterhaufen. Die Kinder, fortan Pandawas, d. h. „Pandusöhne“ genannt, bleiben mit Kunti im Walde, bis sie eines Tages von den Einsiedlern, unter denen sie geboren sind, nach Hastinapura zu ihrem Oheim Dhritaraschtra gebracht werden, der inzwischen König geworden ist. Sie werden mit offenen Armen empfangen, und man giebt ihnen den Brahmanen Drona zum Lehrer, der ebenso bewandert in den Wedas als in der Kriegskunst ist, und unter dessen

Anleitung sie außerordentliche Fähigkeiten entwickeln und sich von allen Seiten Hochachtung und Liebe erwerben.

Dieser Erfolg erweckt den Neid der Kurus, der Söhne Dhritaraschtras, und dieselbe beschließen das Verderben ihrer Vettern, wobei die Blindheit ihres Vaters, des Königs, ihnen zu Statten kommt. Der letztere, der schon entschlossen war, den ältesten seiner Neffen zu seinem Nachfolger zu machen, und ihn bereits zu seinem Mitregenten, Juwaradja, ernannt hat, hört auf die Verläumdungen seines Sohnes Duryodhana, faßt eine tiefe Abneigung gegen seine Schützlinge und beschließt, sie ins Exil zu schicken. Die Pandawas leisten seinen Befehlen anfänglich Widerstand, müssen aber schließlich sich fügen und begeben sich nach einer fernen Stadt am Ganges. Hier sollen sie infolge eines verrätherischen Planes des tückischen Duryodhana, während sie schlafen, in einem Hause verbrannt werden, aber Widura, der seine Neffen begleitet hat, entdeckt die Verschwörung, und der, welcher das Haus anstecken sollte, fällt selbst in die Schlinge, die er gelegt hat. Die Pandawas entfernen sich eilig von diesem Orte, gehen über den Fluß und ziehen nach Mittag, wo sie in einen großen Wald kommen, in welchem ein Menschenfresser vom Geschlecht der Rakschasas, Names Hidhimba haust. Dieser begehrt nach ihrem Fleisch und schickt seine Schwester ab, um sie in seine Wohnung zu locken. Aber kaum hat die junge Menschenfresserin Bhima gesehen, wie er über seinen schlafenden Brüdern und seiner Mutter Wache hält, als sie eine heftige Neigung zu ihm faßt, ihm den Zweck, zu dem sie gekommen, mittheilt, ihm ihre Liebe erklärt und ihm verspricht, ihn und seine Familie gegen ihren Bruder zu schützen, wenn er sie heirathen will. Bhima weigert sich und erwartet festen Fußes den Riesen, der denn auch bald erscheint und von ihm erschlagen wird. Er will auch die junge Riesin tödten, diese aber flüchtet sich zu Kunti und gewinnt deren Herz durch das offene und naive Geständniß ihrer Liebe zu Bhima, worauf man ihr gestattet, bei dem Erwählten ihres Herzens zu bleiben, bis sie von demselben einen Sohn hat.

Die Pandawas brechen bald wieder von hier auf, um ihr

abenteuerndes Jäger- und Kriegerleben wieder aufzunehmen. Eines Tages kommen sie in eine Stadt, die der Dichter nicht nennt, aber als anmuthig schildert. Sie werden hier gastfrei von einem Brahmanen aufgenommen, den sie durch ihr strenges Leben, ihre Tugenden und vor allem durch ihre Kenntniß von göttlichen Dingen erbauen. Die Stadt und ihre Umgebung werden von der grausamen Tyrannei eines Riesen heimgesucht, welcher Baka heißt, und dem sie jeden Tag ein großes Maß Reis, zwei Büffel und einen Menschen bringen müssen, was er sofort verschlingt. Die Opfer werden durch das Loos bestimmt, und eines Tages trifft dasselbe den Wirth der Pandawas. Aber Bhima tritt an seine Stelle, erschlägt den Riesen, statt sich von ihm fressen zu lassen, und kehrt unter dem Jubel des von ihm befreiten Volkes wieder in die Stadt zurück.

Hier trifft die Pandusöhne das über ganz Indien verbreitete Gerücht, daß die Tochter Drupadas, des Königs der Pantschalas, die schöne Draupadi „mit den göttlichen Formen und dem Antlitz, das wie der Blitz in der dunkeln Wolke erröthet,“ den festen Entschluß gefaßt hat, sich selbst den Gatten zu wählen. Von allen Gegenden strömen Bewerber um ihre Hand herbei, und auch die Pandawas begeben sich, als Brahmanen gekleidet, dorthin. Die Hauptprobe besteht darin, daß die Freier einen riesigen Bogen spannen und mit seinem Pfeil ein Ziel treffen sollen. Alle versuchen es vergebens bis auf Ardjuna, den zweiten Sohn Pandus, der die Aufgabe fast ohne Mühe löst. Die besiegten Fürsten verdrießt dieser Erfolg um so mehr, als sie glauben, daß ihn ein Brahmane davon getragen. Sie beklagen sich heftig bei Drupada und nennen ihn treulos, weil er andere Bewerber als solche zugelassen, die zur Kriegerkaste gehören. Sie wollen ihn tödten oder entthronen. Da flüchtet er zu den Pandawas, und diese werfen mit Hülfe eines neuen Freundes, Krischnas, des Königs der Jadawas, die Anstürmenden zurück. Der auf diese Weise gerettete König wünscht unter den Pandusöhnen einen Schwiegersohn zu gewinnen und stellt ihnen zu dem Zweck die Frage, wen sie unter sich für den

Geeignetsten halten, Draupadis Gemahl zu werden. Sie können, alle von Liebe zu der schönen Fürstentochter ergriffen, darüber nicht eins werden, und schon droht tödtlicher Kampf unter ihnen auszubrechen, als eine göttliche Offenbarung ihnen gebietet, Draupadi solle die Gattin aller fünf Brüder werden. Dieselbe ist nämlich in einem früheren Leben die Tochter eines Rischi gewesen und hat, als sie trotz ihrer Schönheit und Tugend keinen Gemahl gefunden, sich strengen Büßungen geweiht, welche das Herz Ssiwas gerührt und denselben bewogen haben, ihr für ihr künftiges Leben alles, was sie wünsche, zu versprechen. Ihr Wunsch ist ein vollkommener Gemahl gewesen, aber sie hat denselben in solcher Verwirrung und Hast geäußert, daß sie ihn fünfmal nach einander wiederholt hat, und so hat der Gott entschieden, daß sie in ihrem neuen Dasein fünf Männer haben soll.

Diese Verbindung ändert die Lage der Pandusöhne vollständig, indem sie ihnen die Freundschaft der mächtigen Könige Krischna und Drupada verschafft. Die Kurus werden darüber unruhig, und Duryodhana versucht Dhritaraschtra zum Kriege gegen seine Neffen und ihre Bundesgenossen zu reizen, aber der blinde König kann sich dazu nicht entschließen, sondern hält es im Gegentheile für gerecht, daß die Söhne seines Bruders die Herrschaft mit seinen eigenen theilen, und schickt den weisen und versöhnlichen Widura zu ihnen, um ihnen diesen Entschluß mitzutheilen und sie zur Rückkehr nach Hastinapura einzuladen. Die Pandawas nehmen die Einladung an und begeben sich mit ihrem Freunde Krischna an den Hof ihres Oheims, der sie gnädig empfängt und ihnen im Westen seines Reichs an den Ufern der Jamuna einen ungeheueren Wald anweist, aus dem sie sich ein unabhängiges Gebiet schaffen sollen. Dieser bis dahin dem Ssiwa geweihte Wald wird von den Pandawas gelichtet, und sie gründen hier eine Stadt, die sie dem Himmelskönig Indra weihen und deßhalb Indraprastha nennen, und die das heutige Delhi ist. Diese Stadt wächst und bevölkert sich rasch mit Leuten aller Kasten, Brahmanen, Kaufleuten, Krieger und Handwerkern. Die Pandawas lebten hier einige Jahre in

Glück und Frieden. Aber zuletzt geriethen sie in Eifersucht und Streit über ihre Frau. Um den Frieden wiederherzustellen, verdammt Ardjuna sich selbst zu einer Verbannung von zwölf Jahren, die er zum Theil als büßender Einsiedler in den Wäldern und zuletzt bei Krischna, dem König der Jadawas, verlebt. Hier erweckt dessen Schwester, die schöne Subhadra seine Liebe, und da sie ihn wieder liebt, er sie aber auf andere Weise nicht erlangen kann, so entführt er sie. Bald jedoch kommt er mit ihr zurück zu seinem Freunde, dieser verzeiht ihm, und er verbleibt dann bei Krischna bis er wieder nach Indraprastha zurückkehren darf.

Inzwischen ist die Macht der Pandawas und ihr neues Reich mächtig gewachsen. Der älteste der Brüder Judhischtira, begierig, durch einen feierlichen Act die Ausdehnung seiner Herrschaft festzustellen, hat den Entschluß gefaßt, das große Königsopfer, Radjasuya, zu bringen und so durch die Religion die Suzeränetät zu weihen, die einige Könige noch nicht anerkennen, andere abschütteln wollen, und die besonders der Herrscher von Magadha bestreitet. Judhischtira benutzt die Anwesenheit Krischnas, der seinen Freund Ardjuna aus der Verbannung heimbegleitet, um sich den Rath dieses Helden in der Sache zu erbitten. Derselbe versucht das Haupt der Pandawas zu bewegen, von derselben abzustehen. Da er denselben aber nicht geneigt findet, das große Opfer zu unterlassen, und weiß, daß der König von Magadha zu mächtig ist, um in offner Feldschlacht besiegt zu werden, so erbietet er sich, mit Bhima und Ardjuna an den Hof desselben zu gehen und ihn zum Einzelkampf herauszufordern.

Die drei Helden legen die Tracht von Brahmanen an und stellen sich in dieser Verkleidung am Hofe Djarasandhas, des Herrschers von Magadha, vor. Krischna sagt demselben, daß seine beiden Begleiter das Gelübde gethan haben, mit dem König nur des Nachts und an einem verborgnen Orte zu sprechen. Djarasandha merkt die Falle nicht und kommt zu der nächtlichen Zusammenkunft. Hier ergreift Krischna das Wort mit Drohungen. Er tadelt die Grausamkeit des Königs, seinen Mißbrauch der Gewalt, sein Ver=

halten gegen mehrere Fürsten, die er ungerechter Weise eingesperrt hält und dem Ssiwa opfern will. Schließlich läßt er ihn wählen zwischen der Freilassung dieser Fürsten oder einem sofortigen Zweikampfe. Djarasandha wählt das letztere, und Bhima wird zu seinem Gegner bestimmt. Aber die beiden Kämpfer sind sich gleich, und ihr Kampf dauert dreizehn Tage. Am vierzehnten endlich wirft Bhima seinen Gegner zu Boden und zerbricht ihm das Rückgrat, das nach Ansicht der Inder der Sitz des Lebens ist. Die gefangen gehaltenen Könige werden befreit und werden getreue Vasallen Judhischtiras.

Die für das große Opfer festgesetzte Zeit kommt nun heran, und alle von den Pandawas als ihre Unterkönige zusammenberufenen Fürsten stellen sich dazu ein, indem sie ihren Verdruß nach besten Kräften verhehlen. Aber ihr Zorn bricht aus, als sie Judhischtira dem Krischna, dem er so viel verdankt, den Vortritt geben sehen. Der König Ssißupala beleidigt Krischna und fordert ihn heraus, der ihn mit einem Wurfe seines Diskus, Tschakra, todt niederstreckt. Dieser Act der Energie zähmt den Grimm der Fürsten, und jeder übernimmt jetzt den ihm zugewiesenen Theil an der Opferhandlung, die unter Krischnas Leitung glücklich vollzogen wird. So wird Judhischtira gesetzlich Samrat oder Großkönig.

Inzwischen kann Duryodhana sich nicht an die Idee gewöhnen, seine Vettern gedeihen zu sehen. Unaufhörlich sinnt er auf ihr Verderben; endlich glaubt er das Mittel dazu im Spiel gefunden zu haben. Auf Einladung ihres Oheims kommen die Pandusöhne zum Besuch nach Hastinapura, und hier verliert Judhischtira im Spiel nicht nur seine Schätze und sein Heer, sondern auch die Freiheit seiner Brüder, seine eigne und den Besitz Draupadis, ihrer gemeinsamen Gattin. Diese unglückliche Königin ist als Sklavin den öffentlichen Mißhandlungen eines der Brüder Duryodhanas ausgesetzt. Der blinde Dhritaraschtra läßt alles geschehen, bis ihn düstre Weissagungen auf andere Gedanken bringen. Er macht dem Aergerniß jetzt ein Ende, und verheißt, um sein Unrecht gegen

Draupadi auszugleichen, derselben Erfüllung jedes Wunsches, den sie äußern wird. Sie verlangt sofort für ihre Gatten die Freiheit.

So sind die Pandawas befreit. Aber leider gehen sie, auf eine abermalige Einladung ihres Oheims, wieder in dieselbe Falle. Judhischtira spielt und verliert wieder seine eigne und seiner Brüder Freiheit, und Duryodhana legt ihnen jetzt eine dreizehnjährige Verbannung auf, von der sie zwölf Jahre in den Wäldern verbringen und das dreizehnte an einem bewohnten Orte, aber ohne sich daselbst zu erkennen zu geben, verleben sollen. Wenn diese Bedingungen erfüllt sind, welche die Kurus für unerfüllbar halten, sollen sie wieder in die Heimath zurückkehren und die Herrschaft wieder übernehmen dürfen.

Die fünf Brüder legen, so zu neuer Verbannung verurtheilt, das Büßerkleid an und wandern unter der Führung ihres Purohita oder Hauspriesters drei Tage und drei Nächte, bis sie in einen weiten dichten Wald am Ufer der Saraswati gelangen, da wo deren Wasser sich in den Sand der Wüste verlaufen. Hier haust ein böser Geist, der die Einsiedler und die Hirten der Gegend peinigt. Bhima tödtet ihn und erwirbt sich dadurch den Segen aller, denen er die Ruhe wiedergegeben. Aber das Leben der Pandusöhne in ihrem Waldzufluchtsort ist weit entfernt davon, ein friedliches zu sein. Sie leiden von Noth und Hunger, und die Kurus und die mit diesen verbündeten Fürsten hetzen sie, namentlich im zwölften Jahre ihres hiesigen Aufenthalts, wie wilde Thiere. Indeß wacht ein Gott über ihnen, Dharma, der Vater Judhischtiras. Derselbe erscheint ihnen zu Ende jenes Jahres und verheißt ihnen, daß sie das letzte Jahr ihrer Verbannung völlig unbekannt in der Stadt Wiratas, des Königs der Matsyas, ihres alten Freundes, leben sollen. Indem sie durch Beisammenbleiben die Blicke auf sich zu lenken fürchten, begeben sich die Brüder einzeln nach dieser Stadt, die an der Jamuna liegt. Hier stellen sich nach einander dem König vor und bitten unter angenommenen Namen um Beschäftigung. Judhischtira, der sich für einen Brahmanen ausgegeben, wird Hauspriester des Königs, Bhima thut Küchendienste im Pa-

laste, Nakula bekommt ein Amt in den Ställen, Sahadewa wird Aufseher der Heerden, Ardjuna endlich tritt in Folge eines alten, durch Indra gemilderten Fluches als Eunuch in das Frauenhaus ein.

Kurze Zeit darauf überziehen die Kurus das Land der Matsyas mit Krieg und verwüsten es weithin. Die Pandawas zeichnen sich in der Vertheidigung desselben aus. Aber während Wirata eine Schaar besiegter Feinde verfolgt, rückt ein anderes Heer gerade auf die Hauptstadt der Matsyas los. Uttara, der Sohn des Königs, sammelt alles, was er von Kriegern vorfindet und geht damit den Kurus entgegen, wobei Ardjuna ihm als Wagenlenker dient. Die Eindringlinge kämpfen tapfer, und die Matsyas weichen. Aber Ardjuna hat heimlich seine goldne Rüstung angelegt, die er verborgen, und in dem Augenblicke, wo das Heer der Kurus des Sieges sicher zu sein scheint, geht er allein auf dasselbe los, indem er seinen schrecklichen Bogen schwingt, den außer ihm niemand spannt, und sein Anblick ist so furchtbar, daß sie alle vor ihm fliehen. Nach dieser That kehrt Ardjuna bescheiden zu seiner Rolle als Stallknecht zurück und überläßt Uttara die Ehre des Triumphs.

Nun spielt eines Tages Judhischtira Schach mit dem König Wirata, dessen Tischgenosse er geworden ist, und dabei sagt er ihm, daß der Sieg nicht durch seinen Sohn, sondern durch seinen Stallknecht errungen worden ist. Der König behandelt ihn wüthend als einen Lügner und schlägt ihn ins Gesicht. Aber Uttara, der dazu kommt, bestätigt, was der Brahmane gesagt hat, irgend ein Göttersohn, sagt er, sei es gewesen, der sich schon noch kundgeben werde. Dieß geschieht denn auch. Das letzte Verbannungsjahr der Pandusöhne ist abgelaufen, und sie können sich zu erkennen geben. In königlichem Schmuck treten sie in die Halle des Palastes Wiratas und setzen sich auf die für fürstliche Gäste bestimmten Plätze. Erstaunt fragt der König, mit welchem Rechte sie das thun. Da ergreift Ardjuna für alle das Wort und läßt Wirata endlich seine alten Bundesgenossen, die Pandawas, erkennen. Sofort bietet der König der Matsyas dem Ardjuna die Hand seiner Tochter an und

überträgt Judhischtira, indem er erwartet, daß er wieder in den Besitz seines Reichs kommen werde, zugleich die Zügel des seinen mit voller Freiheit, über seine Schätze und Heere zu verfügen.

Die Pandusöhne finden sich so am Ende ihrer Verbannung in den Stand gesetzt, mit Aussicht auf Erfolg den Streit mit ihren treulosen Vettern wieder aufzunehmen. Alle Freunde Wiratas, die zur Hochzeit seiner Tochter mit Ardjuna an seinen Hof kommen, sind für sofortigen Krieg. Nur Krischna hält sich zurück. Er meint, man müsse erst die Ansichten der Kurus erforschen und soviel als möglich einen Zusammenstoß mit gewaffneter Hand vermeiden. Die versammelten Könige aber bleiben bei ihrem Begehren nach unverzüglichem Kriege. Krischna zieht sich zurück, indeß verspricht er zu helfen, falls Duryodhana den Hochmuth und die Thorheit so weit treiben sollte, sich der Erfüllung ihrer gerechten Forderungen zu weigern.

Die Kurus erfahren bald, was sich am Hofe des Königs der Matsyas begeben, und treffen ihre Vorsichtsmaßregeln. Eine allgemeine Bewegung geht durch die Gangesländer, überall Rüstungen und Truppenansammlungen, Alles athmet Krieg. Drupada, der Schwiegervater der Pandawas, schickt, dem Rathe Krischnas folgend, seinen Hausbrahmanen an die Kurus, um ihnen die Forderung der Pandusöhne, die ihren Thron reclamiren, vorzutragen. Derselbe kommt mit Beleidigungen überhäuft und ohne Antwort zurück. Aber Dhritaraschtra, billiger denkend als seine Söhne, wünscht sich mit seinen Neffen zu verständigen und schickt zu dem Zwecke seinen Stallmeister Sandjaya an sie. Dieser Unterhändler kehrt mit der Antwort Judhischtiras zurück, die Pandawas würden den Frieden bewahren, wenn die Kurus ihnen fünf feste Orte nach ihrer Wahl überlassen wollten. Aber die Söhne Dhritaraschtras wollen auch einem so maßvollen Verlangen nicht Statt geben. Umsonst bemüht sich selbst Krischna, der wieder zu seinen Freunden gestoßen ist, zu Gunsten des Friedens. Er kehrt aus Hastinapura mit der Nachricht zurück, daß die Unentschlossenheit der Kurus in Betreff der Forderung ihrer Vettern dem Entschlusse zu einem Kriege bis aufs

Aeußerste Platz gemacht hat, und daß ihre Heere bereits auf dem Marsch nach dem von beiden Seiten gewählten Schlachtfelde, dem berühmten Kurukschetra, sind.

So beginnt denn der „große Krieg“, dessen Episoden, in der Weise der Kämpfe bei Homer erzählt, einen beträchtlichen Theil des Epos ausmachen. Es ist in der That nur eine einzige ungeheure Schlacht von achtzehn Tagen, die mit immer wieder sich erneuerndem Ungestüm fortwüthet und erst mit der völligen Vernichtung der Kurus und ihrer Bundesgenossen endigt. Alle arischen Völker Indiens nehmen Theil daran. Es haben hier viel Einschiebungen stattgefunden, und man hat alle volksthümlichen Helden des Landes bis auf die Zeit der letzten Redaction des Mahabharata nach einander hier mit auftreten lassen, sodaß man im jetzigen Texte sogar den griechischen Nachfolgern Alexanders begegnet. Aber diese späteren Interpolationen sind leicht herauszufinden, und die Grundlage der Liste der Völker, die an dem großen Kriege theilnahmen, reicht bis in das höchste Alterthum hinauf. Alle Völker des äußersten Osten, die Nachbarn der Gangesmündungen, und die, welche im Norden dieses Flusses wohnen bis zur Himalayakette, sind Verbündete der Kurus. Es sind die Angas, die Bangas, die Koßalas, die Pundhras und die Widehas, ferner die Ssurasenas und einige Stämme des Pantschanada. Dagegen stehen auf Seiten der Pandusöhne alle Völkerschaften des Westens und Südwestens bis zu den Windhyabergen, sowie die, welche das südliche Ufer des Ganges bewohnen, die Pantschalas, die Matsyas, die Jadawas, die Tschedis, die Magadhas und Daßarnas, endlich Leute aus dem Lande Kaßi.

Die Schlacht ist beendet, die Pandawas sind Sieger. Dhritaraschtra empfängt die Trauerkunde, daß alle seine hundert Söhne sammt den Königen, die für sie die Waffen ergriffen haben, erschlagen sind, und kommt aus seiner Stadt mit Gandhari, seiner Gemahlin, um dieselben zu begraben. Am Saume der Wahlstatt trifft er die mit Krischna vom Kampfe zurückkehrenden Pandusöhne, wobei er in verzweiflungsvolle Klagen über den Tod seiner Kinder ausbricht.

Gandhara überhäuft Krischna mit den schrecklichsten Verwünschungen, weil er den Krieg nicht verhindert. Aber nach diesen ersten Ausbrüchen des Schmerzes und Zornes versöhnt man sich, und die Pandawas helfen ihrem Oheim seine Söhne würdig bestatten.

Die blutigen Ereignisse, welche sich begeben, haben die Seele Judhischtiras mit Ekel an der Macht und ihrem Glanze erfüllt. Er will abdanken, aber sein Großvater Wyasa redet ihm davon ab, indem er auf die heiligen Pflichten der Könige hinweist, denen man sich nicht entziehen dürfe. So zieht derselbe denn mit Dhritaraschtra und seinen Brüdern unter dem Jubel des Volkes in Hastinapura ein, wo er Herrscher über die ganze Nation der Barathas wird. In ihrer neuen Stellung vergessen die Pandusöhne die Grundsätze der Weisheit und Gerechtigkeit nicht, welche in der Vergangenheit sie geleitet haben, und namentlich behandeln sie ihren von ihnen thatsächlich entthronten alten Oheim mit großer Ehrerbietung. Die Brüder Judhischtiras tragen, jeder nach seiner Begabung, zum Glanze seines Reiches bei, und die Macht der Pandawas erreicht endlich den Punkt, wo der Wunsch, das große Roßopfer, Aßwamedha, zu bringen, gerechtfertigt ist. Auch Wyasa räth dazu, und damit sie wegen der ungeheuren Kosten dieser Feierlichkeit nicht in Verlegenheit sind, offenbart er seinen Enkeln einen königlichen Schatz, der im Himalaya verborgen ist. Das Opfer findet nun statt. Es besteht darin, daß man ein Pferd losbindet und hingehen läßt, wohin es will, wobei man ihm folgt. Alle Fürsten, deren Gebiet es berührt — und die Kunst des Mannes, der ihm folgt, besteht darin, es möglichst viele berühren zu lassen — müssen sich zu dem, der das Opfer anstellt, begeben und ihm als ihren Herrn huldigen. Endlich kommt das Pferd an den Ort zurück, von dem es ausgegangen ist, und wird feierlich in Gegenwart aller versammelten Könige geopfert. Es steigt dann zur Sonne empor oder wird vielmehr selbst zur Sonne, und diese Umgestaltung ist das Symbol der Oberherrschaft des Großkönigs über seine Vasallen.

Ardjuna folgt dem Rosse seines Bruders. Er treibt es weit hin nach allen Gegenden des Gesichtskreises. „Es geht," wie der

Dichter sagt, „rings um die Erde, die den Ocean zum Gürtel hat.“ Zuletzt wird es in Hastinapura im Beisein Krischnas geopfert.

Der Ruhm der Pandusöhne, welche die Monddynastie fortsetzen, gelangt nun auf seinen höchsten Gipfel. Dhritaraschtra aber der das Ende seines Lebens herannahen sieht, faßt den Entschluß, seine letzten Tage in Einsamkeit und Buße zu verbringen. Er zieht sich mit seiner Gattin, mit der Wittwe Pandus, mit seinem Bruder Witura und seinem getreuen Stallmeister Sandjaya in eine Einsiedelei in der Mitte der Wälder zurück, wo er bald nachher in Folge eines Waldbrandes den Tod findet.

Inzwischen hat auch der Fluch, den Gandhari über Krischna ausgesprochen, wie jede, auch die ungerechte, Verwünschung, seine verhängnißvolle Wirkung. Die Jadawas sind verdammt, sich im sechsunddreißigsten Jahre der Regierung Judhischtiras mit Streitkeulen selbst zu vertilgen. In dem betreffenden Jahre hat man alle derartigen Waffen aus dem Lande geschafft. Aber die Ruthen, mit denen die Jadawas sich dann bei einem Feste bekämpfen, werden durch ein Wunder zu Streitkeulen von Eisen und Diamant, und so erfüllt sich der Fluch. Nur Krischna bleibt am Leben, aber nur noch für kurze Zeit; denn als er sich, trauernd über den Untergang seines Volkes unter einen Baum gelegt hat, durchbohrt ihn der Pfeil eines Jägers, der ihn für eine Antilope hält.

Nach anderen Stellen, die älter zu sein scheinen, gingen die Jadawas durch einen Einbruch der Abhiras unter, eines an den Indusmündungen und in der Provinz Suraschtra wohnenden Hirtenvolkes, welches damals den Aryas noch nicht unterworfen war. Die Reste des Volkes der Jadawas hätten hiernach eine Zuflucht bei den Pandawas gefunden, die sie im westlichen Theile ihrer Staaten, bei Indraprastha angesiedelt hätten.

Die Nachricht von der über die Jadawas hereingebrochenen Katastrophe und vom Tode seines besten Freundes Krischna ist für Judhischtira das Zeichen zum Rücktritt. Indem er einen Entschluß ausführt, den er schon mehrere Jahre mit sich herumgetragen, legt er die Krone nieder und entsagt der Welt, wobei ihm seine Brüder

folgen. Die fünf Pandusöhne wählen zu ihrem Nachfolger den Sohn Ardjunas und der Tochter des Königs Wirata. Sie bringen das vorgeschriebene Opfer, legen Einsiedlertracht an und begeben sich mit Draupadi über den Himalaya nach dem hohen Norden, den sie nur verlassen, um noch höher zu steigen, in den Himmel, wo ihnen unter den Göttern, den Weisen und den Helden des großen Krieges Sitze bereitet sind.

Parikschit, der Sohn Ardjunas, setzt die Dynastie der Pandawas auf dem Throne von Hastinapura fort. Er herrscht sechzig Jahre und kommt endlich durch die Nachstellungen des Schlangenkönigs von Takschaßila um. Sein Sohn Djanamedjaya rächt ihn, indem er Takschaßila einnimmt und hier das große Opfer bringt, welches die Schlangen vernichtet. Das Königthum der Pandawas setzt sich nach Djanamedjaya noch sechsundzwanzig Generationen fort.

Die Sage von den Pandusöhnen, wie sie sich in dem Nationalepos findet, ist auch in der Zusammenziehung des Wichtigsten aus demselben, die wir hier gaben, voll von Fabeln. Aber ein gewisser historischer Grund wird in ihr nicht verkannt werden dürfen, d. h. der „große Krieg" zwischen den Kurus und Pandus, der den Angelpunkt des Epos bildet, wird auf ein ähnliches geschichtliches Ereigniß zurückzuführen sein. Dieser Krieg schließt das Heldenzeitalter Indiens oder jene unruhige Zeit der Eroberung der Gangesländer, welche mit dem Kriege der zehn Könige begann. Nach der Entscheidungsschlacht hat sich der Stand der Dinge wesentlich geändert, namentlich am obern Ganges und der Jamuna. An die Stelle der im Lande der Bharatas mächtig gewordenen Kurus ist eine neue Macht, die Pandawas, getreten, die zwar noch Hastinapura zum Mittelpunkt hat, sonst aber von jenen verschieden ist. Die vielen Staaten im östlichen Gangeslande, die Kurus, Pantschalas, Matsyas und Jadawas haben sich in einen einzigen verschmolzen, der für einige Zeit das ganze Becken des heiligen Stromes in sich begreift. Zwar figuriren die Völker, die wir nannten, noch im Mahabharata bei der Erzählung vom Roßopfer Judhischtiras, aber in der Wirklichkeit verschwinden dieselben nach dem großen

Kriege und werden zu einer Nation, die vorzüglich aus den Kurus und Pantschalas besteht, woher noch der Ruf: „Sehet da, euer König, o Kurus, o Pantschalas!" im alten Krönungsritual der indischen Herrscher stammt.

Hat man daraus zu schließen, daß der große Krieg nur eine Eroberung des Kurulandes durch die Pantschalas, die von den Matsyas und Jadawas unterstützt worden, und die Pandusöhne nur eine Fürstenfamilie der Pantschalas seien, die sich mit Gewalt des Thrones von Hastinapura bemächtigt? Wir glauben nicht. Wie schon Lassen gesehen hat, ist diese allgemeine Erschütterung der arischen Nationen Indiens, die sämmtlich ihre Heere nach dem Gefilde Kurukschetra entsenden, nicht Poesie und Fabel, sondern Geschichte, und wollte man den „großen Krieg" auf die simple Thatsache eines Streites zwischen den Pantschalas und den Kurus zurückführen, so würde das zu einem derartigen gewaltigen Völkerzusammenstoß nicht stimmen, der Krieg zwischen den Kurus und den Pandusöhnen muß ein Ereigniß von allgemeinem Interesse für die Nationen Aryawartas und eines der wichtigsten Ereignisse ihrer ältesten Geschichte gewesen sein, was auch daraus hervorgeht, daß die Ueberlieferung der Inder, wie wir sogleich zeigen werden, denselben mit dem Beginn eines ihrer Weltalter zusammenfallen läßt.

Ferner spielen die Pantschalas keineswegs die erste Rolle, die Stelle, die sie innerhalb der Ereignisse einnehmen, ist nicht wichtiger als die der Matsyas und viel weniger bedeutend als die der Jadawas, die Krischna führt. Wenn diese drei Völker dem Einfluß der Pandawas ganz unterliegen und von diesen in den Krieg mit den Kurus mit fortgezogen werden, so sind die Pandawas von ihnen allen verschieden. Sie gehen nicht aus den Pantschalas hervor, sondern kommen weiter von Westen her. Ihr erster Haltpunkt ist an der Saraswati. Von da gehen sie an die Jamuna und gründen dort ein zu dem der Kurus im Verhältniß eines Nebenbuhlers stehendes Reich, bevor sie aufbrechen, Hastinapura zu erobern. Aber wenn dieses Reich vor dem „großen Kriege" über die Pantschalas wie über die Matsyas, die Jadawas und die Magadhas die Suze-

ränität übt, so kann es nicht mit dem der Pantschalas zusammengeworfen werden, da es in Indraprastha eine ganz andere Hauptstadt hat.

Fast alle erobernden Helden dieser alten epischen Sagen sind Personificationen von Stämmen oder Völkern. Wie die Thronbesteigung der Kurus die Einführung eines neuen Bevölkerungselements in das Land von Hastinapura bedeutet, so sind die fünf Pandusöhne Heroen, welche das Volk der Pandawas vertreten, das sich zum ersten Male von Westen her in Bewegung setzte, und der Hauptgegner der Kurus im „großen Kriege" war. Die meisten arischen Völker, welche nach Osten auswanderten, hatten im Sapta Sindhu, ihrer früheren Wohnstätte, Reste zurückgelassen, welche die Namen derseben bewahrten und noch in der Zeit, wo die Griechen in Berührung mit Indien kamen, als Denkmäler des Zugs dieser Völker existirten. So war Poros, den Alexander bekämpfte ein König der im Pantschanada zurückgebliebenen Paurawas. Ferner nennen die griechischen Geographen am Hydaspes (Witaspa) ein Volk der Pandner, ein Ueberbleibsel des Volkes der Pandawas, welches bezeugt, in welcher Gegend das Sapta Sindhu diese Nation zuerst Halt gemacht, bevor sie nach dem Gangeslande abgezogen war.

Man kann aber noch weiter zurückgehen und wie Wilson gethan hat, bis auf den Ort in der Urheimath der Aryas zurückgreifen, von dem die Pandawas auszogen. Plinius nennt in Sogdiana einen Bezierk Panda. Und die Pandawas sind nicht die einzigen, welche aus dieser fern im Norden gelegenen Gegend des Indusbeckens nach Indien gekommen sind. Die Sanskritterte und die klassischen Geographen setzen übereinstimmend auf das östliche Ufer des Indus, nicht weit von seinem Zusammenfluß mit dem Pantschanada ein Volk der Sughdas oder Sogdoi. Dieses Volk hatte denselben Ursprung wie die Pandawas, sein Eintritt in Indien muß gleichzeitig gewesen sein.

So scheint der Ausgangspunkt der Pandawas aus der Urheimath der Aryas, indem er entfernter als derjenige der übrigen nach Indien ausgewanderten Stämme war, mit Nothwendigkeit

zu beweisen, wie es kam, daß sie die Wanderung nach Osten erst spät antraten. Dazu könnte dann aber noch ihr Name kommen, der „die Weißen" oder „die Bleichen" bedeutet, und das könnte eine Bezeichnung derselben sein, die man zur Unterscheidung derselben von den länger im heißen Lande angesiedelten, von der Sonne gebräunten und zugleich durch Vermischung mit den dunkelfarbigen kuschitischen Ureinwohnern schwärzer gewordenen Aryas gebraucht hätte.

In unsern Augen vertreten also die Pandawas einen letzten oder doch sehr späten Nachlauf der großen arischen Völkerfluth, die sich in der Urzeit von Nordwesten her nach Indien ergoß. Sie bewahren noch alle Lebenskraft ihres früheren halbwilden Zustandes, und so gelingt es ihnen, die in den glücklichen Gegenden des Südostens wohnenden und dort verweichlichten Genossen ihrer Race allmählich zu besiegen. Ihr Einbruch bringt alle Nationen auf ihrem Wege in Aufregung und Erschütterung, sie reißen einige derselben mit sich fort, sie drängen andere vor sich her nach Osten, sie unterwerfen endlich einige, und als der wirre Streit, den diese Ereignisse hervorrufen, endet, ist der ganze Zustand der arischen Nationen Indiens wesentlich verändert. Von diesem Standpunkte aus begreifen wir auch die gigantischen Formen des Kampfes zwischen den Kurus und den Pandusöhnen. Alle Völker des Gangesbeckens betheiligen sich daran; denn alle haben ein Interesse daran. Die des Ostens namentlich eilen den Kurus zu Hülfe; denn sie sind ebenfalls bedroht, sie wissen nicht, wo die Fluth der Eindringenden Halt machen wird. So aber bestätigt sich der Eindruck, welchen die Lectüre der Episoden des „großen Kriegs" von Anfang an auf unsern Geist macht: die Kämpfe auf dem Gefilde von Kurukschetra sind eine jener Riesenschlachten, die nur bei großen Völkerwanderungen vorkommen, eine Schlacht gleich der auf den Catalaunischen Feldern.

Aus mancherlei Zügen des Mahabharata, die noch vorhanden sind, obgleich sich über die alten Rhapsodien eine Masse Zusätze neueren Datums gelagert haben, kann man noch erkennen, daß die

epischen Gesänge der Pandawas sie als echte Aryas, als ein Volk von unvermischtem Blute darstellten im Gegensatze zu ihren Gegnern, die sich mit den Resten der Ureinwohner des Landes vereinigt hatten. Und wie die Pandawas sich von reinerer Race zeigen, als ihre Feinde, so treten sie auch als Bewahrer der alten Religion auf, und die Götter der Aryas stehen beständig auf ihrer Seite. Während die andern Nationen Indiens, die Kurus nicht ausgenommen, vor allem Ssiwa verehren und kaum mehr an Indra zu denken scheinen, sind die Pandawas dem Dienste des letzteren treu ergeben, und als sie eine Stadt gründen, wird sie nach ihm benannt.

Während wir so die wahre historische Grundlage des großen Nationalepos der Gangesvölker aufsuchten, haben wir noch keinen Werth auf die Partie desselben gelegt, wo der Versuch gemacht wird, die Pandawas durch eine Genealogie mit der Königsfamilie der Kurus in Verbindung zu bringen und sie zu Neffen Dhritaraschtras zu stempeln. Es ist in der That eine zu künstliche und zu wenig Wahrscheinlichkeit für sich habende Weise, auf welche in der gegenwärtigen Redaction des Mahabharata die Pandawas zu Verwandten der Kurus gemacht werden, als daß man darin eine alte Ueberlieferung erblicken könnte. Wir haben oben gesehen, wie man durch ein ähnliches Verfahren die Kurus durch eine angebliche Verwandtschaft mit dem Volke der Bharatas zu legitimiren bestrebt war, und wir haben damit die Dorer im Peloponnes verglichen, die man zu demselben Zwecke aus Eroberern zu Verwandten der alten Herrscherfamilie des Landes werden ließ. Dasselbe gilt von den Pandawas. Als die Fürsten derselben eine Zeit lang auf dem Throne von Hastinapura saßen und die Verschmelzung zwischen den früher und den später Gekommenen, den Besiegten und den Siegern sich mit der Zeit vollzogen hatte, verlor sich die Erinnerung an den Einbruch und die Eroberung, die Pandawas wollten das einzige Recht, das sie anfänglich für sich anführen konnten, das des Schwertes, nicht mehr geltend machen, sie strebten darnach, als legitime Herrscher angesehen zu werden, indem sie den Eroberungskrieg, der sie, die Fremden, zu Herren des Landes gemacht, in einen bruder-

mörderischen Kampf zwischen gleichberechtigten Verwandten umgestalteten, in welchem sie die Rolle der ungerecht Behandelten innehatten. So ist die Wendung des Gedichts zu erklären, nach welcher Pandu zum Bruder Dhritaraschtras wird und aus seinen fünf Söhnen die leiblichen Vettern der Kurus werden, durch welche Duryodhanas Widerstand gegen sie zu ungerechter Verfolgung von Antheilhabern am Throne von Hastinapura und das Verfahren Dhritaraschtras gegen sie nach dem „großen Kriege" nur zur Erfüllung einer Pflicht wird. Diese neue Sage steht durchaus im Widerspruch mit den Rhapsodien ältern Datums, die in so ergreifender Weise schildern, wie der blinde König auf der Wahlstatt von Kurukschetra, im Begriff, seine Söhne zu bestatten, die siegreichen Pandawas, die Mörder seiner Kinder und die Zerstörer seiner Herrschaft, mit Flüchen überhäuft.

Dieß ist übrigens nicht die einzige Veränderung an der Grundlage der Sagen, um die sich dann das Epos gruppirte. Man begegnet noch zwei andern Umgestaltungen. Die eine wurde durch den Geist des Brahmanismus eingegeben und kann also nicht vor dem siebenten Jahrhundert v. Chr. stattgefunden haben. Als das Mahabharata ein heiliges Buch wurde, in dem man mehr die religiöse als die heroische Seite zu entwickeln strebte, kümmerte man sich nicht mehr um die Legitimität der Pandawas und gab ihnen einen göttlichen Ursprung, indem man die seltsame Geschichte Kuntis und ihres Zauberspruchs erfand, der ihr nach Belieben Götter zu citiren gestattete, und durch welchen sie Mutter von Göttersöhnen wurde, die also hiernach nur Pflegekinder ihres Gemahls Pandu waren. Die andere Veränderung, noch jüngeren Datums, ist die Umgestaltung Krischnas aus einem rein menschlichen Helden in eine Fleischwerdung des Gottes Wischnu. In den ältesten Sagen war er der Held eines Hirtenvolkes, der Sohn des Hirten Nanda und seiner Frau Jaßoda, der an den Ufern der Jamuna die Städte Krischnapura, das Klisobora der Griechen, und Mathura, das Methora der klassischen Geographen, gründete und später der treue Freund und weise Rathgeber der Pandawas wurde. Es sind

einige Stellen im Gedicht zu finden, wo man diese alten und wesentlichen Züge der Geschichte Krischnas auszulöschen vergessen hat, aber sonst erscheint er überall als menschgewordener Gott, und man hat sogar seine irdischen Eltern umgetauscht, um ihn königlicher Abkunft sein zu lassen. Diese letztere Veränderung der Sage ist ein Erzeugniß des Wischnuismus, von dem wir weiter unten sprechen werden. Endlich ist die Fabel von Krischna als einem Gotte nicht in den ersten Zeiten der Wischnulehre entstanden, sondern hat sich erst im vierten Jahrhundert v. Chr. gebildet, einer Epoche, wo Megasthenes, welcher sie von den Brahmanen mit allem Eifer, der sich an neue Lehren knüpft, von den Brahmanen erzählen gehört hat, sie den Griechen mittheilt, indem er aus Kirschna den indischen Herakles macht.

Wir versuchen nun noch, das Datum des „großen Krieges“ festzustellen, oder vielmehr, wir resumiren, was über diesen Punkt von Lassen und v. Gutschmid gesagt ist, indem wir uns dem anschließen. Die Inder lassen, wie angedeutet, den Kampf der Kurus und Pandawas mit dem Ende des dritten Weltalters zusammenfallen und setzen den Anfang des vierten, des gegenwärtigen, in das Jahr der Thronbesteigung Parikschits, des Sohnes Judhischtiras. Diese Lehre von der Eintheilung der Existenzzeit der Welt in vier Zeitalter, die im Sanskrit Jugas heißen, ist ein alter arischer Gedanke. Die Dichtungen Hesiods bieten sie uns nach Griechenland übertragen dar. Bei den Iraniern begegnen wir ihr im Bundehesch. Megasthenes sammelte während seines Aufenthalts in Pataliputra Notizen über den Gegenstand und schrieb in dem Werke, das er nach seiner Rückkehr verfaßte, daß zwischen dem ersten Herrscher dieses Landes, Spatembas (Manu Swayambhuwa) dem Vater Budas (Budha) und Großvater des Prareuas (Pururawa) und der Thronbesteigung des Sandrocottos, (Tschandragupta) des Königs, bei dem er selbst die Seleukiden vertreten hatte, 6,402 Jahre verflossen seien, und daß in diesem Zeitraume drei Perioden schon vergangen seien und man sich in der vierten befinde. Aber in den Gesetzen Manus finden wir die Lehre

von diesen Jugas am vollständigsten entwickelt, wie sie der Brahmanismus seitdem als einen Theil seines Glaubens bewahrt hat. Die gegenwärtige Welt hat die Existenzzeit, die sie schon durchlaufen, und welche sie noch zu durchlaufen hat, in vier Perioden getheilt: 1. das Weltalter der Vollkommenheit, Kritajuga, welches aus viertausend göttlichen oder 1,728,000 menschlichen Jahren besteht; 2. das Weltalter des dreifachen Opfers, d. h. der vollkommenen Erfüllung aller religiösen Pflichten durch die Menschen, Tretajuga, welches 3,600 göttliche oder 1,296,000 menschliche Jahre zählt; 3. das Weltalter des Zweifels und der Verdunkelung der Religionsbegriffe, Dwaparajuga, 2,400 göttliche oder 864,000 menschliche Jahre lang; endlich 4. das Weltalter des Untergangs, Kalijuga, das 1,200 göttliche oder 432,000 menschliche Jahre hat. Das letzte ist das gegenwärtige, nach dessen Ablauf die Welt zerstört werden wird, um wieder neu zu werden.

Die hier gegebenen Jahre der Weltalter haben selbstverständlich keine Unterlage in irgendeiner gelehrten astronomischen Speculation, sondern beruhen einfach auf einem ganz elementaren Rechenexempel. Das wedische Jahr bestand aus 360 Tagen und war in zwölf Monate von dreißig Tagen getheilt. Später ließ eine genauere, aber immer noch irrige Vorstellung von der Umdrehung der Sonne die Einschaltung eines Monats von dreißig Tagen aller fünf Jahre stattfinden. Zwölf dieser Cyklen von fünf Jahren oder sechzig Jahre bilden ein menschliches Juga. Das menschliche Jahr wird wie ein Tag für die Götter betrachtet, und infolge dessen zählt ein göttliches Jahr 360 menschliche. Was die Dauer der Welt betrifft, so gilt sie als ein noch größeres Jahr von zwölf Monaten, von denen jeder tausend göttliche und 360,000 menschliche Jahre umfaßt. Für die Berechnung des Verhältnisses der vier Jugas der Welt zu einander ist dieses kosmische Jahr in zehn Theile geschieden, von denen jeder eine andere Art Jahr hat, dessen Monat ein Jahrhundert für die Götter und 36,000 Jahre für die Menschen umfaßt. Und diese Perioden stufen sich in den vier großen Jugas in der Weise ab, daß sie vom Zeitalter der Vollkommenheit

bis zu dem des Unterganges einer abnehmenden Progression, 4, 3, 2, 1, folgen.

Die am meisten unter den Indern anerkannte Ueberlieferung versetzt den Anfang des Kalijuga, welcher unmittelbar auf den „großen Krieg" folgt, in das Jahr 3102 v. Chr. Aber diese unzulässige Zahl wird durch mehr geschichtliche und ziemlich genau mit einander stimmende Angaben widerlegt, welche aus den Königslisten hervorgehen. Das Wischnu Purana sagt ausdrücklich, daß die Besteigung des Thrones von Magadha durch die Dynastie Nanda (403 v. Chr.) 1,015 Jahre nach Beginn des Kalijuga stattgefunden habe; es läßt dieses Weltalter also im Jahre 1418 v. Chr. beginnen. Die Liste der Könige von der Dynastie der Pandawas zählt vierundzwanzig Generationen zwischen Parikschit und Ssatanika, welcher sechshundert Jahre vor unsrer Zeitrechnung starb. Rechnet man wie gewöhnlich fünfundzwanzig Jahre auf die Generation, so gelangt man nach dieser letztern Angabe zu der Ansicht, daß Parikschit um das Jahr 1200 v. Chr. den Thron bestieg. Die Königsliste Koßalas spricht ferner von dreiundzwanzig Generationen zwischen dem Ende des „großen Krieges" und der Regierung Prasenadjits, welcher in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts lebte. Endlich führt das Studium des Königskatalogs von Magadha fast zu einem gleichen Ergebniß. Vor der Dynastie Nanda, die 403 v. Chr. begann, finden wir hier die Dynastie Ssaïßunaga, welche den Thron 360 oder 362 Jahre inne hat, weiter zurück die 138 Jahre herrschende Dynastie Pradjota, die 803 v. Chr. beginnt, noch weiter zurück die Dynastie Barhadratha, die einundzwanzig Generationen umfaßt. Der Anfang dieser ältesten Königsfamilie wäre somit in das Jahr 1328 v. Chr. zu setzen. Aber die Niederlassung der Familie Barhadratha im Lande Magadha, eine Folge der Eroberung des Reichs von Hastinapura durch die Kurus, fand mehrere Menschenalter vor dem Kriege zwischen den Pandawas und den Kurus statt. Das überraschende Zusammentreffen aller dieser Angaben von so verschiedenem Ursprunge läßt uns nicht zögern, den Anfang des Kalijuga

und der Regierung Parikschits um das Jahr 1200, und folglich den „großen Krieg“ in die Zeit zwischen 1250 und 1200 v. Chr. zu verlegen.

Der Einbruch der Pandawas hatte nicht blos eine Veränderung in den Gebietsgrenzen der bis dahin gegründeten arischen Staaten am obern Ganges und die Erhebung eines neuen Herrschergeschlechts auf den Thron von Hastinapura, sondern zugleich eine erhebliche Ausdehnung der Aryas über benachbarte Landstriche zur unmittelbaren Folge. Hauptsächlich der Völkerbewegung, die durch die neue Einwanderung und durch den „großen Krieg“ hervorgerufen wurde, ist die Besetzung der Gebiete Tschandrawati, Malawa, Suraschtra, Windhya, Süd-Koßala, Widarbha, Rasthika und Prabhasa, kurz aller der Landstriche, welche die Windhya-Berge umgeben, durch die arischen Völker zuzuschreiben, welche bis zu jenem Kriege noch keine sehr zahlreichen Massen in die Berge südlich vom Gangesbecken vorgeschoben zu haben scheinen. Die Pandawas selbst gaben das Signal zum Aufbruch nach Süden; denn nur ein Theil der Nation ließ sich in der Mitte der Kurus nieder, der Rest, vielleicht die Mehrzahl, zog es vor, auf Kosten der eingebornen Bevölkerung neue Gebiete zu erobern und so die Grenzen Aryawartas zu erweitern.

Wir finden in rein historischen Zeiten ein zahlreiches Volk der Pandawas südwestlich von der Jamuna und dem alten Lande der Jadawas in den Thälern der westlichen Zuflüsse des Tscharmanwati und auf den Hochflächen, welche dieselben trennen, am Saume der Wüste, die sich zwischen dieser Region und dem Industhale ausbreitet. Ein andrer Stamm der Pandawas wohnte in der Zeit des Megasthenes im nördlichen Theile der Halbinsel Suraschtra, des heutigen Guzarate, wo er auf Kosten der Abhiras und Bhillas Eroberungen gemacht hatte. Dieser Stamm oder Bruchtheil der Pandawas wollte von der mit Ardjuna vermählten Schwester Krischnas abstammen und nannte deshalb die Seestadt, die seine Hauptstadt geworden war, Dwaraka, ein Name, den eine der Sage nach von Krischna in der Nähe der Jamuna erbaute Stadt ge-

tragen. Und da das ursprüngliche Dwaraka sehr bald verschwunden war, während das Dwaraka des Guzarate (das Barake der Griechen) sich erhalten und zu einem blühenden Hafen gestaltet hatte, so versetzen mehrere Verse des Mahabharata, die offenbar später eingeschoben sind, das Dwaraka Krischnas ans Meer, während dasselbe doch in Wahrheit im früheren Lande der Jadawas lag.

Weit von da und viel tiefer unten im Süden siedelte sich ein letzter wichtiger Zweig der Pandawas an. An der äußersten Südspitze des Dekhan, der Insel Ceylon gegenüber, zeigen uns indische und griechische Quellen ein arisches Volk, welches sich schon in sehr alter Zeit unter den Tamulenstämmen niedergelassen hat, und welches die Griechen Pandiones, die indischen Texte Pandya nennen. Die Fürsten dieses Volkes wollten ebenfalls von Ardjuna und der Schwester Krischnas abstammen, wenigstens könnten wir dieß aus einer Stelle bei Megasthenes schließen, wo es heißt, „der indische Herakles", womit er stets Krischna meint, habe dieses Land seiner Tochter Pandana und ihrer Nachkommenschaft gegeben. Augenscheinlich auf Grund solcher Ueberlieferungen, welche ihren Ursprung an Krischna knüpften, nannten die Pandawas des Dekhan eine ihrer bedeutendsten Städte nach der Stadt, die Krischna an der Jamuna erbaut haben sollte, Mathura.

Wir müssen mit diesen Thatsachen, die uns einen beträchtlichen Theil der Pandawas bald nach ihrem Einbruch in das Gangesland im dravidischen Indien angesiedelt zeigen, die Angaben zusammenhalten, die uns ältere Niederlassungen andrer arischer Völker im Dekhan kennen lernen, Niederlassungen, die etwas später ebensoviele Heerde der Verbreitung des Brahmanismus unter den Dravidiern wurden, welche diese Oasen der Aryas von allen Seiten umgaben.

Wir finden deren zunächst in Odhra, dem Orissa unsrer Tage, wo die beiden Städte Bhuwaneßwara, in der Nähe der Mündung des Flusses Mahanada, und Ssambalapura, an der Grenze des Bezirks, wo die Ghonds sich immer erhalten haben, sich uns schon im höchsten Alterthum als arische Städte zeigen. Später verstärkte

sich dieses Element durch neue Einwanderungen, und die Sanskritsprache gewann schließlich in Odhra die Herrschaft.

Eine andere sehr alte Niederlassung der Aryas unter den dravidischen Nationen bietet sich uns in Kalinga dar. Die Hauptmittelpunkte derselben waren die Städte Manipura, dessen Hafen später der wichtigste Abfahrtspunkt nach der „goldnen Halbinsel“, d. h. nach Indo-China wurde, Radjapura, an der Spitze des Deltas des Godawari, endlich Ssurparaka und Ssrikakola am untern Laufe des Flusses Krischna. Zahlreiche religiöse Erinnerungen knüpfen sich an dieses Land und geben ihm in den indischen Ueberlieferungen einen heiligen Charakter. Die Epen bezeichnen das Nordufer des Flusses Jaitarani als heiliges Land. Auf dem Berge Mahandra haben sich Nachkommen der berühmtesten und verehrtesten Rischis, Urenkel des Angiras, des Wasischta, des Kaßyapa und des Brighu niedergelassen. An den Mündungen der beiden großen Flüsse Kalingas existiren schon vor dem Ende der epischen Epoche mehrere der bekanntesten Tirthas, d. h. heiliger Badeplätze für Pilger, die fünf Naritirthas, das Tirtha von Agastya und das von Ssurparaka. Aber trotz der Anstrengung der Aryas, hier ihre Religion ebenso wie ihre Herrschaft auszubreiten, eine Anstrengung, die durch diese vielen heiligen Orte angedeutet wird, blieben die meisten Ureinwohner des Landes, wie sie ihre Sprache bewahrten, auch bei der alten Religion der Gegend, deren oberster Gott Ssiwa war.

Das Mahabharata stellt das Land Kalinga als einen Staat hin, der schon vor dem „großen Kriege“ von Fürsten arischer Race beherrscht worden sei. Wir bezweifeln, daß die Aryas schon damals so weit nach Süden vorgedrungen gewesen sind, und halten jene Angabe für eine später in das Epos eingedrungene Vorstellung. Aber andrerseits liegen sehr schlagende Beweise vor, daß die Niederlassung von Aryas in Kalinga noch vor dem Ende des epischen Zeitalters stattgefunden. Dasselbe gilt von dem Reiche, welches das Mahabharata dem König Nila im Lande Andhra zuschreibt, das hinter Kalinga im Innern des Landes lag. Wir finden da

noch zwei alte arische Städte, Mahischmati und Aranyakunda, die noch im Heldenzeitalter, aber sehr wahrscheinlich nach dem Kriege zwischen den Kurus und den Pandawas gegründet worden sind.

Die Rhapsoden, welche die im Mahabharata gesammelten Gesänge verfaßten, hatten übrigens keine Kenntniß von dem tiefsten Süden Dekhans. Die in dem großen Epos enthaltenen geographischen Mittheilungen hören auf der Westseite beim Kap Gokarna, auf der Ostküste bei den Naritirthas in der Nähe von Sjurparaka auf; alles, was südlich von diesen beiden Punkten liegt, sowie das Gebirgsland des Innern ist ihnen noch ein unbekanntes Land, von dem sie kein Wort sagen. Die Colonien der arischen Nationen waren also in der Zeit, wo die Rhapsodien verfaßt wurden, die als Basis des Gedichts dienten, noch nicht über jene Grenze vorgeschoben. Hierdurch wird eine Epoche abgegrenzt, die nothwendig der Niederlassung der Pandawasstämme, die sich nach der äußersten Spitze Dekhans oder Dakschinapathas begaben, vorausgegangen sein muß, und zugleich unterscheiden wir fortan drei aufeinanderfolgende Phasen in der Ausbreitung der Aryas unter den dravidischen Völkern: zunächst die gänzliche Besitznahme der westlich von der Centralregion gelegnen Gebiete, welche von jetzt ab eine neue Abtheilung Aryawartas bilden, dann die Niederlassungen in Andhra und Kalinga, endlich die Gründung des Reichs der Pandawas unter den Tamulen, im Süden des eigentlichen Drawida. Die erste dieser Phasen scheint uns in das zwölfte, die zweite in das elfte und die dritte etwa in das zehnte Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung versetzt werden zu müssen.

Die Begrenzung dieser drei Etappen im Zuge der alten arischen Einwanderer nach der Halbinsel Dakschinapatha scheint uns schon anzudeuten, welches die Route war, der jene folgten. Sie wagten sich nicht in das Land der Ghonds, noch in die schwer zugängliche Gebirgsgegend im Innern der Halbinsel, wo die Hauptmasse der dravidischen Bevölkerung wohnte, noch endlich nach der Küste Malavaras, wo damals das Reich der Narikas blühte. Indem sie zunächst die Ghonds östlich liegen liegen, besetzten die Aryas die

Thäler der Narmada und der Payoschni sowie die Küste von Prabhasa, wo die Stämme, die dann Kalinga colonisiren sollten, eine erste Stadt Ssurparaka gründeten, der später eine gleichnamige am Ufer des Krischna folgte. Von da schlugen sie die natürliche Straße ein, welche die Halbinsel von Nordosten nach Südosten zwischen dem 20. und dem 16. Breitengrade durchschnitt und an der Küste des Meeres von Bengalen, in den Ländern Andhra und Kalinga endigte. Diese Route zeigt auf ihrem Laufe durch das Centrum der Halbinsel zahlreiche arische Colonien von sehr hohem Alter, wie z. B. Pratischthana, welches den Namen der ältesten Stadt der Bharatas im Sapta Sindhu und Kalyani, welches den einer andern Stadt der Küste Prabhasas führt. Ferner heißt ein Bezirk, den sie durchschneidet, Widarbha, ein Name, der von einem anderen Widarbha am oberen Payoschni hierher gelangt ist. Indem sie diesem Wege folgten, ließen die arischen Colonisten die Berge der Dravidier im Süden liegen. Als endlich die Pandawas nach dem Lande aufbrachen, wo sie sich schließlich ansiedelten, mußten sie vom südlichen Kalinga oder vielleicht von Trilinga ausziehen, wo man noch Spuren einer alten arischen Niederlassung unterscheidet, und sich auf der Ostküste zwischen dem Meer und dem Gebirge hindurchziehen, ein Marsch, der noch durch eine altarische Stadt am Nordende Dravidas, Kantschipura, bezeichnet wird.

Als ein Echo dieser ersten Colonisationszüge der Aryas in die südliche Halbinsel, aber sehr verändert und überdieß mit dunkeln Erinnerungen an eine Ausdehnung der Kuschiten nach Malabar hin vermischt, bildet die Grundlage des zweiten großen Epos der Inder. Das Ramayana existirt in zwei sehr verschiedenen Redactionen. Die eine stammt aus den nördlichen Provinzen und wird vorzüglich in Benares angewendet. Die andere gehört vorzüglich dem bengalischen District an, der Gauda heißt, und hat dessen Namen erhalten. Wie das Mahabharata, wie die Ilias und wie alle alten Epen ist das Ramayana eine Sammlung alter Rhapsodien, die anfänglich für sich bestanden. Aber das Ramayana ist, wie die homerischen Gedichte, bevor es zu dem Stande gelangte,

in welchem es uns vorliegt, in geschickter Weise zu einem Ganzen verschmolzen worden, was, wie wir wissen, mit dem anderen großen indischen Epos nicht geschehen ist. Die Inder, die diesen Unterschied ebenfalls empfunden haben, drücken ihn dadurch aus, daß sie das Mahabharata als eine Sammlung von Ueberlieferungen, Itihasa, das Ramayana dagegen als ein altes Gedicht, Adikawyam, bezeichnen.

Während das Mahabharata eine Compilation ohne wirkliches Band und fast ohne Plan ist, hat das Ramayana Anspruch auf den Namen eines Gedichts auch in unserem Sinne. Alles bezieht sich hier mehr oder minder auf eine einzige Person. Zwar kommen viele Abschweifungen vor, und die Episoden sind bisweilen fast unerträglich lang, aber der Hauptgegenstand wird, wenn auch oft vernachlässigt, doch niemals ganz aus den Augen verloren, und als Rama die schöne Sita zurückerobert und die lange Verbannung beschlossen hat, zu der ihn die Schwäche seines Vaters und die Rache seiner Stiefmutter verurtheilt haben, endigt das Gedicht zugleich mit dem Gegenstande, den es unsterblich zu machen beabsichtigt. Das sind fast alle Charaktermerkmale der großen Epopöen, welche der Genius der Völker erzeugt hat. Das Ramayana ist durchaus würdig, in diesen glänzenden Kreis einzutreten mit allen guten und schlimmen Eigenschaften des indischen Geistes, der es hervorgebracht hat. Sehr häufig verstößt es gegen den guten Geschmack, die Wahrheit wird in ihm so wenig geachtet oder vielmehr so übel begriffen, daß fast immer die Wahrscheinlichkeit fehlt. Aber so hat Indien die Dinge aufgefaßt. Die Wirklichkeit unter allen ihren Formen, wie anziehend sie auch in ihrer Einfachheit ist, hat es wenig ergriffen; um es zu befriedigen, bedurfte es aller Träume, aller Ausschweifungen, aller Willkürlichkeiten der Einbildungskraft. Und inmitten dieser Abirrungen ohne Maß und Zügel tauchen von Zeit zu Zeit Schönheiten ersten Ranges auf, die das Gedicht dem Gedächtniß und der Bewunderung aller Zeiten empfehlen.

Als Verfasser des Ramanya wird Walmiki genannt. Aber derselbe ist eine ebenso fabelhafte Persönlichkeit wie der angebliche

Verfasser des Mahabharata, Weda Wyasa. Nach dem Epos selbst war Walmiki ein Zeitgenosse des Helden, den er besang. Er hatte Rama gesehen, bevor er ihn feierte, und den Söhnen des Heros, Kußa und Lawa, seine Absicht mitgetheilt, die Thaten ihres Vaters vor ganz Indien zu rühmen. Das sind aber Fabeln, welche zu glauben, man Brahmane sein muß.

Aus einem aufmerksamen Studium des Epos geht hervor, daß die Rhapsodien, welche die wesentlichen Elemente desselben bilden, von beträchtlich jüngerem Datum sind, als die im Mahabharata zusammengestellten. Man findet hier nicht mehr jenen so überraschenden Ton des Geistes und der Gewohnheiten des heroischen Zeitalters, jenes so wahre Gemälde seiner Sitten, Leidenschaften und Fehler. Der Geist, die Sitten, der Stand der Bildung, die sich hier abspiegeln, sind völlig andere. Diese Gesänge müssen unbedingt aus Zeiten Jahrhunderte nach den Kämpfen der Eroberung stammen, wo die Erinnerung an diese fast verwischt ist, wo der Einfluß eines langen Friedens in Verbindung mit dem des entnervenden Klimas an den Gangesufern die Aryas schon sehr verändert, sie verweichlicht und ihnen die männlichen und kriegerischen Eigenschaften genommen hatte, die ihre Väter aus dem Sapta Sindhu mitgebracht hatten. Auch die ältesten Bruchstücke des Ramayana sind unter dem Einfluß des schon fast ganz ausgebildeten Brahmanismus verfaßt worden. Der religiöse Geist herrscht hier über den kriegerischen, die Sage ist weniger Heldensage mehr als Legende, die Personen sind mehr göttlicher als menschlicher Art. Sie liefern sich keine wirklichen Schlachten mehr, sondern Wunderthäter kämpfen gegen Wunderthäter. Der große Kämpe des Epos ist nicht wie die Pandusöhne ein Held, der mit Helden streitet, sondern ein übernatürliches Wesen, welches mit Zauber Dämonen überwindet. Endlich gehören die Rhapsodien des Ramayana einer Epoche an, wo die arische Race sich über alle Theile der südlichen Halbinsel ausgebreitet hatte, und wo die geographischen Kenntnisse der Inder nicht wie zur Zeit der Abfassung des Mahabharata in Betreff des Dekhans beschränkt waren. Die-

selben gehen hier bis an dessen südlichste Spitze und umfassen sogar Lanka oder die Insel Ceylon.

Dagegen begegnet man im Ramayana nicht Interpolationen aus so neuer Zeit wie im Mahabharata. Die Verbindung der Rhapsodien zu einem Ganzen und die Feststellung des Textes ist von älterem Datum als bei diesem. Es ist also offenbar beim Ramayana weniger Zeit als beim Mahabharata zwischen der Entstehung seiner epischen Gesänge und der Arbeit verflossen, durch welche diese zu einem Epos wurden. Nach sehr bestimmten Merkmalen der Sprache ist der Text des Gedichts, welches die Thaten Ramas zu feiern bestimmt ist, wie er uns vorliegt, etwa aus derselben Zeit, in welcher die endgültige Redaction der Gesetze Manus stattfand, über die wir im nächsten Kapitel sprechen werden, er gehört also in das achte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung.

Die Haupthandlung im Ramayana läßt sich kurz mittheilen. Sehr lange Zeit vor dem „großen Kriege" wird das Volk der Koßalas von Daßaratha, dem einundsechzigsten Fürsten der Sonnendynastie beherrscht, der in Ayodhya, „dem Muster der Städte," herrscht. Dieser König hat drei Frauen, Kaußalya, Sumitra und Kaikeji. Dieselben bleiben lange Zeit unfruchtbar, aber endlich schenkt ihm die erste, Dank einem Zaubertrank, einen Sohn Rama, der kein anderer als eine Incarnation Wischnus ist, herabgestiegen auf die Erde, um die Ratschasas und die Riesen zu bekämpfen; die zweite gebiert ihm die Zwillinge Lakschmana und Sjatrughna, die dritte wird die Mutter Bharatas. Rama verrichtet schon von seiner zartesten Jugend an wunderbare Ruhmesthaten. Er befreit Wißwamitra, der in diesem Gedichte wieder erscheint, von den unabläßigen Angriffen böser Geister. Er handhabt den Bogen Indras, der sich im Besitz Djanakas, des Königs von Wideha, befindet, und den noch kein Sterblicher zu spannen vermocht hat. Djanaka, von Bewunderung voll, giebt ihm seine Tochter, die schöne Sita, zur Frau, um deren Entführung und Wiedergewinnung sich der größte Theil des Gedichts dreht.

Als Rama mit seinen Brüdern, die ihn bei seinen ersten

Abenteuern begleitet haben, an den Hof zurückkommt, will ihn der alte Daßaratha, der Last der Regierung müde, krönen und die Zügel der Herrschaft übernehmen lassen. Alles ist zu der Feierlichkeit bereit, als eine Haremsintrigue den Plan scheitern läßt. Die jüngste der Frauen Daßarathas, Kaikeji, erinnert den König, durch die bösen Rathschläge ihrer Amme dazu bewogen, daß er ihr eines Tages durch einen unlösbaren Eidschwur versprochen, das zu thun, um was sie ihn bitten würde, und kraft dieses Eides fordert sie jetzt, daß ihr Sohn Bharata den Thron einnehme und Rama verbannt werde. Trotz seiner Verzweiflung muß der alte König seinen Eid halten. Mit Thränen fleht er Kaikeji an, ihn desselben zu entbinden, sie bleibt unerbittlich, und die Religion verbietet Daßaratha, sich seiner Verpflichtung zu entziehen.

Rama, dessen große Seele vor keinem Opfer zurückscheut, ist der erste, der sich in die Sache findet. Er tröstet seine betrübten Eltern, dann legt er Einsiedlertracht an und begiebt sich mit seiner Frau Sita und seinem Bruder Lakschmana, die sich nicht von ihm trennen wollen, in die Einsamkeit der Wälder. Bald darauf stirbt Daßaratha. Bharata, der bei Ramas Verbannung nicht zugegen gewesen, weigert sich, die Krone anzunehmen, die seinem ältern Bruder gebühre. An der Spitze des Heeres und begleitet von Wasischta, dem Großpriester der Koßalas, sucht er Rama in den Wäldern auf, um ihn zurückzuführen und zum König zu machen. Aber Rama weigert sich, um den Schwur seines Vaters nicht zu verletzen. Bharata, der ihn unerschütterlich findet, muß ohne ihn nach Ayodhya zurückkehren. Aber er regiert dort nur als Stellvertreter des abwesenden Rama und führt selbst das Leben eines Büßers.

Ein ganzer Gesang des Epos ist der Schilderung des Lebens Ramas und seiner Begleiter in den Wäldern gewidmet. Nach dem Besuche Bharatas entfernen sie sich, um nicht ähnlichen Versuchungen ausgesetzt zu sein, noch weiter von ihrem Geburtslande. Aber jetzt beginnen grausamere Prüfungen für sie. Eine schreckliche Rakschasi, Namens Sjurparaka, sucht Rama zu entführen.

Aber der Held widersteht den Reizen dieses weiblichen Dämons und schickt ihn mit Schimpf und Schande heim. Um sich zu rächen, offenbart Ssurparaka ihrem Bruder Rawana, dem König der Riesen und Rakschasas auf der Insel Lanka, die Schönheit Sitas und reizt ihn an, sie zu entführen. Dieser Rawana ist gerade die Persönlichkeit, um deren Ruchlosigkeit willen Wischnu in der Gestalt Ramas auf die Erde gekommen ist. Er ist der große Feind der Götter, und die Dichtung giebt ihm die schrecklichsten Züge. Er hat zehn Gesichter, zwanzig Arme und kupferfarbene Augen, sein Leib ist ganz durchfurcht von den Blitzschlägen, die er im Kampfe mit den Asuras erhalten, und von den Narben der Wunden, die ihm Indras Elephant beigebracht. Ungestraft verletzt er alle Gesetze, verlacht er die ganze Welt, „und die Sonne selbst hält, wenn sie über der Stadt der Rakschasas hingeht, ihre Strahlen zurück und verbirgt sich zitternd."

Rawana will sich nun Sitas bemächtigen. Da aber einer seiner Brüder, der Rama bekämpfen gewollt, mit vierzehntausend Rakschasas den Schlägen des Helden erlegen ist, so nimmt er seine Zuflucht zur List. Einer von seinen Dämonen nimmt die Gestalt einer goldenen Gazelle an. Während Rama sich erhebt, um dieselbe zu verfolgen und seiner Frau zu bringen, raubt Rawana diese, nachdem er sie, die Stimme ihres Mannes annehmend, vom Hause weggelockt hat. Er schleppt sie durch die Luft nach seinem Palast auf Lanka, in dem er unterwegs Djatayu, den sechzigtausend Jahre alten König der Geier, tödtlich verwundet, der Sita zu befreien versucht.

Inzwischen sucht Rama, der bei der Rückkehr in seine Einsiedelei seine Frau vermißt, dieselbe verzweifelnd allenthalben. Endlich trifft er den sterbenden Geierkönig, der ihm sagt, was er gesehen. Nachdem er denselben nach Gebühr bestattet, macht Rama sich mit Lakschmana nach der äußersten Spitze Dakschinapatas auf, von wo er Lanka erreichen und Sita wieder zu gewinnen hofft. Nach tausend Abenteuern, von denen eins immer schrecklicher als das andere ist, aus denen sie aber stets als Sieger hervorgehen, kommen sie

in das Reich der Affen, dessen König Sugriwa sich nach dem Rathe seines Ministers Hanuman ihnen zu helfen entschließt. Rama erschlägt zum Danke dafür dessen gefährlichsten Feind, den Riesen Bali. Dann stellt Sugriwa dem Rama sein unermeßliches Heer zur Verfügung, das aus lauter Affen und Bären besteht. Hanuman, der die Gabe hat, sich nach Belieben durch die Luft schwingen zu können, fliegt nach Lanka und entdeckt hier Sita, die in das Harem Rawanas eingeschlossen, aber ihrem Gatten noch immer treu ist. Er tröstet sie mit der Hoffnung auf baldige Befreiung.

Inzwischen hält Rawana, als das Affen- und Bärenheer schon am Ufer Lanka gegenüber lagert, sich hinter den Wällen den Wogen für vollkommen sicher, und Rama ist in großer Verlegenheit, bis ihm das Meer selbst den Rath giebt, quer durch die See eine riesige Straße zu bauen, deren Reste man noch jetzt in der Kette von Eilanden sieht, die zwischen dem Norduser Ceylons und Dravida liegt. Die Affen machen sich unter der Leitung Hanumans und ihres Generas Nala ans Werk, stürzen Wälder und Berge ins Meer, schichten sie auf, und in einem Monat ist das Werk fertig, die Straße gangbar, und das Heer geht hinüber. Drüben erfolgt ein langer und furchtbarer Kampf zwischen den Affen und Bären auf der einen und den Rakschasas auf der andern Seite, der mit einem sieben Tage und sieben Nächte dauerndem Zweikampfe zwischen Rama und Rawana endigt, dessen Köpfe sofort, nachdem Rama sie abgehauen, wieder hervorschießen. Endlich jedoch gelangt Rama dahin, seinen Gegner zu tödten und die Götter von ihrem schrecklichsten Feinde zu befreien. Sita wird befreit, aber Rama nimmt sie, damit kein Verdacht auf ihr ruhe, erst wieder, nachdem sie sich der Feuerprobe unterzogen. Die Götter steigen dann zu Rama herab, offenbaren ihm, daß er Wischnu selbst ist, und laden ihn ein, in den Himmel zurückzukehren, nachdem er seine Familie wieder glücklich gemacht und Ayodhya getröstet. Der Held kehrt nach Ayodhya zurück, wo ihm sein Bruder das Scepter übergiebt, welches er jetzt annimmt und, nachdem er die in der Schlacht gefallenen Krieger wieder zum Leben erweckt, noch Jahrhunderte in

dem glücklichen Ayodhya und mit seiner unvergleichlichen Sita herrscht.

„Es kommt mir wenig wahrscheinlich vor," sagt Barthelemey Saint Hilaire, dem wir vollkommen zustimmen, „daß das Ramayana die allegorische Erzählung eines großen nationalen Ereignisses von der Art des trojanischen Krieges sein soll. Wäre dieß der Fall, unter welchen seltsamen Bildern hätte der Dichter dann diese Volkserinnerung verborgen. Das Heer, welches Rama auf seinem Zuge gegen Lanka folgt, besteht ganz aus Affen und Bären, welche außer Rama die weisen Rathschläge eines Geiers leiten. Es bekämpft schreckliche Genien, die ihre Insel mit Wuth vertheidigen, die man angreift, um einen Räuber zu züchtigen und ihm eine schöne Gefangene zu entreißen. Giebt es unter diesen bizarren Erfindungen Züge einer geschichtlichen Thatsache, so muß man gestehen, daß sie gut verhüllt sind, und ich meinestheils vermag sie nicht zu finden. Das Ramayana scheint also im Grunde nur ein Roman oder richtiger ein Märchen, eine mehr oder minder geniale Erfindung, welche die Einbildungskraft ergötzen soll ohne irgend eine Anspielung auf eine, wenn auch nur entfernte Wirklichkeit. Es ist nicht einmal zu vermuthen, daß die Eroberung von Lanka die Invasion eines rohen Volkes aus dem Süden der Halbinsel gewesen ist, welches sich auf die große Nachbarinsel gestürzt hätte. Das Lanka des Ramayana ist ebenso fabelhaft wie alles Uebrige, und wenn es wirklich eine Eroberung gegeben hätte, so würde sie in ganz andrer Weise wirkliche Spuren in den Versen des Dichters zurückgelassen haben. Bei Homer ist die Geographie von Troas vielleicht so genau wiedergegeben, wie wir sie heute herstellen können, die des Ramayana ist fabelhaft. Das Ramayana ist eine Erfindung, und darin liegt der Grund zu einem großen Theil seiner Mängel, aber auch der Grund seines Erfolges in Indien. Wahrer und wirklicher, würde es viel weniger Beifall gefunden haben."

Wir fügen dem nur zwei Betrachtungen hinzu, um zu zeigen, wie wenig Geschichte im Ramayana zu finden ist. Das Gedicht verlegt die Thatsachen, die es erzählt, in eine Zeit dreißig Genera-

tionen vor dem „großen Kriege,“ und damit schreibt es ihnen ein Datum zu, wo die arischen Völker, weit entfernt, Züge nach der tief im Süden gelegenen Halbinsel des Dekhan unternehmen zu können, nicht einmal schon vollständig Herren im Gangesbecken waren. Zweitens, wenn die Fabel des Ramayana ein wirkliches historisches Ereigniß zur Grundlage hätte, so müßte es eine arische Niederlassung auf Ceylon sein. Eine solche Thatsache ist aber nicht zulässig, da wir jetzt aus den in Betreff der Chronologie sehr genauen Traditionen der Singhalesen wissen, daß vor dem sechsten Jahrhundert v. Chr. keine arische Colonie nach Ceylon hinübergegangen ist, während der Text des Ramayana circa zweihundert Jahre früher festgestellt worden ist.

Wir erkennen also keine Eroberung der Insel Lanka oder Ceylon durch Rama, den König von Ayodhya an. Die Erzählung davon, die wir wegen der wichtigen Stellung, welche das Ramayana in der indischen Literaturgeschichte einnimmt, nicht mit Stillschweigen übergehen konnten, ist für uns eine einfache Fiction, halb Roman, halb Legende, die zum Ausgangspunkte die sehr veränderte Erinnerung an die Thatsache hat, daß einst Züge arischer Völkerschaften bis in die südliche Halbinsel und bis zur tiefsten Spitze derselben hinab stattgefunden, eine Thatsache, die in die letzten Jahrzehnte des heroischen Zeitalters fällt und die Niederlassungen zurückgelassen hat, die wir im Obigen nach ihrer Entstehung untersucht haben.

Viertes Kapitel.

Die Gesetze Manus. — Die Kasten. — Die Ssudras. — Die Waïßyas. — Ausgangspunkt der Verfassung der brahmanischen Gesellschaft. — Bildung der brahmanischen Lehre. — Kämpfe zwischen den Kschatriyas und den Brahmanen. — Das Königthum und die Regierung. — Die bürgerlichen und die Strafgesetze. — Die Brahmanen. — Die gemischten Kasten. — Die herabgedrückteu Kasten.

Alle Denkmäler der altindischen Literatur, die Dichtung, die Sage, die philosophischen und religiösen Werke zeigen, daß die Brahmanen die ersten Werkzeuge der Entwickelung der arischen Civilisation in diesen Ländern gewesen sind. Sie gaben dazu den innern Antrieb und waren die obersten Organisatoren, sie verliehen der Sache ihren Charakter. Was die Brahmanen in der Urzeit gewesen, haben wir oben gesehen. Indem sie die Dichter, die religiösen Sänger, die Opferer, die Vermittler der Anrufungen der Menschen und andrerseits des Willens der Götter waren, indem sie die Waffen nicht handhabten, indem sie sich einem beschaulichen Leben überließen, gelangten sie dahin, endlich als der intelligente Theil des Volkes zu gelten.

Mit der Zeit kam der Tag, wo die innere Arbeit in den arischen Völkern, die sich langsam vollzogen, mit großen Veränderungen in der gesellschaftlichen Einrichtung endigen mußte. Das alte Nomadenleben war seit langem schon den besser geregelten Gewohnheiten des Lebens von Ackerbauern gewichen, die Sitten waren milder geworden, der Gewerbfleiß hatte sich entwickelt. Schon die letzten Hymnen der Wedas lassen etwas von dieser Umgestaltung merken, die sich während der Kämpfe des heroischen Zeitalters vollendet. Das Werk war zum großen Theil zu Stande gebracht, als ihm die Brahmanen die höhere Weihe der Religion und des Gesetzes ertheilten, indem sie ein Gesetzbuch einführten, welches fortan das Dasein des ganzen Volkes wie des Einzelnen regeln, Jedem

Rechte und Pflichten zutheilen und eine Nation und einen Staat schaffen sollte.

Die Verfassung der vollkommen zur Ausbildung gelangten brahmanischen Gesellschaft wird in den Gesetzen Manus auseinandergesetzt, die das religiöse und bürgerliche Gesetzbuch des arischen Indien sind. Hier hat man den Mechanismus und die Grundsätze dieser Gesellschaft zu studiren, wenn man die Phasen der großen Umwälzung verstehen will, die unter den Auspicien der Brahmanen vor sich ging und aus den Aryas des wedischen Zeitalters die heutigen Inder gemacht hat.

Der Brahmanismus hat diesem seinem Gesetzbuche einen heiligen, fast göttlichen Charakter verliehen, er hat an die Spitze desselben Manu, den ersten Menschen, das Urbild des denkenden Wesens gestellt. Die Wissenschaft dagegen läßt diese große Gesetzsammlung allmählich entstehen und weiß annähernd anzugeben, um welche Zeit die Redaction derselben vollendet worden ist.

„Erstens ist sicher", sagt Vivien de Saint Martin, „daß die Sammlung bürgerlicher Gesetze und religiöser Vorschriften, welche den Codex Manus bildet, in die Zeit nach dem Ausgang der wedischen Periode fällt, und daß sie von derselben durch einen langen Zwischenraum getrennt ist. Dieser Codex hat die Ordnung der Dinge, welche er schildert, nicht geschaffen, sondern sie nur geweiht und geregelt, ihr das unverletzliche Siegel des religiösen Ansehens aufgedrückt. Nicht nur die Hymnen der Rischis des Sapta Sindhu, sondern auch das Ritual der Brahmanen, das viel weniger alt als die Hymnen ist, war bereits in Sammlungen (Samhitas) vereinigt, wie wir sie jetzt vor uns haben; dieselben sind an verschiedenen Stellen des Codex erwähnt. Man muß sich auch an die Stelle erinnern, wo von einem Gebrauch beim Ueberschreiten der Saraswati die Rede ist und gesagt wird, derselbe stamme „aus unvordenklicher Ueberlieferung." Eine ähnliche Andeutung zieht sich durch das ganze Buch Manus hin, indem dessen Sprache schon das klassische Sanskrit und folglich sehr verschieden von der Mundart der Wedas ist.

Wenn die Redaction der Gesetze Manus vor die endgültige Feststellung des Textes der großen Epopöen zu setzen ist, so ist sie doch sicher jünger als die Ereignisse, welche das Mahabharata feiert und selbst als die ältesten der in diesem Gedichte vereinigten Rhapsodien. Das heroische Leben der Zeiten des „großen Krieges" ist der brahmanischen Theokratie völlig entgegengesetzt. Inmitten der Nationen, die sich um das Gangesland streiten, gehört den Kriegern und nicht den Männern des Friedens und des Gebetes der Vorrang.

Andrerseits, wenn das dem Manu zugeschriebene Gesetzbuch nicht älter sein kann als aus dem zehnten Jahrhundert v. Chr., so setzt das Entstehen des Buddhismus im siebenten eine Grenze, über welche man die Abfassung dieses Gesetzbuchs uns nicht weiter nähern kann. Als der Buddha seine Lehre predigte, war die brahmanische Gesellschaft schon lange genug vollkommen festgestellt, um mächtigen Philosophenschulen das Leben gegeben und Zeit gehabt zu haben, die Nachtheile des Kastenwesens, auf dem jene Gesellschaft beruhte, fühlen zu lassen. Indem so die Grenzen abgesteckt sind, zwischen denen die Gesetze Manus die Gestalt annahmen, in der sie auf uns gekommen sind, nehmen wir als mittlere und wahrscheinlichste Epoche mit Lassen, Wilson und Max Müller das neunte Jahrhundert v. Chr. an, eine Zeit, in der nach einem merkwürdigen Zusammentreffen auch Lykurgos, der erste Gesetzgeber in Griechenland, lebte, und um die Hesiodos in seiner Theogonie die Ueberlieferungen der alten orphischen Schule vereinigte, die in verschiedenen Punkten Aehnlichkeit mit der Kosmogonie der Gesetze Manus hat. Aus einigen Stellen des Codex kann man zwar schließen, daß eine letzte Redaction des Textes, in die sich einige Zusätze einschlichen, nach der Blüthezeit des Buddhismus und selbst nach Alexanders Zug stattgefunden, aber die Veränderungen und Einschiebungen, die in dieser letzten Zeit vorgenommen worden sein mögen, reduciren sich nur auf Weniges und haben nur die Bedeutung von Einzelnheiten zweiten Ranges, sie beeinträchtigen also unsre Annahme in Betreff des Alterthums der Gesetze Manus im Allgemeinen nicht.

„Das Gesetzbuch Manus hat drei große Abtheilungen: Es

formulirt die religiösen Vorschriften, es giebt politische Vorschriften und Regierungsregeln, es bringt die bürgerlichen Gesetze in Kapitel und ordnet deren Anwendung an.

Aber das religiöse Gesetz ist das höchste, es umfaßt die gesammte Gesellschaft. In der brahmanischen Gesellschaft beruht das Staatsrecht nicht auf der Geschichte, das bürgerliche Gesetz nicht auf dem Naturrecht, sondern Staatsrecht wie Civilrecht wurzeln im Religionsgesetz. Das ists, was der Gesetzgeber sich gleich zu Anfang zu zeigen bemüht, indem er die Ordnung der Schöpfungen und deren Unterordnung unter einander auseinandersetzt. Denn dieß ist der Gegenstand des ersten Buchs des Codex." (Vivien de Saint Martin.)

Im Anfang, so heißt es da, war nichts als Dunkelheit. Als die Zeit aber erfüllet war, erschien Swayambhu, das absolute Wesen, das durch sich selbst existirt, in seinem Glanze und verscheuchte die Finsterniß. Indem er sich entschlossen, aus seiner Substanz die verschiedenen Geschöpfe hervorgehen zu lassen, brachte er zuerst das Wasser hervor und legte einen Keim hinein. Aus diesem Keime, der einem wie reines Gold glänzenden, wie ein Gestirn mit tausend Strahlen leuchtenden Eie glich, entstand Brahma, der Vater aller Wesen. Durch die bloße Kraft seines Gedankens trennte Brahma das Urei in zwei Theile und bildete daraus Himmel und Erde. Brahma, der oberste Herr der Welt, brachte dann eine Menge Götter und Geister hervor. Er setzte das Opfer ein und schuf zu dessen Vollbringung die drei ewigen Wedas, den Rig, den Jadjur, den Samana. Er brachte aus seiner eignen Substanz alles hervor, was da ist im Himmel und auf Erden, die Sterne, die Atmosphäre, die Flüsse und die Berge, die Pflanzen und die Thiere. Jedem Wesen wies er von Anfang an seine Eigenschaften, seine Triebe, seine unabänderliche Bestimmung zu. Er schuf endlich auch das Menschengeschlecht in vier Klassen und wies jeder Klasse ihre Rechte und ihre Pflichten zu. Aus seinem Munde ging der Brahmane, aus seinem Arme der Kschatriya, aus seiner Hüfte der Waißya und aus seinem Fuße der Sfudra hervor.

Das ewige Wesen brachte zu Anfang das Buch des Gesetzes hervor, in welchem die Vorschriften für alle Wesen verzeichnet sind. Zur Erhaltung der ganzen Schöpfung schrieb er den vier Klassen verschiedene Beschäftigungen vor. Den Brahmanen wies er das Studium und die Mittheilung der Wedas an Andere sowie die Vollziehung des Opfers zu. Den Kschatriyas legte er als erste Pflicht die Beschützung des Volkes auf. Die Waïßyas erhielten den Auftrag, Vieh zu züchten, den Acker zu bestellen und Handel zu treiben. Die Sfudras endlich hatten keine andere Aufgabe als die, allen andern Kasten zu dienen. Durch strenge Erfüllung dieser Regeln und Scheidung der Kasten existirt und erhält sich die menschliche Gesellschaft.

Dieß ist die Grundlage der brahmanischen bürgerlichen Ordnung, alles Weitere nur Entwickelung und Anwendung. Es ist eine theokratische Gesetzgebung, die sich Gott zum Urheber und die Brahmanen zu Erklärern giebt.

Die Theogonie des Buchs Manus unterscheidet sich nicht wesentlich von dem, was wir in den werthvollsten Hymnen des Rig Weda finden, und was wir im ersten Kapitel des Abschnitts über die Meder und Perser mittheilten. Erst in dem, was folgt, zeigt sich das neue System.

„Die Hymnen sind nicht mehr religiöse Anrufungen oder Danksagungen, im Laufe der verschiedenen Jahrhunderte durch die alten Rischis oder Opferer und Dichter des Sapta Sindhu verfaßt. Sie sind heilige Gesänge, unmittelbar von Brahma, dem neuen höchsten Gotte, geschaffen, um bei der Darbringung der Opfer zu dienen. Ebenso wie in den wedischen Zeiten, aber in noch ausschließlicherer und unbedingterer Weise, ist das Opfer der einzige Act, durch den der Mensch in Verbindung mit Gott tritt. Es ist der einzige Gottesdienst der Aryas, ein Gottesdienst, der in den alten Zeiten zum Tempeldach das Himmelsgewölbe, zum Altar eine Schicht von Kräutern hatte, und dessen Wirksamkeit ganz und gar auf der genauesten Beobachtung der Bräuche beruhte. Als einziger in diese Bräuche Eingeweihter und ausschließlicher Bewahrer der

Texte, die sie beschreiben und begleiten, hat der Brahmane Theil an dem heiligen Charakter des Actes und des Instruments. Aber die große und gründliche Neuerung, der vorherrschende Zug in der von den Brahmanen eingeführten neuen Ordnung der Dinge und der Schlüssel des ganzen Systems ist die Eintheilung des Volkes in erbliche Kasten.

Diese Einrichtung existirte im Keim schon bei den wedischen Stämmen als Klassenunterscheidung, sie liegt aller menschlichen Gesellschaft zu Grunde. Aber was sie mit einem so tiefen Gepräge der brahmanischen Gesellschaft aufgedrückt und ihr einen Einfluß auf die Bestimmung des indischen Volkes gegeben hat, den dieselbe gesellschaftliche Thatsache in verschiedenen Entwickelungsgraden auf kein anderes Volk gehabt hat, ist ihr unauslöschlicher und erblicher Charakter, ihre unübersteigliche Abgrenzung, ihre religiöse Weihe und ihre Einsetzung durch die Gottheit." (Vivien de Saint Martin.)

Die Kasten der brahmanischen Gesetzgebung zerfielen in zwei ungleiche und grundverschiedene Gruppen. Auf der einen Seite stehen die drei ersten Kasten, unter sich vereinigt durch die Gemeinsamkeit politischer Rechte, religiöser Privilegien und gesellschaftlicher Prärogativen, wie durch die Gemeinsamkeit des Namens und der nationalen Erinnerungen; auf der andern Seite die vierte Kaste, in denselben socialen Rahmen gespannt, aber tief unter den drei oberen, ohne Theilnahme an ihren Immunitäten und Privilegien, in dieser Welt nur mit Pflichten beladen, endlich mit dem Namen der Sfudras gebrandmarkt wie mit einem unauslöschbaren Zeichen ihrer tieferen Stellung gegenüber der edlen Bezeichnung der Aryas, die den drei anderen Kasten vorbehalten ist. Es liegt auf der Hand, daß wir hier vor zwei Racen stehen, von denen die eine die siegreiche und herrschende, die andere die besiegte und dienstbare ist, und welche ein doppeltes Band vereint hat, ohne sie zu verschmelzen: das Band der Politik, welches die Besiegten an die Nation der Sieger gekettet hat, und das Band der Religion, welches durch die Eroberer als Mittel der Herrschaft angelegt worden ist. Die vierte Kaste hat ihren Platz im politischen Körper und der religiösen

Gemeinschaft, sie ist gesetzlich ein Theil der arischen Nation. Aber sie ist dazu durch Anfügung, nicht durch ihr Blut gelangt, sie besteht nicht aus Ariern. Die Ssudras sind physisch von den anderen Kasten verschieden. Das Sanskritwort Warna, welchem unser Wort Kaste entspricht, bedeutet „Farbe". Die vierte Kaste war buchstäblich für die alten Aryas das, was für die heutigen Amerikaner die „farbigen Leute" sind, sie war bei jenen ebenso verachtet und erschien jenen ebenso widerwärtig wie diesen die Neger und Mulatten. Wie die Wissenschaft durch ihre neuesten Arbeiten gezeigt hat, und wie wir oben schon Gelegenheit hatten zu bemerken, war die Kaste der Ssudras nichts Anderes, als die Nachkommenschaft der alten braunen Bevölkerung des Indus- und Gangesbeckens, die wir für Kuschiten halten zu müssen glaubten. Wenn ein Theil dieser Urbevölkerung, die Dasyus, die Turwasas und Jadawas, dahin gelangt waren, unter die Aryas des Sapta Sindhu auf dem Fuße völliger Gleichheit aufgenommen zu werden, so war dieß mit der Mehrzahl der Kuschiten Indiens nicht der Fall, vielmehr wurden dieselben zu Knechten herabgedrückt und später nur als vierte Kaste in die Reihen der arischen Gesellschaft aufgenommen.

Der Name der Ssudras ist nicht von arischem Ursprung, und derselbe bezeichnete Anfangs auch nicht als Gesammtname die kuschitischen Völker Indiens, sondern war der besondere Name eines bestimmten kleinen Volkes, welches in dem Atharwa Weda und im Mahabharata neben den Bhalikas und Abhiras genannt wird. Die Abhiras wohnten, wie wir wissen, im Osten des unteren Indus, die Bhalikas im Südosten des heutigen Pendjab. Man muß also das alte Volk der Ssudras oder Sudras mit den Sydroi zusammenhalten, die uns die klassischen Geographen noch zur Zeit des Feldzugs Alexanders auf dem östlichen Ufer des Indus, zu beiden Seiten des aus den vereinigten Gewässern des Pendjab entstandenen Zuflusses jenes Stromes anführen. Dieses Volk der Sudras oder Sydrer war vermuthlich der erste oder der wichtigste kuschitische Stamm, den die Aryas im Sapta Sindhu unterjochten,

und so geschah es, daß sein Name später allen anderen braunen Ureinwohnern beigelegt wurde, die man sich unterwarf.

Die nicht nur untergeordnete, sondern knechtische Stellung des Ssudra zeigt sich auf jeder Seite des brahmanischen Gesetzbuches. Er allein ist nur Diener. Auch freigelassen von seinem Herrn ist er von der Pflicht zu dienen nicht entbunden. Nicht Kauf, sondern Geburt giebt ihm seine Obliegenheiten. Ein Brahmane kann sich mit aller Sicherheit des Vermögens eines Ssudras, seines Sklaven, bemächtigen; „denn ein Sklave hat kein Eigenthum." Wie der Name eines Brahmanen Gunst und Glück, der eines Kschatriya Macht und Schutz, der eines Waïßya Reichthum und Freigebigkeit ausdrücken soll, so darf der Name eines Ssudra nur seine Verworfenheit und seine Abhängigkeit andeuten. Es ist nicht gestattet, einen Ssudra in die Kunde der Gesetze und der heiligen Gebräuche einzuweihen. Schreckliche Strafen treffen den Ssudra, welcher es wagt, einem Arya aus den drei oberen Kasten beleidigende Worte zu sagen; die geringste davon ist Abschneiden der Zunge. Ist's ein Brahmane, den er beleidigt hat, so soll dem Schuldigen ein langer glühend gemachter Dolch in den Mund gestoßen werden. Untersteht sich ein Ssudra, einem Brahmanen einen einfachen Rath zu geben oder ihm zu widersprechen, so soll man ihm kochendes Oel in Mund und Ohren gießen. Beleidigt ein Kschatriya oder Waïßya einen Brahmanen, so wird dieß nur mit einfacher Geldbuße geahndet.

„Ein äußeres Zeichen von brahmanischer Einsetzung war jenen drei Kasten gemeinsam und der vierten untersagt. Dieß war eine Schnur, welche jedes Kind in einem durch das Religionsgesetz bestimmten Alter empfing. Diese Schnur war das Emblem einer zweiten oder geistigen Geburt, die unendlich hoch über der physischen stand. Nur die, welche sie empfangen, gelten als Dwidjas oder „zweimal Geboren". (Vivien de Saint Martin.) Es war dieß das Zeichen, welches den Arya vom Ssudra unterschied. Die heutige Sitte Indiens, die sich nicht von der alten entfernt hat, ist der Commentar zu dieser Vorschrift. Die Schnur wird über den Kopf ge-

zogen und auf den beiden Achseln getragen. Die Ceremonie der Anlegung ist nicht weniger feierlich als die der Beschneidung bei den Muslimen. Aber mit seltenen Ausnahmen sind heutzutage die Brahmanen die einzigen, welche die Schnur noch tragen.

Unbarmherzig in Betreff der enterbten Kaste der Ssudras in diesem Leben, hat das brahmanische Gesetz ihnen Hoffnung auf einen besseren Zustand im zukünftigen gegeben. Der Ssudra kann bei der Seelenwanderung eine höhere Stellung erlangen, aber nur wenn er diesseits seine Pflichten getreulich erfüllt hat. Diese Pflichten finden sich in wenigen Zeilen des Gesetzbuches Manus ausgesprochen, und wir können sie mit einem einzigen Worte ausdrücken: Unterwürfigkeit.

Auch die Pflichten der Waïßyas, d. h. der großen Masse des arischen Volkes Indiens nehmen nicht viel Raum ein. Sie sind fast erschöpt in dem Verse des ersten Buches der Gesetze Manus, wo es heißt: „Sorge für das Vieh, Almosen geben, opfern, die heiligen Bücher studiren, Handel treiben, auf Interessen leihen, den Acker bestellen, das sind die dem Waïßya zugetheilten Obliegenheiten.“ Acht Verse des neunten Buches entwickeln diese Vorschriften weiter, indem sie einige Einzelnheiten hinzufügen, die einen interessanten Ueberblick über das geben, was damals der Handel des arischen Indien war. Der Waïßya, heißt es da, muß über den Werth der Edelsteine unterrichtet sein, über den der Perlen, der Korallen, des Eisens, der Gewebe, der Wohlgerüche und der Gewürze. Er muß Kenntniß haben von den Vorzügen und Nachtheilen der verschiedenen Gegenden, er muß gründlich die Sprachen der Menschen kennen. Die Waïßyas bildeten also zugleich die ackerbautreibende, die industrielle und die handeltreibende Klasse der Nation, sie waren gewissermaßen das Bürgerthum der Aryas vom Ganges, wie die Brahmanen die Priester, die Kschatriyas der Militäradel, die Ssudras das Proletariat waren. Doch würde bei dem großen Unterschiede zwischen der brahmanischen und unserer heutigen Gesellschaft dieser Vergleich nur in wenigen Zügen zutreffen.

Die zahlreichen Berufs- und Gewerbsarten, die im brahmanischen Gesetzbuche erwähnt sind, zeigen einen sehr entwickelten gesellschaftlichen Zustand. Es ist nicht blos von Leuten die Rede, welche die Häuser bauen, sondern auch von Leuten, welche die Wasserläufe ordnen, eine Kunst, die schon den Kuschiten Indiens bekannt gewesen war, und die sich in einem häufig von Ueberschwemmungen heimgesuchten Lande frühzeitig vervollkommen mußte. Abrichtung von Elephanten, Zähmung von Stieren, Zureiten von Pferden und Kameelen waren ebenfalls besondere Erwerbszweige in der brahmanischen Gesellschaft zur Zeit der Redaction der Gesetze Manus. Man hatte damals übrigens schon den größten Theil unserer Hausthiere, der vierfüßigen sowohl wie der geflügelten. Man hatte Fleischläden, Brennereien, Oelmühlen, man gewann Zucker aus dem Rohr, aber ohne sich auf das Reinigen und Härten desselben zu verstehen, man beutete Bergwerke aus, man verarbeitete Kupfer und Edelmetalle, aus denen man ciselirte Gefäße machte und wahrscheinlich auch andere Geräthschaften sowie Schmucksachen. Man verfertigte Stoffe von Seide, von Wolle, von Flachs und von Hanf. Die Teppiche von Nepal waren schon damals so berühmt wie heutzutage. Es gab Astrologen und Aerzte, und auf der anderen Seite der socialen Leiter sah man Schauspieler, Tänzerinnen, Kämpfer, Taschenspieler und Seiltänzer. Die Hazardspiele sind untersagt, „indem", wie das Gesetz besagt, „Spiel und Wetten bewirken, daß Fürsten ihre Reiche verlieren" — ohne Zweifel eine Anspielung auf die Sage von den Pandusöhnen. In einer verschiedene Dinge betreffenden Anordnung findet man Kaufmannsgesellschaften, Unternehmungen zum Transport von Waaren in das Innere, Fahrten von Kauffahrteischiffen über das Meer, d. h. Cabotage „oder Küstenfahrten von Hafen zu Hafen und endlich auch Geldverleiher erwähnt. Der gesetzliche Zinsfuß war monatlich ein und ein viertel Procent, doch war ein Zins von zwanzig Procent aufs Jahr geduldet. Was das Grundeigenthum betrifft, so hatten die alten Weisen entschieden, daß das bebaute Land dem zu eigen gehöre, welcher darauf den Wald ausgerodet

habe. Von dem andern Grundsatze, der später in das indische Recht eindrang, dem nämlich, nach welchem alles Land dem König gehöre, findet sich hier noch keine Spur. Wenn man Land verpachtete, so geschah es unter der Bedingung, daß die Hälfte der Frucht davon dem Besitzer, die andere dem Bebauer des Landes gehören sollte.

Die tiefgehende Trennung zwischen den Aryas und den Sjudras und die sklavische Stellung der letzteren waren natürliche Folgen der Eroberung. Schon vor dem Ende des wedischen Zeitalters waren diese großen und ältesten Kasten geschieden, und die Lage der Sjudras konnte sich im Laufe der Jahrhunderte eher bessern als verschlimmern. Aber die Umgestaltung der alten nach ihrer Natur beweglichen und unvollkommen begrenzten Klassen, in die sich die Aryas theilten, in geschlossne, unüberschreitbar umschränkte Kasten, war sicherlich ein Kunstproduct, welches die logische Entwickelung der nationalen Einrichtungen nicht hervorrief. Es war das Erzeugniß einer inneren Umwälzung, welche die gesellschaftliche Verfassung des arischen Volkes Indiens total veränderte, in allen Stücken von der priesterlichen Classe erdacht und durchgeführt wurde und zu ihrem Ergebniß die Errichtung der unbeschränktesten Theokratie hatte, die je in der Welt existirte.

Der Geist dieser Revolution wird am deutlichsten durch die Ausdrücke charakterisirt, mit denen die Gesetze Manus das Verhältniß der Kschatriyas zu den Brahmanen definiren. „Wenn ein Kschatriya sich in Betreff der Brahmanen grobe Ungebühr erlaubt, so soll ihn unter allen Umständen ein Brahmane strafen; denn der Kschatriya hat seinen Ursprung von den Brahmanen. Aus dem Wasser geht das Feuer hervor, aus der Priesterkaste die Kriegerkaste, aus dem Steine das Feuer. Ihre Macht, die Alles durchdringt, stirbt ab gegen das, welches sie hervorgebracht hat.“ — „Die Kschatriyas können nicht gedeihen ohne die Brahmanen. Die Brahmanen können sich nicht erheben ohne die Kschatriyas. Indem sie zusammhalten, erheben sich die Priesterkaste und die Kriegerkaste in dieser Welt und in der anderen.“ — „Die Brahmanen

16*

werden als die Grundlage, die Kschatriyas als der Gipfel des Systems der Gesetze verkündet."

Eine solche Sprache ist weit entfernt von den Zeiten, wo die Brahmanen, die sich die kleinen Fürsten Sapta Sindhus an ihren Höfen hielten, die Thaten und die Großmuth der Radjas priesen, um von ihnen Gaben zu erlangen. Jetzt sind die Brahmanen nicht ebenso hoch als die Krieger, sondern höher gestellt, sie sind jetzt die Quelle aller Macht und die Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung. Einst und zwar bis tief in das heroische Zeitalter hinein nahm die Kriegerkaste ohne Widerrede die oberste Stelle ein. Jetzt war die Priesterkaste an ihre Stelle getreten. Die Revolution, die dieß bewirkt, hatte ihre Wiege in der Religion. Sie war das Ergebniß der großen Veränderung, welche die wedische Religion in den Schulen der Brahmanen erfahren, das Ergebniß der Umbildung dieses naiven Naturdienstes in eine gelehrte und geheimnißvolle Religion, und auf deren metaphysisches System gegründet, ein System, dessen ausschließliche Kenntniß die Brahmanen sich vorbehielten, wie sie auch die alleinigen Erklärer der Religion zu sein beanspruchten.

Was war der Ausgangspunkt dieser Umbildung der alten wedischen Religion durch die Brahmanen, die jene Umbildung der gesellschaftlichen Verhältnisse Indiens zur Folge hatte? Wir haben hierüber ganz positive Angaben.

Wir haben oben gesehen, daß die letzten wedischen Hymnen die Saraswati unter allen Flüssen, an denen die Aryas wohnten, am höchsten priesen. „Es ist," so heißt es da unter Anderem, „die schönste, die liebenswürdigste, die geehrteste unter den sieben Schwestern, ihre heilsamen Wellen fließen, um die Aryas zu beschützen." In den brahmanischen Schriften zeigt sich uns der Name Saraswati in einem noch merkwürdigeren Charakter. Er ist hier mit einem Heiligenschein religiöser Verehrung umgeben, der sich an keinen anderen Strom heftet. Es ist nicht mehr der schöne, liebenswerthe und geehrte, sondern der heilige Strom. Ein Gebiet von fünf Jodjanas (15 Meilen) im Umkreis, dessen eine Seite

vom Flusse begrenzt wird, ist im Mahabharata eine vor allen heilige Opferstätte und noch heute für die Hindus ein Gegenstand besonderer Verehrung. Dieser Charakter der Heiligkeit erstreckte sich auf das ganze von der oberen Saraswati bespülte Land. „Zwischen den beiden göttlichen Flüssen Saraswati und Drischatwati," heißt es im Buche Manus, „befindet sich ein umfriedigter Ort. Diese Gegend, würdig der Götter, hat den Namen Brahmawarta erhalten. Die Sitte, die sich in diesem Lande durch Ueberlieferung aus unvordenklicher Zeit fortgepflanzt hat unter den ursprünglichen und gemischten Kasten, wird als gute Sitte erklärt." Und das heilige Gesetzbuch setzt, indem es die Gebiete aufzählt, welche an die beiden Seiten der Jamuna stoßen, sogleich hinzu: „Das Kurukschetra, das Pantschala und das Ssurasena bilden das Land, welches Brahmarschi (das Land der Weisen, der göttlichen Wesen), genannt wird, neben Brahmawarta. Aus dem Munde eines Brahmanen in diesem Lande geboren müssen alle Menschen auf Erden die besonderen Regeln ihres Verhaltens lernen." Diese Andeutungen sind klar und lassen keinen Zweifel übrig. Das heilige Land an den Ufern der Saraswati und Jamuna, das Land Brahmas, das Land der Weisen, dessen unvordenkliche Sitte das Gesetz geworden ist, von wo die Brahmanen ausgehen, welche die Macht haben, die Menschen zu belehren und zu leiten, ist offenbar das Land, wo sich die ersten Brahmanenschulen bildeten, in welchem die neue Religionslehre entstand, es ist der Ausgangspunkt der gesellschaftlichen Organisation, die sich aus jener Lehre allmählich verbreitete und schließlich die Obmacht der Priesterkaste sicherte.

In den Brahmanenschulen handelte es sich zunächst um die Sammlung der heiligen Gesänge der Patriarchen und um die Bewahrung derselben vor Untergang oder Veränderung im Laufe der Zeiten. Sodann beschäftigten sich dieselben mit peinlich genauer Behütung und Fortpflanzung der sehr ins Kleine ausgebildeten Riten, ohne deren Beobachtung die Feier des Opfers, dieses wichtigen Actes, der die Erde an den Himmel knüpfte, ungültig war. Diese Arbeit begann, wie schon erwähnt, im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts vor unserer

Aera. Während die Nachkommen und Schüler der alten religiösen Barden, in Körperschaften oder Schulen organisirt, sich hier in den friedlichen Gegenden der Saraswati dieser Beschäftigung widmeten, eroberten die arischen Völker das Gangesbecken. Das Ergebniß dieser Eroberung war eine schärfere Markirung der Verschiedenheit der alten Klassen der Aryas. Die Krieger, durch Beute bereichert, umgeben von dem Glanze, welchen der Sieg verleiht, voll Stolz über ihre Thaten, schieden sich jeden Tag mehr vom Volke und nahmen die Manieren aristokratischer Ausschließlichkeit an. Um ihre alten Führer gereiht, die zu mächtigen Monarchen mit prächtigen Hoflagern geworden waren, bildeten sie einen Erbadel, der nichts mehr von dem einfachen Leben der Krieger des Sapta Sindhu wußte, die Hirten gewesen waren, wie die Masse des Volkes, und die zwar ohne Zweifel Vorrechte hatten, die ihnen ihre Tapferkeit sicherte, aber, wenn der Krieg sie nicht abhielt, ihr Vieh besorgten und überhaupt dasselbe Leben führten, wie später der Waïßya. Fortan hielt der Kschatriya nur noch das Waffenhandwerk für seiner würdig, und in seiner Vorliebe für dasselbe vernachlässigte er auch den Theil des Hauspriesterthums, welchen er während seines Aufenthaltes im Sapta Sindhu ausgeübt hatte. Andererseits wieder trugen die, welche die Masse des Volkes bildeten, indem sie seßhaft wurden, indem sie sich in den fruchtbaren Ländern am Ganges und seinen Nebenflüssen niederließen, indem sie theilweise sich in die alten oder neuen Städte dieser Gegenden begaben, indem sie Ackerbauer, Handwerker oder Kaufleute wurden, selbst durch den Wechsel in ihrer Lebensweise bei, die Trennung zwischen ihrer Klasse und derjenigen der Krieger mehr hervorzuheben und sich in eine untergeordnete Stellung zu bringen. Wenn diese beiden Klassen noch keine Kasten waren, so wurde es doch schwieriger, die Schranken derselben zu übersteigen. Die Brahmanen, die Männer der Religion und des Gebets, wurden durch diese Vorgänge ebenfalls von den anderen Klassen geschieden, indem ihre moralische Stellung eine höhere wurde und sie einen Charakter fast göttlicher Heiligkeit annahmen, den sie in der wedischen Zeit niemals gehabt. Die ein-

zigen Bewahrer der Ueberlieferungen aus der Zeit der alten Rischis, der den Göttern angenehmen Hymnen, durch welche man deren Gunst auf das Volk lenkte, endlich der zum Opfer unbedingt erforderlichen Bräuche, waren sie bei keinem Act des religiösen Lebens mehr zu umgehen, und allmählich ging etwas von der übernatürlichen Kraft, die man dem Opfer und dem Gebete zuschrieb, auf sie über. So geschah es denn, daß die Brahmanen, in Familien getheilt, die entweder von den sieben Rischis selbst oder von deren Hauptschülern abzustammen behaupteten, aus einfachen Barden, welche das Lob der Fürsten und deren Thaten fast ebenso oft als den Ruhm der Götter gesungen, allmählich zu einer wirklichen Priesterschaft wurden, ebenso mächtig organisirt, als vom Volke verehrt, welches ihr eine übermenschliche Bedeutung beilegte.

Aber eine Priestergenossenschaft kann sich nicht bilden, nicht gedeihen und fortdauern ohne ein religiöses Lehrsystem, aus dem sie ihr Erbgut macht. Die Beschäftigung der Brahmanenschulen konnte nicht lange auf die bloße, auf mündlichem Wege bewirkte Fortpflanzung der alten Hymnen und Riten beschränkt bleiben. Die bloße Existenz jener Schulen, die sich dem Studium religiöser Dinge ergaben, mußte nothwendiger Weise eine große Arbeit des religiösen Gedankens zur Folge haben, aus welcher ein dogmatisches und metaphysisches System hervorging, das an die ursprünglichen Ideen der alten Mythologie der Aryas anknüpfte. Dieselbe würde es unter allen Umständen hervorgebracht haben, aber sie mußte es um so unvermeidlicher hervorbringen bei einem Volke wie das indische, welches zu allen Zeiten die entschiedenste Neigung zu religiösem Nachdenken und metaphysischer Speculation gezeigt hat.

Die Religion der Aryas im Sapta Sindhu war reine Naturreligion, Anbetung der Sonne und der atmosphärischen Erscheinungen gewesen. In den Brahmanenschulen entwickelte sich die Idee der Einheit Gottes, aber diese Idee nahm in dem brahmanischen Lehrsystem eine besondere Form an, in der sich ihr priesterlicher Ursprung ausprägte, und deren Entstehung durch gewisse Neigungen der we-

dischen Religion vorbereitet worden war. Wir erinnern an das, was wir oben über die Auffassung des Gottes Agni, über die unter den Aryas des Sapta Sindhu stets zunehmende Bedeutung seines Cultus und über die Verknüpfung der Glaubensvorstellungen gesagt haben, durch welche dieser Gott, welcher anfänglich nichts als die Personification der Opferflamme war, zuletzt als die Seele der Welt, Manas, als gleich und identisch mit Indra betrachtet wurde. Soma oder die personificirte Opferspende war in ähnlicher Weise umgewandelt und mit Agni verschmolzen worden. Endlich sahen wir, daß die religiöse Inbrunst, welcher der Arya sich beim Anblick der Flamme und Spende des Opfers überließ, auch ihrerseits objective Form für ihn annahm und ein neuer Gott, Brahmanaspati, „der Herr des Gebets" wurde, den man sich als Vermittler zwischen den Opfernden und den Göttern dachte. Der Begriff des Brahmanaspati ist übrigens kein alter, er tritt erst in den jüngsten Hymnen des Rig Weda hervor, aber er gewann rasch außerordentliche Wichtigkeit. Es ist ein neuer Agni von abstracterer Form, welcher naturgemäß darnach strebt, auf dem Gipfel des Olymp die oberste Stelle einzunehmen. An mehreren Stellen des Rig zeigt Brahmanaspati sich als den Herrn der andern Götter, als mehr wie selbst Indra, als derjenige, der ihnen erst ihre Kraft verleiht; die Thaten, die früher Indra zugeschrieben wurden, sind jetzt seine Thaten, er ists, der Writra niederwirft und die himmlischen Kühe aus der dunklen Höhle befreit. In derselben Zeit, wo die Person Brahmanaspatis sich bildet und vergrößert, sieht man in den Hymnen, die nach der Ueberschreitung der Saraswati durch die Aryas verfaßt sind, die Idee der zauberhaften und übernatürlichen Macht des Gebets unerwartete Proportionen annehmen. Das Gebet wird dabei zuletzt für mächtiger als die Götter selbst, die es anruft, angesehen, als die stärkste Waffe, deren die Götter selbst sich bedienen können; nicht mehr mit dem Blitze, sondern mit der Kraft des Gebets sprengt Indra die Höhle des Writra. Als diese Vorstellungen auftreten, haben die Priesterzünfte sich bereits gebildet, sie haben Opfer und Gebet zu ihrer Domäne gemacht, und sie vergrößern

deren Kraft vor ihren eignen und vor Allem in des Volkes Augen, um sich selbst zu vergrößern.

Nachdem diese Ideen einmal entstanden, entwickelten sie sich in den Brahmanenschulen rasch zur Grundlage dessen, was dort vorgetragen wurde. Die göttliche Persönlichkeit des Brahmanaspati nahm einen abstracteren, weniger anthropomorphischen Charakter an, es war nicht mehr der „Herr des Gebets", sondern „das Gebet" selbst, Brahman, vergöttlicht Brahma. Brahma war natürlich der besondere Gott der Brahmanen, und so war es, als die Priesterschulen den Begriff der absoluten Einheit des göttlichen Wesens, des Seins an sich, Swayambhu, ausgebildet hatten, Brahma, der Schöpfer der Wedas, der heiligen Hymnen, welche die religiöse Wissenschaft enthalten, welchen sie dem Volke als die höchste Manifestation des göttlichen Wesens, als den höchsten Gott, als Weltseele darstellten, die alles schafft, belebt und leitet. Der alte Götterhimmel verschwamm oder gestaltete sich um. Selbst Indra wurde entthront. Ein den alten Rischis unbekannter Gott setzte sich auf den ewigen Thron und empfing das Scepter der Welt. Bescheidnen Ursprungs wie das Gebet, dessen Personification er ist, bescheiden wie ursprünglich die Darbringer des Opfers, seine Schöpfer und Erklärer, waren, wuchs Brahma mit ihnen und durch sie, und sie wurden die Häupter der irdischen Hierarchie, er das Haupt der himmlischen. In den Brahmanas, den Upanischads und allen aus den rein brahmanischen Schulen hervorgegangnen Dichtungen sehen wir Brahma von allen Attributen der göttlichen Macht und Herrlichkeit umgeben. In der brahmanischen Theodicee, die dem Mahabharata unter dem Titel Bhagawadgita eingefügt ist, heißt es:

„Hari (eine der Benennungen des höchsten Gottes) ließ dem Sohne Prithas (Ardjuna) seine erhabne und hehre Gestalt sehen, gehüllt in Gewinde und göttliche Kleidung, durchduftet von himmlischen Wohlgerüchen, wunderbar in allen Dingen, glänzend, unendlich, das Antlitz nach allen Weltgegenden gekehrt. Wenn am Himmel plötzlich das Licht von tausend Sonnen aufginge, so würde es mit dem Glanze dieses erhabnen Gottes zu vergleichen sein. Da

neigte der Held voll Staunen und mit gesträubten Haaren das Haupt und redete, die Hände faltend, den Gott folgendermaßen an: O Gott, ich sehe in deinem Leibe alle Götter und die Schaaren der lebenden Wesen. Du trägst die Tiare, die Streitkeule und die Wurfscheibe, o du von allen Seiten strahlender Lichtberg. Ich kann dich kaum ganz betrachten; denn du strahlst wie das Feuer und die Sonne in deiner Unermeßlichkeit. Du bist der Untheilbare, du bist die höchste Vernunft. Du bist der erhabenste Schatz des Alls, du bist unerschrocken. Du bist es, welcher das unabänderliche Gesetz ohne Anfang, Mitte und Ende, begabt mit unendlicher Macht aufrecht erhält. Deine Arme haben keine Grenze, deine Blicke sind wie Mond und Sonne, dein Mund hat den Glanz des heiligen Feuers. Durch deine Hitze erwärmst du das All. Du allein erfüllst den ganzen Raum zwischen Himmel und Erde, und du rührst an alle Gegenden. O erhabner Gott, beim Anblick deiner übernatürlichen und schrecklichen Macht erbeben die drei Welten.

Das ist der höchste Gott der Brahmanen, die erste Emanation des ewigen Wesens und der Schöpfer aller sichtbaren Geschöpfe, die Seele aller Lebendigen, der Anfang, die Mitte und das Ende aller Dinge. Alles in der Natur kann durch die Sinne oder den gewöhnlichen Verstand begriffen werden, Brahma nur durch den Geist in abstractester Beschaulichkeit. Alle äußeren Erscheinungen, welche im Glauben der wedischen Stämme die lange Reihe der Götter zweiten Ranges bildeten, sind nur noch Formen oder Aeußerungen des Gottes der Brahmanen. „Siehe da, meine hundert und tausend Mal veränderten Formen“, heißt es, „die himmlischen, die nach Farbe und Aussehen verschiedenen. Siehe die Adityas, die Wasus, die Rudras, die beiden Aßwins und die Maruts. Siehe in seiner Einheit das ganze All in mir begriffen.“

Nicht nur alle Götter sind aus der Substanz des göttlichen Wesens, welches sich in Brahma kundgiebt, hervorgegangen, sondern mehr oder minder rein alles, was existirt, und wie alles aus dieser Substanz erflossen ist, so wird es auch dereinst in sie zurückkehren. Denn nach dem System des Brahmanismus sind die

Götter ebensowenig ewig wie die Welt, sie haben nur ein sehr langes Leben, aber ihre Existenz, auch die Brahmas, ist an die der Welt geknüpft. Wenn die vier Jugas vorüber sind, nimmt das allein ewige Urprinzip sie und die Welt wieder in seine Substanz zurück, um sie, wenn die Zeit der Erneuerung gekommen ist, als neue Vorsteher einer neuen Welt wiederzugebären.

In diesem absoluten Pantheismus, dieser der Emanationslehre gegebnen Entwickelung liegt etwas den alten religiösen Ideen der Aryas Fremdes, welches sich zum ersten Mal in den Brahmanenschulen äußert. Mehrere hervorragende Indianisten haben diese neue Richtung aus dem Anblick der wuchernden Fülle der Natur des Gangeslandes, der gewaltigen Berge des Himalaya, der befruchtenden Ueberschwemmungen, der prächtigen und großartigen Flora und der wunderbaren, riesenhaften Fauna dieser Gegend voll ungeheurer Schlangen, voll Elephanten und Königstiger sich entwickeln lassen. Lenormant dagegen leitet sie mit Roth und Baron Eckstein von dem Eintritt kuschitischer Priestergeschlechter in die Reihen der arischen Stämme her. Diese hatten nach ihm zwar die Religion Indras angenommen, aber damit nicht allen Ideen ihrer Race entsagt, sie übertrugen vielmehr diese Vorstellungen als neue Elemente auf die wedische Religion. Die Principien, deren Auftreten den Unterschied zwischen der brahmanischen und der wedischen Religion ausmacht, die pantheistische Einheit des göttlichen Wesens und die Lehre von der Emanation sind nach Lenormant genau die philosophischen Grundgedanken, auf denen das gelehrte System der beiden Religionen von Babylon, die bei einem kuschitischen Volke, und von Aegypten, die bei einem den Kuschiten nahe verwandten Volke entstanden war, beruhte.

Da alles, die Menschen wie die Welt, aus der Substanz Brahmas hervorgegangen ist, der seinerseits wieder eine Emanation Swayambhus, des Wesens oder Seins an sich, ist, so bekleidet die Grundgesetze der Gesellschaft wie die der Natur ein göttlicher und unabänderlicher Charakter. Daher die Umgestaltung der Klassen der alten arischen Gesellschaft in erbliche Kasten mit unüberschreit-

baren Grenzen, welche nichts verändern konnte, da sie durch die Gottheit selbst eingesetzt waren und einen Theil der ewigen Weltgesetze ausmachten. Daher auch die der Brahmanenkaste durch göttliches Recht gesicherte Stellung über allen andern.

Es ist aber noch etwas Anderes, wodurch sich der Brahmanismus von der alten wedischen Religion unterscheidet. Eine der Grundlehren der Brahmanen ist die Lehre von der Seelenwanderung, von der sich in den Wedas keine Spur findet, ja welche den Anschauungen vom andern Leben, die wir in den alten Hymnen ausgesprochen sehen, schnurstracks zuwiderläuft. Wir begegnen jener Lehre bei den Aegyptern, einem der Hauptvölker der hamitischen Race. Aber bei den Brahmanen entwickelt sich dieselbe, wie bei keinem andern Volke, zu einem der wesentlichsten Elemente des ganzen religiösen Systems. Die Brahmanen betrachteten jedes Wesen als durch einen Kreis aufeinanderfolgender Existenzen hindurchgehend, welche sich aneinander schließen und alle Formen der Natur vom Menschen bis zur todten Materie umfassen. Die höchste Spitze dieser unablässigen Wanderungen in dem irdischen Leben ist die Menschheit. Aber die Sünde läßt von ihr in die unteren Existenzformen zurückfallen. Nur die Uebung der Tugend und die wichtigere strenge Beobachtung des religiösen Gesetzes läßt den Menschen aus diesem unendlichen Kreise von Wiedergeburten herausgelangen und zu Brahma, dem Urgrund alles Seins, zurückkehren. Die Brahmanen allein aber kommen unmittelbar zu diesem seligen Ende; denn sie allein haben jene Reihe von Existenzen genügend durchlaufen und durch ihre Verdienste in einem vorhergehenden Leben erlangt, in diese höchste Kaste hineingeboren zu werden, und dadurch erhält ihre höhere Stellung eine neue religiöse Weihe.

Nach dem Tode treten die Seelen vor Jama, dem die Rolle des Richters in der Unterwelt zugetheilt ist. Ihre Thaten werden auf einer Wage gewogen, die Guten kommen in die eine, die Bösen in die andere Schale. Je nachdem die eine oder die andere mehr oder minder überwiegt, werden sie belohnt oder bestraft. Die Kö-

nige und die Krieger, welche Gutes gethan und das Religionsgesetz getreu beobachtet haben, gehen in die Seligkeit des Himmels Indras, des höchsten der materiellen Himmel, ein. Die Bösen, die Verbrecher und die Uebertreter der Religionsvorschriften, werden in die Höllen abgeführt, deren es acht giebt, und welche verschiedene Strafen je nach der Wichtigkeit der von den Verdammten begangenen Sünden umfassen. Diese Strafen sind in den Gesetzen Manus in's Einzelne beschrieben. In der einen Hölle werden die Leiber der Sünder von Nachteulen und Raben zerfleischt, und Dämonen hauen ihnen alle Tage die immer wieder nachwachsenden Köpfe ab. In einer andern werden sie in riesigen Kesseln gesotten. In einer dritten sind sie mit glühenden Kohlen umgeben, und man läßt sie auf brennendem Sande oder über rothglühende Klingen gehen oder gießt ihnen geschmolzenes Kupfer in den Schlund.

Aber diese Höllenstrafen dauern nicht ewig, nach einer gewissen Zeit geht man aus denselben ganz ebenso wie aus der Seligkeit in Indras Himmel wieder in das Erdenleben ein, um den Kreislauf der Existenzen von Neuem durchzumachen. Die Gerechten werden Menschen und zwar in der Kaste, welche die nächsthöhere über der ist, in der sie früher lebten, der Ssudra wird Waïßya, der Waïßya Kschatriya, der Kschatriya Brahmane. Die Bösen nehmen eine tiefe Stufe in der Natur ein, um sich durch eine fast endlose Reihe von Wiedergeburten von neuem zu Menschen emporzuarbeiten. Wer einen Brahmanen getödtet hat, wird als unreines und verachtetes Thier, als Hund oder Esel wiedergeboren. Wer eine Kuh gestohlen hat, erscheint als Krokodil oder Gavial des Ganges, wer Korn entwendet hat, als Ratte, wer Obst oder Hülsenfrüchte geraubt hat, als Affe wieder auf Erden. Wer Blutschande begangen, wird hundertmal als Pflanze oder Schlinggewächs wiedergeboren, bevor er zu einer höhern Daseinsform gelangt. Der Brahmane, welcher sich eine Verletzung der Opferbräuche zu Schulden kommen ließ, muß hundert Jahre das Leben einer Krähe oder Gabelweihe führen. Wer zu einem Freien sagt: „Du bist ein Sklavensohn“ wird fünfmal als Sklave wiedergeboren. Man sieht, die Brahmanen haben

diese Vorstellungen frühzeitig in ein System gebracht. Sie fanden darin ein Mittel, ihre Theokratie durch die Furcht zu befestigen, die sie dem Volke vor diesen fast endlosen Wanderungen durch unreine und niedere Geschöpfe einflößten. Die unterste Sprosse auf der Leiter nahm die unbeseelte Natur ein, dann kamen die Pflanzen, dann alle verachteten Thiere, wie Würmer, Insekten, Fische, Schlangen, Schildkröten, Hunde und Esel, darüber die edleren Thiere, der Elephant, das Pferd, der Löwe, der Eber. Hierauf folgten die wilden Völker, die „Thiere mit Menschengesichtern," hierauf die Ssudras, die auch kaum als Menschen galten. Eine neue Stufe in der Leiter, welche zu ersteigen ist, bildet der Zustand der Rakschasas oder Dämonen, und der Pißatschas oder Vampyre. Dann erhebt man sich allmählich in eine höhere Sphäre, indem man zuerst Schauspieler, Tänzer, Waffen- oder Grobschmied, dann Waïßya, dann Kschatriya, dann König und zuletzt ein himmlischer Geist von der Gattung der Gandharwas oder Upsaras wird. Ueber diesen Genien endlich stehen die Brahmanen, die vollkommenste und höchste Wesenklasse auf dieser Welt. Nur die Götter stehen über den Brahmanen, und selbst diesen sind sie beinahe gleich.

In Betreff des Alters dieser Lehren und des Brahmanismus ist Folgendes zu bemerken. Erst während der Kämpfe des Heldenzeitalters, gegen das zwölfte Jahrhundert, sonderten sich die brahmanischen Familien von dem übrigen Volke, schlossen sich in religiösen Betrachtungen ab und sahen sich als über den andern Menschen stehend an. Um das Jahr tausend war der Begriff der pantheistischen Einheit des göttlichen Wesens und die Lehre von der Emanation in den Brahmanenschulen schon völlig ausgebildet und diente dort als Basis des Religionsunterrichts. Damals begann die Abfassung der Brahmanas, in welchen diese Dogmen förmlich ausgesprochen sind, und die man dann mit den Sammlungen der Wedashymnen vereinigte. Die gesellschaftliche Verfassung und die Lehre von der Seelenwanderung waren damals in ihren Grundzügen bereits skizzirt. Aber erst in den beiden nächstfolgenden Jahrhunderten kann die Hierarchie der Kasten zugleich mit der Stufen-

folge der Wiedergeburten, die sie heiligte, endgültig festgestellt worden sein.

Dieß aber kann sich nicht ohne lebhaften Widerstand vollzogen haben. Die Kschatriyas, die so mächtig geworden waren, die über die materielle Macht verfügten, die sich um Könige schaarten, welche aus ihren Reihen hervorgegangen waren, unterwarfen sich gewiß nicht gefügig der moralischen Macht, beugten sicher nicht ohne Weiteres das Haupt vor den neuen Grundsätzen, welche die Brahmanen ihnen im Namen der Gottheit verkündeten. Ohne Zweifel spielte wie bei allen Revolutionen auch bei dieser die materielle Gewalt ihre Rolle, die Brahmanen zwangen die Kschatriyas ihre höhere Stellung, ihre Herrschaft anzuerkennen, und dieß gelang ihnen durch die Waïßyas, die Masse des Volkes, die einestheils gelehriger auf die Mahnung der neuen Priesterkaste hörte, anderntheils die Gelegenheit ergriff, die Kriegerkaste, von deren Uebermuth sie gelitten, zu demüthigen.

Diese Vermuthung bestätigt uns eine Lieblingssage der Brahmanen, die sie in sehr verschiedener Form in vielen ihrer alten Werke berichten, und auf welche in den Brahmanas wie im Mahabharata, im Ramayana wie in den Puranas angespielt wird. In einem dieser Berichte, deren Haupthelden gewöhnlich Wasischta und Wißwamitra sind, erhebt sich ein Streit über vergrabene Schätze zwischen den Brahmanen vom Geschlechte Bhrighu und den Söhnen des Königs Kritawirya, an dessen Hofe sie als Opferpriester fungiren. Alle Brahmanen werden ausgerottet bis zum Kinde im Mutterleibe. Die Frauen, allein dem Gemetzel entgangen, flüchten sich in den Himalaya, wo die eine einen Sohn zur Welt bringt, den sie in ihrem Schenkel verborgen gehalten, und der davon den Namen Aurwa erhält. Bei seiner Geburt fährt eine Flamme aus der Erde, welche die Welt zu zerstören droht, und deren Glanz alle Kschatriyas mit Blindheit schlägt. Es entspinnt sich ein Kampf zwischen diesen und den Söhnen Aurwas, in welchem Wißwamitra und Paraßu Rama auftreten — Paraßu Rama, dessen schreckliche Streitaxt (Paraßu) die Ermordung der Brahmanen Kritawiryas

an der ganzen Race der Kschatriyas zu rächen bestimmt ist. Nachdem diese blutige Sühne vollzogen ist, zieht Paraßu Rama sich auf den Berg Mahendra zurück. Aber jetzt — und damit wird die Sage charakteristisch — zeigen sich die üblen Folgen dieses Bruderkriegs. Nach Ausrottung der Kschatriyas reißt große Unordnung ein. Die Schwachen werden von den Starken unterdrückt, die Ssudras und Waïßyas bemächtigen sich der Frauen und der Brahmanen. Des Schutzes der Krieger, der bewaffneten Vertheidiger des Gesetzes, beraubt und allen Ausschweifungen der Gottlosen preisgegeben, droht die Erde sich in den Abgrund des leeren Raums zu stürzen. Kaßyapa gestattet ihr, um sie zu beruhigen, einen Wunsch, und sie erbittet sich von dem Gotte, daß die Kschatriyas wieder Könige werden und sie beschützen. Dieser Wunsch wird erfüllt, und es erheben sich neue Herrschergeschlechter. Die Namen Mahischmati und Martikawata, zweier Städte an der obern Narmada, könnten uns den Schauplatz dieses Kampfes, soweit er auf Wirklichkeit beruht, in der Centralgegend des Windhyalandes suchen lassen, auch ist zu bemerken, daß Kritawirya der König der Haïhaya, eines mächtigen Zweigs der Jadawas, eines durch Cultus und politische Einverleibung, aber nicht der Abstammung nach arischen Volkes, ist.

Eine andere, wie es scheint, ältere Sage stellt bei dem Streite in die erste Reihe Wißwamitra und Wasischta, von denen jener der symbolische Ausdruck für die Kriegerkaste ist, während dieser in gewissem Maße das Brahmenthum personificirt. Wißwamitra war ein mächtiger König, welcher das Land mit einem zahlreichen Heere durchzog. Dabei kam er auch zu der Einsiedelei Wasischtas, eines Büßers von sprichwörtlicher Heiligkeit, dessen ganzer Reichthum in der Wunderkuh Kamadhenu bestand, die ihrem Herrn alles gab, was er brauchte. Der König konnte ein solches Wunder nicht sehen, ohne es für sich zu begehren. „Ich habe das Recht, mich Kamadhenus zu bemächtigen,“ sagte er zum Einsiedler, „denn alle Schätze gehören dem Könige, indeß werde ich dir dafür hunderttausend andere Kühe geben.“ Wasischta lehnte dieß ab, aber der

König nahm ihm die wunderbare Kuh mit Gewalt weg. Dieselbe beklagte sich darauf bitter, daß er sie aufgegeben. „Bin ich denn so stark," erwiderte der Büßer, „daß ich den König und sein Heer bekämpfen kann?" Darauf entgegnete Kamadhenu: „Nicht den Kschatriyas ist die Macht gegeben, die Macht der Brahmanen ist ihnen überlegen. Die Macht der Brahmanen, o Wasischta, ist göttlichen Ursprungs und größer als die der Kschatriyas." Und sie befahl Wasischta, sich zur Vertilgung des Heeres Wißwamitras vorzubereiten. Da gingen aus verschiedenen Theilen der göttlichen Kuh Heere von Pahlawas, Ssakas, Jawanas, Kambodjas, Barberas, Haritas und Kiratas hervor, die das Heer Wißwamitras ausrotteten. Bei diesem Anblick stürzten sich die hundert Söhne des Königs wüthend auf Wasischta, dieser aber verwandelte sie durch die bloße Aussprache der geheimnißvollen Sylbe Aum in Asche. Da rief — dieß ist die Moral der Erzählung in ihrem ersten Theile — der König in seiner Verwirrung aus: „Fluch der Macht der Kschatriyas, die Macht der brahmanischen Thatkraft ist die wahre Macht."

Aber die Legende in dieser Form geht weiter. Wißwamitra faßt, nachdem er erkannt, wie viel mächtiger der Priester als der Krieger ist, den Entschluß, sich durch sein Verdienst zu jenem höhern Range zu erheben. Er wird zu diesem Zwecke Einsiedler und Büßer, und bald erwirbt er sich durch die Strenge, mit der er sich peinigt und kasteit, übernatürliche Kraft, die er sofort zur Anwendung bringt. Trißanku, der König von Ayodhya, will ein Opfer bringen, das ihn mit seinem Körper in den Himmel erheben soll. Wasischta, obwohl er der besondere Brahmane der Koßalas ist, weigert sich, dabei Dienste zu leisten, und seine Söhne verfluchen sogar den König, als er sie bedroht, und verwandeln ihn so in einen verachteten Tschandala mit rothen Augen und schwarzer Haut. Der unglückliche Fürst trifft dann Wißwamitra, der sich noch immer den strengsten Kasteiungen widmet. Der aus der Mitte der Kschatriyas hervorgegangene Einsiedler fühlt Mitleid mit ihm, tröstet ihn und bringt dann das so sehr gewünschte Opfer. Die Verdienste Wiß-

wamitras haben so viel Kraft, daß Trißanku wirklich in den Himmel steigt, aber Indra will ihn nicht aufnehmen und stürzt ihn auf die Erde hinab. Da erschafft Wißwamitra, in Zorn entbrennend, infolge seiner Betrachtungen und Büßungen zu der Kraft eines neuen Pradjapati, d. h. eines Herrn der Geschöpfe, gelangt, im Südlande sieben neue Rischis, einen andern Indra und andere Dewas, und nun beeilen sich die alten Rischis und Götter, mit dem furchtbaren Büßer Frieden zu schließen, und Trißanku tritt wirklich in den Himmel ein.

Inzwischen setzt Wißwamitra seine Bußübungen Tausende von Jahren fort, indem er allmählich durch ungeheure Wälder vom Süden nach dem Norden vordringt. Er erhält von Brahma immer prächtigere Titel, aber den bedeutsamsten von allen erhält er noch nicht. Um Brahmane werden zu können, muß er seine Sinne zähmen und besonders seinen Zorn, von dem er so schreckliche Proben gegeben. Mehr als einmal unterliegt er noch, aber indem er sich endlich gegen Morgen kehrt, vollzieht er so wundersame Bußübungen und wird so vollkommen, daß die Götter und die Rischis für ihre Macht und selbst für die Existenz des Alls, welches der allmächtige Einsiedler im Augenblick vernichten könnte, zittern und Brahma bitten, ihm zu gewähren, was er mit solcher Energie erstrebt. Der Vater aller Dinge erhört ihr Gebet und begrüßt, an ihrer Spitze einherschreitend, Wißwamitra mit dem Titel eines Brahmanen. Wasischta selbst nimmt es auf sich, ihm die göttliche Wissenschaft der Wedas mitzutheilen.

Schon die Sage von Paraßu Rama ließ uns hinter dem Schleier der Fabel als historische Thatsache die Beendigung des blutigen Kampfes zwischen der Priester- und der Kriegerkaste durch einen Vergleich erblicken, bei welchem die Kschatriyas die Brahmanen als oberste Klasse anerkennen, andrerseits aber die Brahmanen sich durch die Macht der Verhältnisse gezwungen sehen, zur Erhaltung der Gesellschaft gegenüber den Excessen des niedern Volkes die Klasse der Krieger wiederherzustellen, die sie zu vernichten beabsichtigt. Nachdem sie die Kschatriyas bekämpft, tragen sie selbst

bei, ihnen ihre hohe Stellung in der Gesellschaft wieder zu verschaffen. Der zweite Theil der Sage aber könnte ebenfalls eine historische Unterlage haben. Es scheint, daß in derselben die Erinnerung an einen Versuch der Kriegerkaste erhalten ist, aus ihrer Mitte ein neues Priesterthum hervorgehen zu lassen und es den Brahmanen, mit denen sie im Streite sind, gegenüber zu stellen, und das Ende der Sage könnte andeuten, daß dieses Priesterthum bei dem Vergleich, der den Streit beendete, ganz oder theilweise Aufnahme unter die Brahmanen fand.

In den Zeiten, in welchen die Gesetze Manus verfaßt wurden, hatte sich die Einigung zwischen den Brahmanen und der Kriegerkaste bereits vollzogen, und die Suprematie der ersteren war festgestellt. Aber obwohl das brahmanische Gesetzbuch den Kriegern nur den zweiten Platz einräumt, stellt es doch die Macht und die Person der aus dieser Kaste stammenden Könige sehr hoch Der König ist ein Gott in Menschengestalt, aus Theilchen des Wesens der großen Gottheiten selbst gebildet, überstrahlt er alle andern Sterblichen. Seine Person ist mehr werth als alles Andere. „Um den Unglücklichen zu helfen, bewahre er seine Reichthümer," heißt es, „um seine Frau zu retten, opfere er seine Reichthümer, um sich selbst zu retten, opfere er seine Frau und seine Reichthümer."

Allerdings aber entsprechen dieser hohen Würde auch schwere Pflichten. „Niemals fliehen in einem Kampfe, die Völker beschützen, die Brahmanen ehren, das sind die erhabenen Pflichten, welche den Königen die Seligkeit verschaffen." Wo es gilt, sein Volk zu vertheidigen, darf der König auch vor einem überlegenen Feinde nicht zaudern oder zurückschrecken. Und von den Kschatriyas heißt es in den Gesetzen Manus: „Ein Krieger darf sich gegen seine Feinde niemals heimtückischer Waffen, weder der Pfeile mit Widerhacken, noch der vergifteten Pfeile noch der brennenden Wurfgeschosse bedienen. Er darf keinen Feind schlagen, welcher ihm zu Füßen fällt oder die Hände faltet oder zu ihm sagt: Ich bin dein Gefangener, oder welcher schläft, oder welcher ohne Waffen ist, oder welcher mit einem Andern kämpft, oder welcher schwer ver-

wundet ist, oder welcher flieht Möge er sich der Pflicht der Tapfern erinnern. Der Feige, welcher die Flucht ergreift während des Kampfes, und welcher durch die Feinde getödtet wird, ladet alle schlechten Handlungen seines Führers auf sich, welche sie auch seien."

„Das Gesetz schreibt dem Könige für jeden Tag, ja für jede Stunde bestimmte Obliegenheiten vor. Mit Tagesanbruch aufgestanden, soll er, nachdem er sich gereinigt, in tiefer Andacht dem Feuer sein Opfer und den Brahmanen seine Huldigung darbringen. Dann soll er in den Audienzsaal gehen und alle die anhören, die mit Bittgesuchen zu ihm kommen. Hierauf soll er sich an einen abgelegenen Ort in seinem Schlosse zurückziehen und über alle innern und äußeren Angelegenheiten seines Reichs nachdenken oder darüber mit seinen Ministern verhandeln. Nachdem er diese wichtigen Sorgen erledigt, kann er sich Leibesübungen überlassen. Zu Mittag soll er ins Bad gehen, dann in die innern Gemächer, um sein Mahl einzunehmen. Hier soll er von ergebenen Dienern bereitete Speisen genießen, die mit der größten Sorgfalt geprüft sein müssen, und die man zugleich durch Gebete weihen muß, welche das Gift unschädlich machen. Frauen, die man sorgfältig überwacht und deren Schmuck und Kleidung vorher untersucht sind, sollen dann kommen, ihm Kühlung zuzufächeln und Wasser und Wohlgerüche über seinen Leib zu gießen. Dieselben Vorsichtsmaßregeln soll er beim Ausgehen, beim Schlafen, beim Essen, beim Anziehen und beim Baden beobachten. Die denselben zu Grunde liegende Befürchtung war immer das Erbtheil der morgenländischen Herrscher.

Nach der Mahlzeit soll der König sich in den innern Gemächern mit seinen Frauen belustigen und dann wieder sich mit Staatsangelegenheiten beschäftigen. Er soll Heerschau halten über die Kriegsleute, die Elephanten, die Pferde, die Wagen. Am Abend soll er sich nach Erfüllung seiner religiösen Pflichten bewaffnet in einen abgelegenen Theil seines Palastes begeben, um hier die Berichte seiner Spione entgegen zu nehmen. Nachdem er sie

verabschiedet, soll er in das innere Gemach zurückkehren, um sein Abendessen zu genießen. Nachdem er durch den Klang von Instrumenten erfreut worden ist, soll er sich, wenn die Stunde gekommen, zur Ruhe legen, um am Morgen von Müdigkeit frei aufzustehen.

Und wie das Gesetzbuch das innere Leben der Könige regelt, so auch ihren Verkehr mit dem Auslande. Der Hauptpunkt ist hier die Wahl der Gesandten. Ein solcher muß bewandert in den Gesetzen, von stattlichem Aussehen, unerschrocken, beredt, geschickt in der Deutung der Gesichtszüge und Geberden und fähig sein, die Gedanken zu lesen. Vom Feldherrn hängt das Heer, von der gerechten Vollziehung der Strafe die gute Ordnung, vom König der Schatz und das Landesgebiet, vom Gesandten Krieg und Frieden ab. Er versöhnt die, welche sich entzweit, und trennt die, welche sich verbündet haben. In den Verhandlungen mit einem fremden König soll er seine Gegner nach gewissen Zeichen errathen, nach ihrer Haltung und ihren Geberden, und sie durch geheime Sendlinge ausforschen, er muß verstehen, zu rechter Zeit bei den fremden Räthen und Ministern unwiderstehliche Mittel der Ueberredung anzuwenden.

Der König muß immer imposante Streitkräfte auf den Beinen halten; denn wer über ein großes Heer verfügt, wird von der ganzen Welt gefürchtet. Ein großes Mittel des Erfolges ist, wenn er seine schwachen Seiten zu verbergen und die des Feindes zu entdecken versteht. Ein König muß die Bedächtigkeit des Reihers, die Tapferkeit des Löwen, die Schnelligkeit des Wolfs beim Angriff, die Klugheit des Hasen beim Rückzug haben. Es giebt vier Mittel, mit denen man sich vergrößern kann: Verhandlungen, Geschenke, geschickt ausgesäete Entzweiung, endlich Waffengewalt. Niemals muß man zum letzten greifen, bevor die drei andern versagt haben, denn immer sind für den Vortheil von Reichen friedliche Verhandlungen dem Kriege vorzuziehen. Das brahmanische Gesetzbuch zeichnet neben diesen Grundsätzen des Verhaltens auch die Regeln der Taktik und Strategie, welche ein Feldherr zu befolgen hat.

Man liest da z. B., daß man in der Ebene mit Wagen und Pferden, an nassen und sumpfigen Orte mit bewaffneten Booten und Elephanten, auf waldigem und mit Buschwerk bedecktem Terrain mit Bogen, auf offenem Grunde mit Schwertern, Schilden und andern Waffen kämpfen muß. Man findet hier eine Aufzählung aller Schutz- und Trutzwaffen der Aryas am Ganges." (Vivien de Saint Martin.)

Die Verwaltung bewegte sich in Kreisen, die zehn, zwanzig, hundert und tausend Ortschaften umfaßten. Jede solche Ortschaft hatte ihren Gouverneur. Der Gouverneur eines Kreises von zehn Ortschaften hatte den eines Kreises von zwanzig, dieser den eines Kreises von hundert, dieser wieder den eines Kreises von tausend Ortschaften zum unmittelbaren Vorgesetzten. In jeder Verwaltungsgruppe stand ein Corps Soldaten, deren Befehlshaber von gleichem Range mit dem Civilchef war. Das Gesetzbuch giebt sogar die Einkünfte der Verwaltungsbeamten an. Der Gouverneur eines Kreises von tausend Ortschaften empfing die Einkünfte einer Stadt (Pura), der Gouverneur eines Bezirks von hundert Ortschaften, die eines Fleckens (Grama), der Vorsteher von zwanzig Ortschaften den Ertrag von zwanzig Kulas Land (ein Kula ist eine Fläche Land, wie sie zwei mit sechs Ochsen bespannte Pflüge an einem Tage bearbeiten können), der Chef eines Districts von zehn Ortschaften erhielt den Ertrag eines Kula, der eines einzigen Dorfes endlich das, was er zum Leben nöthig hatte. Da das Geld erst durch die Expedition Alexanders in Indien in Gebrauch kam und Gold, Silber und Kupfer bis dahin nur Waare waren, so wurden jene Einkünfte in natura erhoben.

Außer der Grundsteuer, die in Bodenerzeugnissen entrichtet wurde, bestanden die Einkünfte des Königs aus Abgaben von Waaren, Geschenken und Strafen. Das Gesetzbuch ordnet die Erhebungsart dieser verschiedenen Steuern. „Wie der Blutegel das junge Kalb und die Biene ihre Nahrung nur tröpfchenweise zu sich nehmer, so muß der König auch nur in kleinen Raten den

jährlichen Tribut seines Reichs empfangen." Die Abgabe, die er auf Vieh, Gold und Silber legt, ist zwei Procent vom Werthe, vom Getreide ist der Zwölfte bis zum Sechsten, von anderen Bodenerzeugnissen gewöhlich der Zehnte zu entrichten. Den großen Kaufleuten kann eine Steuer bis zum zwanzigsten Theil ihres Gewinnes auferlegt werden, die kleinen zahlen nur eine sehr mäßige Jahresabgabe. Die Handwerker und die Sjudras tragen ihre Steuer dadurch ab, daß sie jeden Monat einen Tag für den König arbeiten. Die Gesetze des Manu machen den Königen Maßhalten in der Belastung ihrer Unterthanen ausdrücklich zur Pflicht, indem sie sagen: „Möge der König nicht durch maßlose Habgier seine eigene Wurzel und diejenige Anderer abschneiden; denn wenn er seine Wurzel abschneidet, bringt er sich selbst und die Anderen in die elendeste Lange."

Eine andere Quelle von Reichthümern für die Herrscher waren die Bergwerke und die verborgenen Schätze, die man entdeckte. „Wenn der König einen vor Alters in der Erde verborgenen Schatz findet, so soll er die Hälfte den Brahmanen geben und die andere Hälfte in seinen Schatz fließen lassen. Der König hat ein Recht auf die Hälfte der alten Schätze und auf die kostbaren Metalle, welche die Erde enthält, weil er der Herr und der Beschützer des Landes ist." Daß er die eine Hälfte der Schätze den Brahmanen geben soll, bezeugt die mächtige Stellung der Priesterschaft vor dem Könige. Aber dieß ist noch nicht Alles. „Wenn ein gelehrter Brahmane einen ehedem vergrabenen Schatz findet, so kann er ihn ganz nehmen; denn er ist Herr über alles, was existirt." Anderswo heißt es, daß der König den Brahmanen keine Abgaben auflegen soll. Vielfach wird den Königen und anderen Mächtigen empfohlen, die Brahmanen zu ehren, auf ihren Rath zu hören und sie zu beschenken. „Das in den Mund eines Brahmanen gegossene Opfer ist viel besser als das Agni dargebrachte. Das einen Menschen, der nicht Brahmane ist, gegebene Geschenk hat nur gewöhnliches Verdienst. Das einem Menschen, der sich Brahmane nennt, gegebene ist zweimal so verdienstlich. Einem Brahmanen

gegeben, der im Studium der Wedas Fortschritte gemacht hat, ist es hundertmal, einem in der göttlichen Wissenschaft zur Vollkommenheit gediehenen Brahmanen geschenkt, ist es unendlich mehr werth.

Der König ist nach dem brahmanischen Gesetzbuche der oberste Richter seines Volkes, und Recht zu sprechen ist eine der wichtigsten seiner täglichen Pflichten. „Ein König, welcher die Rechtsstreitigkeiten prüfen will, muß sich in bescheidener Haltung und begleitet von Brahmanen und erfahrenen Räthen nach dem Gerichthofe begeben. Hier soll er sitzend oder stehend mit erhobener rechter Hand, schlicht in Kleidung und Schmuck die Prozesse untersuchen. Jeden Tag soll er die vor ihn gebrachten Sachen eine nach der anderen nach Gründen entscheiden, die dem Herkommen des Landes und dem Buch der Gesetze entnommen sind.“ Wenn der König die Prozesse nicht selbst entschied, so beauftragte er einen Brahmanen damit, der dann mit drei Beisitzern das höchste Gericht bildete.

Das Gesetz hat nach dem Codex Manus die Wedas und das Herkommen zur Grundlage. Die Wedas repräsentiren die Offenbarung (Ssruti), das Herkommen wird durch die Ueberlieferung (Smriti) fortgepflanzt und im Gesetzbuche (Dharma Ssrata) gesammelt. Das Herkommen par excellence ist das vom Brahmawarta oder dem Lande an der Saraswati. Zwei Bücher des Gesetzbuches Manus (das achte und das neute) beschäftigen sich mit den bürgerlichen und den Strafgesetzen. Im Folgenden geben wir einige Proben davon, und zwar sprechen wir zunächst von der Organisation der Familie. „Die Vielweiberei, die wir bei den wedischen Aryas gefunden haben, hatte sich auf die brahmanischen Aryas vererbt. Aber diese Sitte beschränkte sich nothwendig auf die Reichen, die Großen, die Könige und die Brahmanen. Diese durften sich nicht blos gesetzliche Frauen, sondern auch Beischläferinnen aus der verachteten Kaste der Ssudras nehmen. Das Gesetz zählt acht Arten der Heirath oder vielmehr acht Weisen geschlechtlicher Vereinigung auf; denn auch die Nothzucht wird unter den Begriff Heirath gerechnet. Die einzig ehrenvollen Arten sind die, wo der Vater sich zum Schwiegersohn einen Brahmanen oder einen anderen

Dwidja wählt und seiner Tochter bei deren Uebergabe an den Gatten ein Kleid und Schmucksachen schenkt. Geschenke vom Bräutigam zu nehmen, galt für unerlaubt und gemein, für Verhandlung seiner Tochter, für Verkauf seines Blutes.

Ein Dwidja darf erst nach Vollendung seiner religiösen Erziehung heirathen. Mit vierundzwanzig Jahren darf er ein Mädchen von acht, mit dreißig Jahren eins von zwölf Jahren zur Frau nehmen. Der Zweck der Heirath soll die Erzielung von Kindern sein. Deshalb sieht das Gesetz auch den Fall voraus, daß die Frau verstoßen wird. Eine unfruchtbare Frau darf nach achtjähriger, eine solche, deren Kinder während der Geburt sterben, nach zehnjähriger, eine solche, die nur Mädchen zur Welt bringt, nach elfjähriger, eine solche, die mit Bitterkeit spricht, auf der Stelle verstoßen werden.

Während das Weib im Allgemeinen eine tiefe Stellung einnahm, ehrten die Gesetze Manus die Gattin und Mutter aufs höchste. „Die Ehefrauen“ heißt es da an verschiedenen Stellen, „müssen von ihren Vätern, ihren Brüdern, ihren Gatten und den Brüdern ihrer Gatten mit Beweisen der Achtung und Geschenken bedeckt werden, wenn diese sich großes Gedeihen wünschen.“ „Ueberall, wo man die Frauen ehrt, sind die Götter befriedigt, wo man sie nicht ehrt, sind alle gottesdienstlichen Handlungen unfruchtbar.“ „Die Familien, in welcher die Frauen in Kummer leben, sterben bald aus, aber wo sie nicht unglücklich sind, mehrt sich die Familie und gedeiht. „Der geistliche Herr (Guru) ist verehrungswürdiger als zehn Unterlehrer, ein Vater verehrungswürdiger als hundert geistliche Herren, eine Mutter verehrungswürdiger als tausend Väter.“

Indeß war dieß bei den Indern mehr todter Buchstabe als Empfindung. Bei der Ueberstürzung, welche das Weib des heißen Orients fast ohne Uebergang aus der Kindheit in das Leben einer Mutter hineinstößt, ohne intellectuelle und religiöse Erziehung, hat dasselbe in der gesellschaftlichen Hierarchie niemals eine hohe Stellung einnehmen, nie ernstlichen Einfluß ausüben können. Sein

ganzes Leben ist so nichts als ewige Abhängigkeit. Als Kind gehorcht es dem Vater, erwachsen dem Gatten, alt geworden den Kindern. Die oberste Pflicht der Frau ist ihren Gatten zu achten, ihre tägliche Beschäftigung, die Kinder aufzuziehen und über der häuslichen Ordnung zu wachen. Verwittwet muß sie dem Andenken an ihren Gatten treu bleiben, sie darf nicht einmal den Namen eines anderen Mannes aussprechen, und einen zweiten Mann nehmen hieße auf den Ruf einer tugendhaften Frau verzichten. In der Zeit, wo das Gesetzbuch Manus entstand, existirte, wie sich aus dessen Text deutlich ergiebt, der Brauch noch nicht, welcher der Wittwe vorschrieb, sich mit der Leiche ihres Mannes verbrennen zu lassen. Das aber ist ein neuer Beweis für das Alter dieses Buches; denn dieser barbarische Gebrauch wird von den ersten Griechen, welche zur Zeit Alexanders nach Indien kamen, erwähnt, und man findet im Mahabharata Beispiele davon.

Um diese Skizze der Familie bei den Aryas zu vervollständigen, bemerken wir, daß bei denselben das Erstgeburtsrecht wie bei den Hebräern Grundgesetz war. Der älteste Sohn konnte von der ganzen Hinterlassenschaft seines Vaters Besitz nehmen, dann aber trat er in dessen Pflicht als Stütze seiner Brüder ein. Dieses Recht wurde als ein Ehrentitel und Privilegium der drei arischen Kasten angesehen und war den Sudras untersagt. „Es wird befohlen, daß ein Sudra eine Frau aus seinem Stande nehme und keine andere; alle Kinder, welche von ihr geboren werden, müssen gleiche Erbtheile bekommen, auch wenn er hundert Söhne hätte." In der Vorstellung der Brahmanen ist das Zusammenhalten der Hinterlassenschaften für die arischen Familien ein Mittel der Kräftigung und ihre Zersplitterung ein Mittel der Schwächung für die Sudras." (Vivien de Saint Martin.)

Der auf frischer That ertappte Dieb wird zum Tode verurtheilt, desgleichen die, welche ihm Lebensmittel oder Werkzeuge geliefert oder ihm Unterkunft gewährt haben. Die Ueberwachung der Diebe ist ein Gegenstand, dem besondere Sorgfalt gewidmet wird. Die Polizei ist ganz ähnlich wie die unsere organisirt. „Der

König soll die Diebe durch geschickte Spione, die Diebe gewesen sind, und die sich zu den Dieben gesellen, sie begleiten und in Betreff ihrer verschiedenen Kunstgriffe gut unterrichtet sind, entdecken und aus ihren Schlupfwinkeln treiben lassen. Die der Obhut der Polizei empfohlenen Orte sind die öffentlichen Plätze, die Brunnen, die Bäckereien, die liederlichen Häuser, die Läden der Destilateure, die Garküchen, die Kreuzungen der Straßen, die großen heiligen Bäume, die Volksversammlungen und die Schauspiele.

Der Mann, der zum Ehebruch verlockt, wird nach schmachvoller Verstümmelung verbannt; „denn aus dem Ehebruch entsteht in der Welt die Mischung der Klassen, die Quelle der Verletzung aller Pflichten, die vernichtende Geißel des Menschengeschlechts und der Ordnung im Weltall." Die schuldige Frau wird, wenn sie einer hohen Familie angehört, von Hunden zerrissen und ihr Mitschuldiger auf einem glühend gemachten eisernen Bette verbrannt. Der Sjudra, der einen verbrecherischen Verkehr mit einer Frau aus einer der drei oberen Kasten unterhält, soll verstümmelt und in gewissen Fällen hingerichtet werden, sein Eigenthum wird confiscirt. Wer einem jungen Mädchen seiner eigenen Kaste Gewalt anthut, unterliegt einer körperlichen Züchtigung, hat jene sich willig gezeigt, so bleibt er straflos.

Ein Zug, der bei dem Bericht über diese alte Gesetzgebung nicht vergessen werden darf, sind die Gottesgerichte, Feuerproben u. a. Wo man sich mit einem bloßen Eide begnügte, ließ man den Brahmanen bei seiner Wahrhaftigkeit, den Kschatriya bei seinen Pferden, Elephanten oder Waffen, den Waïßya bei seinem Korn, seinen Kühen, seinem Golde, den Sjudra bei allen Lastern und Verbrechen schwören.

„Unter allen Wesen," so sagt das Buch Manus, „sind die ersten die beseelten Wesen, unter den beseelten Wesen aber die, welche durch die Intelligenz existiren. Die Menschen sind die ersten unter den intelligenten Wesen, und die Brahmanen die ersten unter den Menschen. Die Geburt des Brahmanen ist die ewige Fleischwerdung der Gerechtigkeit. Wenn der Brahmane zur Welt kommt,

so nimmt er den ersten Rang auf dieser Erde ein, als oberster Herr aller Wesen muß er über der Erhaltung des Schatzes der Gesetze wachen. Ein zehn Jahre alter Brahmane und ein hundertjähriger Kschatriya müssen wie Vater und Sohn betrachtet werden, und zwar ist von beiden der Brahmane der Vater."

Aber wenn der Brahmane durch seine Geburt und seine Vorrechte das erste aller Wesen ist, so muß er sich auch vor den übrigen Menschen durch die Heiligkeit und Reinheit seines Lebens auszeichnen. Er muß zu seiner Lehre auch das Beispiel hinzufügen, und man muß zugeben, daß die Brahmanen die Regeln, die sie aufgestellt, im Allgemeinen treu befolgt zu haben scheinen. Wenn Stolz, Ehrgeiz, Streben nach irdischen Gütern und nach der Herrschaft über die Gesellschaft der Politik der Brahmanen nicht fremd waren, so folgten sie ohne Zweifel auch weniger niedern Antrieben. Der gewöhnliche und rein materielle Ehrgeiz hätte ihnen sicher nicht die sittliche Kraft verliehen, welche den Kschatriyas gegenüber ihre mächtigste Waffe war, er hätte ihnen nicht die religiöse Verehrung gewonnen, die im Anfang in der Nation so tiefe Wurzeln schlug, daß weder die Zeit, noch die Glaubenszwiste, noch die Revolutionen, noch die Fremdherrschaft sie zu vernichten im Stande waren. Erben der alten Rischis und früh schon in die Beschaulichkeit versenkt, aus welcher die religiösen, philosophischen und socialen Lehren entsprangen, welche die brahmanischen Zeiten so tief von den wedischen trennen, schöpften sie daraus gegenüber einer in ihren äußern Formen noch halbbarbarischen Gesellschaft das Gefühl einer Ueberlegenheit von fast göttlichem Ursprunge und das Ansehen, welches die Massen unterjocht. Sie herrschten, weil sie an sich glaubten. Sie waren die Organisatoren, fast die Schöpfer der neuen Gesellschaft, sie gaben ihr die Gesetze, sie gestalteten sie nach dem Urbild ihrer Lehren. Muß man sich da wundern, wenn sie da den ersten Platz einnahmen und behaupteten?

Die Brahmanen haben, indem sie eine ganze Nation in die neue Zucht und Ordnung hineinzwängten, indem sie, soviel an ihnen war, alle Energie, alles Streben, allen Schwung in ihr erstickten,

nichts Geringeres erstrebt, als ein Volk vom Schauplatz der Welt zu entfernen, welches die Natur selbst geschaffen hatte, um im fernen Osten ein strahlender Heerd des Lichts und der Gesittung zu werden.

Aber der Inder hat nie ein Bewußtsein von dem moralischen Selbstmorde gehabt, zu dem ihn seine Gesetzgeber bestimmten. Die geschichtliche Perspective, die für uns die Menschen und Dinge in der allgemeinen Bewegung der Menschheit auf ihren Standpunkt stellt, hat für ihn niemals existirt. Er erblickte in den Brahmanen nur gotterfüllte Weise, Mittler zwischen Erde und Himmel, Menschen und Gott. Indem sie sich einen höheren Ursprung und ein vornehmeres Wesen zuschrieben als das der übrigen Sterblichen, drückten die Verfasser des brahmanischen Gesetzbuchs nur das Gefühl des Volkes aus, nur das, was selbst der kriegerische Adel hatte anerkennen müssen. Deutete nicht schon der aus dem Uralterthum stammende Name der Brahmanen auf ein der Beschaulichkeit und dem Gebet geweihtes, in steter Gemeinschaft mit der Gottheit stehendes Leben?

Die brahmanische Disciplin, wie man sie im Gesetzbuche Manus auseinandergesetzt findet, war zur Erhaltung jener Meinung geschaffen, welche das Volk von der Heiligkeit der Brahmanen haben sollte. So hoch der in dieser bevorzugten Kaste Geborene über den andern Menschen stand, so zahlreich waren auch die ihm auferlegten Pflichten. Außer der Vollziehung der Opfer war sein ganzes Leben ein Leben innerer Beschaulichkeit, der Entsagung, des Studiums und der Lehre. Seine Gedanken, seine Worte, seine geringfügigsten Handlungen sind mit der strengsten Pünktlichkeit geregelt. Vielleicht mag es schwer fallen, die außerordentlichen Vorrechte des Brahmanen mit der asketischen Strenge seiner Lebensweise in Einklang zu bringen. Vielleicht auch wäre es gewagt, zu behaupten, daß bei ihm das wirkliche Leben stets das vollkommene Abbild der gesetzlichen Vorschrift gewesen sei; aber vergessen wir nicht, daß die langen Prüfungen einer ernsten Erziehung in ihm frühzeitig den Antrieb der Sinne dämpften, und schreiben wir diesen

tief beschaulichen Naturen nicht das Laster gemeiner Heuchelei zu. Der Brahmane hatte, wie gesagt, die angeborne Empfindung einer unermeßlichen sittlichen Ueberlegenheit, und eine solche Empfindung ist, was auch ihr Urgrund sei, eine sichere Bürgschaft dagegen, daß man sich erniedrigt." (Vivien de Saint Martin.)

Es gab übrigens Klassen und Grade unter den Brahmanen. Nicht alle waren gleich bewandert in den Wedas, und doch verlieh gerade ein hoher Grad dieses Wissens den Vorrang und die Befähigung zu höheren Stellungen in der Gesellschaft. Es gab in der Körperschaft der Brahmanen also eine gewisse Zahl von Rangstufen, von denen jeder einzelnen eine bestimmte Rolle bei der Darbringung von Opfern zugewiesen war.

„Wollte man den Brahmanen die Bezeichnung Priesterkaste in unbeschränktem Sinne geben, so würde dieß eine sehr unvollständige und zugleich sehr falsche Vorstellung hervorrufen. Die Brahmanen sind in strenger Auffassung des Wortes keine Priester. In der alten Zeit, die uns das Buch Manus abspiegelt, hatten die Aryas des Gangeslandes noch keinen öffentlichen Gottesdienst mit Gebäuden, die als Versammlungsorte dienten, und an denen Opferer und Vorbeter fest angestellt waren. Erst viel später sah Indien sich den Göttern des Volkes geweihte Tempel erheben und Brahmanen in regelmäßig wiederkehrender Weise in denselben die vorgeschriebenen religiösen Bräuche vollziehen. In den Zeiten, in denen das Gesetzbuch Manus entstand, bestand der Gottesdienst nur darin, daß man Spenden flüssiger Butter über das Feuer ausgoß, und daß man den Manen der Väter Opfer von reinem Wasser, Reis und Früchten darbrachte, und diese Opfer wurden noch, wie in den wedischen Zeiten, gewöhnlich am häuslichen Heerde und durch das Familienhaupt selbst gebracht. Nur bei feierlichen Gelegenheiten geschah es, daß man Thiere opferte, Opfer, für die Bräuche und Anrufungen vorgeschrieben waren, welche allein die in den heiligen Schriften bewanderten Brahmanen vollziehen konnten. Das waren wirklich priesterliche Amtshandlungen. Auch in den späteren Zeiten, wo Indien Tempel hatte und diese Tempel ihre ständigen Diener be-

saßen, wurden die Priester unzweifelhaft immer aus der Kaste der Brahmanen genommen, daraus folgt aber noch nicht, daß alle Brahmanen Priester waren. Die große Mehrzahl hat immer alle Arten von Berufsgeschäften betrieben und thut dieß noch heute, wenigstens alle Berufsarten, die sich mit der Reinheit der Kaste vertragen. Das Gesetzbuch enthält zahlreiche Vorschriften über das, was einem Brahmanen in Betreff der Erwerbung seines Lebensunterhalts erlaubt und was ihm verboten ist.“ (Vivien de Saint Martin.)

In den Augen des brahmanischen Gesetzes giebt es keine reine Race als die, welche sich durch sich selbst fortpflanzt, ohne irgend eine Beimischung fremden Blutes. Jede Geburt, die aus einer Mischung ungleicher Kasten stammt, giebt unreine Kasten. Der Bruch der vorgezeichneten Regeln, die Aufpfropfung einer Kaste auf die andere, und vorzüglich ihre unerlaubten Mischungen werden als die größten Unglücksfälle getadelt, welche die Welt treffen können, als eine Sache, die sicher Umsturz und Untergang herbeiführen wird.

Die Gesetze Manus zählen bis ins Einzelne alle die Verbindungen auf, die unerlaubte Mischungen bilden. Die Mischung der obern Kasten unter sich hat eine erste Erniedrigung zur Folge, aus der Mischung der drei obern Kasten mit der Kaste der Sfudras geht eine unendlich viel größere Erniedrigung hervor. Die Erniedrigung erreicht ihren tiefsten Grad, wenn die Früchte unerlaubter Verbindungen fortfahren, sich einander zu nähern oder mit Kasten Verbindungen einzugehen, die tiefer stehen als sie.

Indeß geräth nach brahmanischer Lehre das Kind wesentlich nach dem Vater, es nimmt nur in zweiter Linie Eigenschaften der Mutter an. Der Gesetzgeber hat daraus geschlossen, daß der Adel oder die Erniedrigung der Race vom Vater und nicht von der Mutter kommt, ja daß die Frau selbst sich durch ihre Verheirathung adelt oder erniedrigt. „Welches auch die Eigenschaften eines Mannes seien, dem eine Frau durch gesetzliche Heirath verbunden wird, sie nimmt selbst diese Eigenschaften an, wie der Fluß durch seine

Vereinigung mit dem Meere." Und anderswo heißt es: „Wer von einem ehrenwerthen Manne und einer niedrigen Frau geboren ist, kann sich durch seine Eigenschaften ehrenwerth machen, aber wer von einer vornehmen Frau und einem niedrigen Manne geboren ist, muß selbst als niedrig betrachtet werden: so lautet die Entscheidung."

Nachdem dieß festgestellt war, waren die Verbindungen zwischen den reinen Aryas der drei obern Kasten und den Frauen der Ssudras zwar nicht verboten, aber auch nicht gebilligt oder gar empfohlen. „Ein Ssudra kann zur Frau nur eine Ssudra haben. Ein Waïßya kann aus der dienenden und aus seiner eignen Kaste heirathen, ein Brahmane aus diesen drei Kasten und aus der Priesterkaste." Daß hierbei nur an Frauen zweiten Ranges, ungefähr Beischläferinnen gedacht ist, ergiebt sich aus den Sätzen, die gleich darauf folgen: „Es wird in keiner alten Geschichte berichtet, daß ein Brahmane oder ein Kschatriya, wenn auch nur im Nothfalle, zur ersten Frau ein Mädchen der dienenden Kaste genommen hätte. Die Dwidjas, die so unsinnig sind, ein Weib aus der letzten Kaste zu nehmen, erniedrigen bald ihre Familien und ihre Geschlechter zur Lage von Ssudras." So wurden auch die Kinder, die aus der Ehe eines Dwidja mit einer Ssudra stammten, nicht zur Theilnahme an der Hinterlassenschaft ihres Vaters zugelassen.

Die Politik, welche diese Regeln dictirte, ist leicht zu begreifen. Die erobernde Race schob ihre Colonien in die weiten Gebiete Nordindiens vor unter eine ihr an Zahl weit überlegne eingeborne Bevölkerung. Durch den Cultus, den sie dieser Bevölkerung auflegte, fesselte sie dieselbe an die aus der Eroberung hervorgegangne gesellschaftliche Ordnung. Durch die Lehre von den Wiedergeburten eröffnete sie ihr eine Zukunft, ohne sich etwas für die Gegenwart zu vergeben. Indem sie Frauen aus ihr nahm, verstärkte sie sich und schwächte sie jene. Indem sie endlich jede umgekehrte Verbindung, jede Ehe zwischen einem Ssudra und einer Frau aus den obern Klassen mit schrecklichen Flüchen bedrohte, bemühte man sich, die Reinheit der herrschenden Race zu erhalten.

Die Beziehungen der Aryas zu den Ssudras, d. h. zu der kuschitischen Urbevölkerung, sind, wie wir früher gezeigt, zu den verschiedenen Zeiten verschieden gewesen. Anfangs existirte eine Art Gleichheit, wenigstens in Betreff des Cultus, zwischen den Aryas und den Ssudras. Selbst als man nicht mehr, wie zuerst im Sapta Sindhu, ganze eingeborne Völkerschaften auf dem Fuße völliger Gleichheit in die Gemeinschaft der Aryas aufnahm, falls sie sich der Religion Indras anschlossen, nahmen die Ssudras noch eine Zeitlang und bis zur vollständigen Einführung des socialen Systems des Brahmanismus an den Bräuchen des Opfers Theil. Von den Gesetzen Manus aber wird ihnen das streng verboten. Andrerseits jedoch duldeten diese noch die Verbindungen der drei obern Kasten mit Ssudramädchen. Aber später wurden auch diese Verbindungen unbedingt untersagt, wie es noch heute die zwischen den Brahmanen und den untern Kasten sind. Jene Duldsamkeit der Gesetze Manus hat ohne Zweifel viel zu der allmählichen Verschmelzung der beiden untersten Elemente der altindischen Bevölkerung, der Waïßyas und der Ssudras, beigetragen.

„Indien kennt heutzutage die Unterscheidung der vier Kasten, wie sie das Buch Manus schildert, nicht mehr. Es hat seine Brahmanen, seine noch immer vom Volke mit frommer Verehrung betrachtete Priester- und Gelehrtenkaste, es hat in einigen Provinzen noch seine Radjputen, die „Königssöhne“ (Radjaputhra), die sich von den alten Kschatriyas abzustammen rühmen, aber die Benennung Waïßyas existirt nicht mehr und die der Ssudras ebensowenig, oder wo sie sich erhalten, hat sie die Bedeutung des Dienenden verloren. Unter den Brahmanen und Radjputen giebt es thatsächlich nur noch eine Volksmasse, die nach ihren Berufsarten in eine Menge von Unterkasten zerfällt, aber in die gemeinschaftliche Bezeichnung der Hindus zusammenschmilzt.

Es existiren also nur noch drei statt der früheren vier Abtheilungen, aber in diesen dreien setzt sich die ursprüngliche Verschiedenheit zwischen den Aryas und der Urbevölkerung fort. Unmöglich kann man die physische Ueberlegenheit übersehen, welche im All-

gemeinen die Brahmanen und die echten Radjputen (die der westlichen Provinzen) gegenüber der Masse der Bevölkerung zeigen. Man erkennt sie an der Hautfarbe, am Schnitt des Gesichts, an der Reinheit der Züge, an ihrer ganzen Physiognomie und äußern Haltung. Man begegnet hier deutlich auf der einen Seite reinen Abkömmlingen der alten Aryas, die sich in den beiden obern Kasten erhalten haben, und auf der andern Seite den durcheinander gemischten Vertretern dessen, was einst die Ackerbauerkaste der Waïßyas und die Knechtskaste der Ssudras war. Diese Mischung bereitete sich dadurch vor, daß früher das Heirathen von Mädchen aus der Ssudrakaste erlaubt war, und vollendete sich unter der Herrschaft der buddhistischen Dynastien, welche die Kastenunterscheidung überhaupt nicht anerkannten. Die große Unähnlichkeit, die uns zwischen den Brahmanen und den Radjputen Radjasthans und den Hindus der untern Kasten am Ganges auffällt, deutet auf mehr als eine bloße Verschiedenheit der Beschäftigungen, sie läßt uns an diesen alle Zeichen einer durch die Einsickerung geringeren Blutes entstandenen Bastardbevölkerung erkennen, und dieß umsomehr, als die Veränderung nicht in allen Provinzen gleich ist. In den Strichen am obern Ganges und der Djamna (der alten Jamuna), da, wo die ältesten Niederlassungen der Aryas waren, und wo sich die beiden großen Herrscherfamilien von Ayodhya und Hastinapura erhoben, wo also die arische Race auch da schon ausschließlich herrschte, wo ihr Vorrang noch nicht durch das Gesetz Manus förmlich festgestellt war, bemerkt man noch jetzt unter dem Landvolke die größten, am besten gebauten und kräftigsten Leute. In den untern Provinzen dagegen, z. B. in Bengalen, wohin die brahmanische Herrschaft später vordrang und weniger ausschließlich war, zeigt das niedere Volk ein viel häßlicheres und schwächlicheres Aussehen. Mehrere Ursachen mögen zu dieser physischen Ungleichheit beigetragen haben, eine der wichtigsten aber ist ohne Zweifel das ungleiche Vorherrschen des arischen Blutes." (Vivien de Saint Martin.)

Außer den kuschitischen Völkerschaften, die als Ssudras in die gesellschaftliche Organisation der brahmanischen Zeit aufgenommen

wurden, gab es aber auch noch andere Urvölker in Indien, z. B. die Ghonds und Bhillas im Windhya-Gebirge und der Nachbarschaft desselben und die Bhotastämme im Himalaya. Diese hatten als Barbaren nur sehr wenig Verkehr mit dem kuschitischen Urvolke gehabt, und die Aryas gingen noch seltner Verbindungen mit ihnen ein, da das Gesetz jede Heirath von Aryas mit ihnen streng verbot. Sie erhielten sich deshalb von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag intact. Noch jetzt wie in den Tagen, wo das Gesetz Manus entstand, werden diese Stämme als ohne Kaste und tief unter den Sfudras stehend betrachtet. Man mußte aber diesen alten melanischen und tibetanischen Stämmen auch eine Stelle im brahmanischen System geben; denn dasselbe konnte auf dem geheiligten Boden Aryawartas das Vorhandensein von Barbarenvölkern vor den Aryas nicht anerkennen. So sprechen die Gesetze Manus mit einer gewissen Ausführlichkeit von diesen Stämmen, um sie mit dem gemeinschaftlichen Ursprung der Nation zu verknüpfen und sie nicht als Wilde und Fremde, sondern als Entartete darzustellen. Sie erscheinen dabei als unreine Stämme, als Sprößlinge unerlaubter Vermischung zwischen den vier ursprünglichen Kasten. Die einen stammen aus der Verbindung einer obern mit einer niedern Kaste, die andern aus der Verbindung von zwei niedern Kasten, wieder andere aus der Kreuzung dieser verschiedenen Kategorien von Bastarden untereinander. Es scheint, daß die Gesetzgeber der brahmanischen Gesellschaft mit diesen Erfindungen für diese Stämme eine Art Rangordnung aufgestellt haben, je nachdem sie in den ersten Zeiten der Eroberung mehr oder minder arisches Blut aufgenommen zu haben und je nachdem sie auf einer höhern oder tiefern Stufe der Gesittung zu stehen schienen. Die, deren melanischer Ursprung sicher ist, sind nämlich die, deren Herkunft auf eine Mischung der niedrigsten Elemente zurückgeführt und denen der unterste Rang angewiesen wird.

Die Gesetze Manus zählen vierundvierzig solcher entarteter und unreiner Stämme auf, und jedem derselben wird ein andrer Ursprung zugeschrieben. Und daß es sich hier nicht um eine Auf-

zählung abstracter gesellschaftlicher Kategorien, sondern um Völkerschaften handelt, die man mehr oder minder naturgemäß an das System der vier ersten Kasten knüpfen wollte, wird dadurch bewiesen, daß fast alle Namen der Liste sich anderswo als Namen von Völkern wiederfinden, von denen die einen eine wichtige Rolle in der alten Geschichte Indiens, in den beiden großen Epen, in den Puranas und in entschieden historischen Urkunden eine Rolle spielen, während die andern noch heutzutage existiren. So haben wir gesehen, daß die Nischadas eine der bedeutendsten vorarischen Nationen Nordindiens waren, und daß drei Bruchtheile dieser Nation sich noch in sehr später Zeit erhalten hatten, der eine da, wo die Saraswati im Wüstensand verrinnt, der andere an der untern Jamuna, der dritte endlich an den Ufern der Payoschni. Die Gesetze Manus aber lassen sie von der Verbindung eines Brahmanen mit einem Ssudramädchen abstammen. Die Magadhas, Sprößlinge eines Waïßya und der Tochter eines Kschatriya, und die Waïdehas, Nachkommen eines Waïßya und einer Brahmanentochter, führen die Namen von zwei Ländern im Gangesbecken, die in der alten Geschichte Indiens, vorzüglich in der buddhistischen Periode viel genannt werden; sie stellen also offenbar die alte Urbevölkerung vor, die von den Aryas unterworfen wurde. Die Ambaschthas, angeblich Nachkommen eines Brahmanen und einer Waïßyafrau, sind den Griechen nach Alexander unter dem Namen Ambastä als eine Völkerschaft der Windhya-Berge bekannt, und der Name Ambaschtha kommt noch heute unter den Ssudras von Behar vor. Die Sutas, auf die Verbindung eines Kschatriya mit der Tochter eines Brahmanen zurückgeführt, sind unter dem Namen der Tschautas in Behar und unter dem der Sutals in den Bergen von Radjamahl noch jetzt bekannt. Die Ugras, Sprößlinge eines Kschatriya und einer Ssudra, finden sich sehr wahrscheinlich in den Orans von Tschota Nagpur an der Südgrenze von Behar wieder, während die Kuckutakas, angeblich die Kinder eines Ssudra mit der Tochter eines Nischada, vermuthlich die Kokonagä sind, die Ptolemäos ungefähr in derselben Gegend kennt. Eine ganze Reihe von Stämmen,

welche das Gesetzbuch als Nachkommen ausgestoßner Kschatriyas aufführt, die Djhallas, die Mallas, die Nitschiwis oder Litschawis, die Natas, die Karanas und die Khaßas, existiren noch jetzt am untern Laufe des Ganges unter den Namen der Djallads, der Malers, der Leptschas, der Nats, der Karans und der Khosas, und zwar sind es durchgehends Völker von nichtarischem Blute, die sich indeß mit Aryas mehr oder weniger vermischt haben. Sie sind noch dieselben, wie sie uns das Buch Manus zeigt, stehen auf der untersten Stufe der indischen Gesittung und sind mit dem brahmanischen Volke lediglich durch die Bande verknüpft, welche die Eroberung geschaffen hat. Die noch tiefer stehenden Parias endlich, die Verachtetsten der Menschen, sind, wie wir schon sagten, ein melanischer Stamm, die Paharias.

Im Buche der Gesetze ist jeder dieser unreinen Stämme an eine Beschäftigung gebunden, die er nicht aufgeben darf, und an der man ihn erkennt. „Diese Geschlechter", so heißt es da, welche aus unerlaubter Mischung der Kasten hervorgegangen sind, müssen an ihrer Beschäftigung erkannt werden, sie dürfen nur von der Ausübung solcher Berufsarten leben, welche die Dwidjas verschmähen." Diese erbliche Klasseneintheilung der Gewerbe hat sich in Indien nicht nur fortgesetzt, sondern seitdem die dritte der ursprünglichen Kasten durch Verschmelzung mit den Sſudras verschwunden ist, die nun fast die ganze Nation umfassen, giebt es hier keine andere Eintheilung als die in Berufsarten, und jedes Gewerbe bildet eine unübersteigliche, streng erbliche Kaste. So kann man sagen, daß Indien jetzt nicht vier oder drei, sondern hunderte von Kasten hat. Ueberdieß ist zu bemerken, daß in sehr vielen Fällen die Kaste oder das Gewerbe sich wie in den Gesetzen Manus durch einen Stammnamen auszeichnet. Der Name der Kolas z. B., eines melanischen Stammes der Mittelregion, ist unter der Form Kulis die gemeinschaftliche Bezeichnung zunächst der Lastträger, dann der Handarbeiter oder Tagelöhner überhaupt geworden, etwa wie man in Konstantinopel die Eckensteher Malteser, in Paris die Wasserträger Auvergnaten, die Schornsteinfeger Savoyarden nennt.

Fünftes Kapitel.

Die religiöse und philosophische Entwickelung des Brahmanenthums. — Die ursprüngliche Mythologie desselben. — Die Lehre von der Entstehung der Welt. — Die brahmanische Cultur. — Philosophie. — Das ascetische Leben. — Der Wischnuismus. — Der Ssiwaismus. — Die Trimurti.

Die Neuheit der brahmanischen Lehre hatte in dem Gedanken der absoluten Einheit des göttlichen Wesens und in dem Begriff Brahmas, der Weltseele, der ersten Manifestation des Wesens an sich bestanden, aus welchem die Götter und alles, was existirt, hervorgehen. Aber unter diesem neuen Gotte bewahrte das Brahmanenthum das ganze Pantheon der wedischen Zeit, dessen verschiedene Götter es nur in eine Rangordnung zu bringen bemüht war. Diese Rangordnung war übrigens nach den Zeiten und den Schulen der Brahmanen eine verschiedene, und es scheint über diesen Gegenstand nie eine feste und sichere Lehre gegeben zu haben.

Die älteste Klassificirung, von der man schon im Jadjur Weda Spuren bemerkt, unterschied in der Menge der von den Rischis des Sapta Sindhu verehrten Gottheiten acht Hauptgötter, die unmittelbar unter Brahma standen und die acht Weltgegenden gegen die Angriffe der Asuras zu bewachen und zu vertheidigen hatten. Der erste dieser Götter war der von Brahma aus seiner alten Stellung als höchster Gott verdrängte Indra. Ihm war die nordwestliche Gegend als Reich zugetheilt, welche als die heiligste galt; denn von hier waren die Aryas eingewandert, und hier befand sich jenseits des Himalaya der Berg der Götter, der berühmte Meru, der Mittel- und Stützpunkt des Weltalls, wohin schon die arischen Stämme des Sapta Sindhu den Wohnsitz Indras und der Lichtgeister verlegt hatten. Jama wurde als Inhaber des Südostens aufgefaßt, während er ursprünglich den Himmel der Seligen beherrschte. Waruna, seinerseits vom höchsten Himmel herabgestiegen, wo ihn das wedische Zeitalter die obern Gewässer hatte regieren lassen, war jetzt nur noch der König des Oceans. Auch Agni zählt mit unter den Göttern ersten Ranges. Des-

gleichen der Lichtgott Surya und der Mondgott Tschandra. Endlich gehören hierher noch Wayu, der Gott der Weide, und Kuwera, der Gott des Reichthums und Ueberflusses.

Eine etwas jüngere Klassificirung stellt an die Spitze der dem Brahma untergebenen Götter die acht Wasus oder göttlichen Wohlthäter, die den acht Abtheilungen des Weltalls vorstehen, und deren erster Indra ist. Unter ihnen rangirt man Agni und Soma, dann Rudra, den Vater der Winde, mit den zehn Maruts, eine Göttergruppe, die man oft auch die „elf Rudras" genannt findet, endlich die Adityas oder Lichtgötter, die aus acht zwölf geworden sind, indem sie die zwölf Formen der Sonne in ihrem Jahresumlauf darstellen. Das gab im Ganzen dreiunddreißig Götter. Aber diese mäßige Zahl konnte der üppigen Einbildungskraft der Inder nicht lange genügen. Da man Decimalrechnung hatte, so konnte man die Zahl der Götter ohne jene Ziffern zu verändern, leicht ins Unendliche vermehren, indem man mit Zehn, hundert oder tausend multiplicirte, und so gelangte man zunächst noch vor dem Ende des wedischen Zeitalters zu dreitausenddreihundert, später zu dreiunddreißigtausend und in ganz später Zeit zu der ungeheuren Fülle von dreihundertunddreißig Millionen Göttern.

In der That, von dem Augenblicke an, wo man als Grundlage des Religionssystems die Einheit des göttlichen Wesens annahm, von dem selbst die verschiedenartigsten Persönlichkeiten der wedischen Hymnen nur Kundgebungen und Ausflüsse waren, konnte man die Zahl dieser Götter nach Belieben vermehren oder vermindern, sie spalten oder verschmelzen. Ebenso konnte man denselben Namen in verschiedenen Götterklassen wieder erscheinen lassen, ihn unter die Wasus und zugleich unter die Adityas versetzen. Indem man von dieser Befugniß Gebrauch machte, schuf man eine neue Eintheilung der göttlichen Hierarchie, die aus den dreiunddreißig Göttern unter Brahma hervorging, aber viel reicher an Personen und viel jüngeren Datums war. In diesem neuen System herrschen die Wasus nur über die irdische Welt und die Atmosphäre. Dieselben sind: Indra, der König des Firmaments, umgeben von

den Gandharwas und Apsaras oder den himmlischen Nymphen, Jama, der Fürst der Nacht und der Todten, Niruti, welcher die bösen Geister beherrscht, Agni, der Gott des Feuers, das Wesen der Gesetze und des Opfers, Waruna, der Herr des Weltmeers, Kuwera, der Gott der Fülle, der inmitten von Genien wohnt, welche Kainaras und Jakschas heißen, Wayu, der Vater und Fürst der Winde, endlich Isana, den man von einer gewissen Zeit an mit Ssiwa identificirte. Diese acht Götter haben zu Gemahlinnen acht Göttinnen, die den Namen die Mütter führen, und von denen die wichtigsten Indrani, die Gefährtin Indras, und Prithiwi, die Erde, die Gattin Kuweras, sind. Wenn die weiblichen Personificationen in der wedischen Religion sehr selten sind, so vermehren sie sich in der brahmanischen in's Unendliche; denn jeder Gott läßt sich verdoppeln und sich in einer Göttin reproduciren, die man ihm als Frau zugesellt, und welche nur eine andere Form derselben, seine Ssakti, seine Lebensäußerung ist.

Indra ist in dem hier auseinandergesetzten Göttersystem nicht blos das Haupt der sieben andern Wasus, er führt auch die andern, Gottheiten, welche den sieben Swargas oder Himmelssphären vorstehen. Diese sind, indem wir sie von unten auf nach oben nennen Surya, die Sonne, Tschandra, der Mondgott, der mit Soma eins ist, Mangala, der Gott des Planeten Mars, Budha, der Gott des Planeten Merkur, Wrihaspati, einst eine Form Agnis, jetzt der Gott des Planeten Jupiter, Sukra, der Gott des Planeten Venus, endlich Sani, welcher dem Planeten Saturn und zugleich der Wanderung der Seelen vorsteht. Die Adityas, zwölf an der Zahl, bilden eine andere Gruppe göttlicher Persönlichkeiten, in der wir Surya und Waruna wiedererscheinen sehen,

Diese ganz astronomische Klassification ist sehr viel jünger als die beiden andern; denn sie datirt aus einer Zeit, wo die Brahmanen Kunde von den Planeten hatten. Früher fand die Einführung der Rischis, der Patriarchen des Alterthums, in das Pantheon statt, und zwar erhielten sie hier eine Stelle über den Göttern, welche diese Patriarchen besungen hatten. Indem sie allen

menschlichen Charakter verloren, wurden die in mehrere hierarchische Klassen getheilten Rischis fortan als Ausflüsse Brahmas von höherer Ordnung als selbst die Götter betrachtet. Schon in wedischer Zeit war Jama, der bei den Aryas Baktriens nur das gewesen, was Jima Kschaëta bei den Iraniern geblieben ist, der Ahnherr und das Urbild der Menschheit, zum Gotte geworden. Manu, der ihn bei den Aryas des Sapta Sindhu in der Rolle als erster Mensch ersetzt hatte, wurde seinerseits im System der Brahmanen nicht nur ein Gott im engern Sinne, sondern ein übernatürliches und übergöttliches Wesen, ein zweiter Schöpfer der sichtbaren Welt, bestimmt die ewigen Gesetze zu verkünden. Man theilte ihn in sieben Manus, von denen jeder einer Periode des Weltalls vorstand und Ahnherr eines neuen Menschengeschlechts war. Der Ur-Manu oder Manu Swambhuwa, unmittelbar aus dem Sein an sich hervorgegangen, hat zehn Maharischis oder Großrischis hervorgebracht, die auch Pradjapatis, „Herren der Geschöpfe," heißen, weil sie eine Art Unterschöpfer sind, und die bisweilen Brahmadikas genannt werden, indem man sie sich als ohne Vermittler aus Brahma hervorgegangen vorstellt. Dieß sind Angiras, Atri, Kratu, Bhrigu, Dakscha, Maritschi, Narada, Pulaha, Pulastya und Wasischta, die Urahnen von ebenso vielen Brahmanenfamilien, d. h. Persönlichkeiten, von denen die meisten in den Wedas als verehrte Patriarchen, aber als rein menschlichen Charakters angeführt werden, und von denen einige sogar erst in den letzten Zeiten der wedischen Periode gelebt haben. Die Pradjapatis erzeugen ihrerseits die sieben Rischis, Saptarschis oder Radjarschis, welche Kaßyapa, Atri, Wasischta, Wißwamitra, Gotama, Djamatayni und Bharadwadja heißen. Es sind Persönlichkeiten von derselben Natur, unter denen wir selbst zwei von den Namen der Großrischis wiedertreffen. Alle diese Rischis, die Ahnen und Urbilder der Brahmanen werden als älter und höher wie die Götter, welche die Welt regieren dargestellt. Die alte Aditi, die Mutter der Adityas, gilt fortan als Tochter Dakschas, und ihre zwölf himmlischen Söhne gehen aus ihrer Verbindung mit Kaßyapa hervor. Sie hat eine Schwester, die eben-

falls eine Tochter Dakschas und Gattin Kaßyapas ist, Diti, der wedischen Zeit unbekannt, in allen Dingen das Gegentheil der Schwester, die Mutter der Daïtyas, der Geister der Finsterniß, der Gegner der Adityas. Auch zwei der Planetengötter werden als Söhne von Rischis bezeichnet. Wrihaspati, der dem Jupiter vorsteht, ist ein Sohn des Angiras, und Sukra, der Gott der Venus, ein Sohn Bhrigus, während Mangala (Mars) ein Sohn Prithiwis, Sani (Saturn) ein Sohn Suryas und Budha (Merkur) ein Sohn Tschandras ist.

„Nichts war im Anfang," sagt eine Hymne des Rig Weda, „weder Sein noch Nichtsein, kein Himmel, kein Firmament. Was ist es, was Alles bedeckte? Was nahm Alles in sich auf? Ist es das Wasser, der tiefe Abgrund? Der Tod existirte damals nicht noch die Unsterblichkeit. Der Tag ging nicht hell aus der Nacht hervor. Nur das Eine athmete in sich selbst ohne auszuathmen, und es gab nichts Anderes außer ihm. Die Dunkelheit herrschte im Anfang, Alles mit Finsterniß umgebend, wie ein Ocean ohne Licht. Der in seine Hülle eingeschlossene Keim ging allein durch die Kraft der Wärme auf. Die Sehnsucht (Kama) erhob sich daraus zuerst und wurde der erste Samen des Geistes. Der Art ist zwischen Sein und Nichtsein, welches die Weisen, hierüber nachsinnend in ihrem Herzen erkannt haben." Wir haben schon über diese alte Kosmogonie der Aryas des Sapta Sindhu berichtet und damit den ähnlichen Anfang der Theogonie Hesiods zusammengehalten. Auch die Kosmogonie des Brahmanenthums, wie sie sich im ersten Buch der Gesetze Manus findet, läuft auf Aehnliches hinaus. Sie ist nur eine Verfeinerung, Entwickelung und Bereicherung des im Rig Weda Gesagten.

Manu Swayambhuwa, der Offenbarer des ewigen Gesetzes, erzählt selbst den ihn umgebenen Maharischis, wie die Welt entstand. „Die Welt war in Finsterniß versenkt, unbemerkbar, ohne irgend eine sie hervorhebende Eigenschaft, sie konnte weder durch Nachdenken entdeckt, noch offenbart werden, sie schien ganz dem Schlummer hingegeben. Als die Dauer der Auflösung (Pralaya)

zu Ende war, erschien Swayambhu — auch das Brahma genannt — der durch sich selbst existirende Herr, der nicht von den äußeren Sinnen erfaßt werden kann, machte die Welt mit den fünf Elementen und den anderen Grundstoffen sichtbar, erglänzte im reinsten Lichte und verscheuchte die Dunkelheit. Er, welchen nur der Geist erfassen kann, der den Organen der Sinne entgeht, der ohne sichtbare Theile, ewig, die Seele aller Wesen ist, den nichts umgrenzen kann, entfaltete den ihm eigenen Glanz. Indem er sich in seinen Gedanken entschlossen hatte, die verschiedenen Geschöpfe aus seiner Substanz hervorgehen zu lassen, brachte er zunächst die Wasser hervor, in welche er einen Keim legte. Dieser Keim wurde zu einem goldenen Ei (man nennt es auch Hiranyagarbha, die „goldene Gebärmutter") so glänzend wie das Gestirn mit tausend Strahlen, und in demselben wurde das höchste Wesen selbst in der Gestalt Brahmas (hier männlich) des Urvaters der Wesen, geboren."

Brahma, der neue höchste Gott der Brahmanen, ist das begrenzte Brahma oder Swayambhu, der Herr und Meister der Schöpfung.

„Die Wasser sind Naras genannt worden, weil sie die Erzeugung Naras (des göttlichen Geistes) waren, indem diese Wasser der erste Ort gewesen waren, wo eine Bewegung (Ayana) Naras statt gefunden, er ist in Folge dessen Narayana („der, welcher sich auf den Wassern bewegt) genannt worden. Nachdem er in diesem Ei ein Jahr Brahmas verweilt, zertrennte der Herr der Geschöpfe durch seinen bloßen Gedanken das Ei in zwei Theile, und aus diesen zwei Theilen bildete er Himmel und Erde. Dazwischen stellte er die Atmosphäre, die acht himmlischen Regionen und das beständige Sammelbecken der Gewässer. Er schuf aus der höchsten Seele (Paramatma) die unendliche, unkörperliche und unbegrenzte Vernunft (Manas), aus der Vernunft das Bewußtsein (Ahankara), die begrenzte Vernunft, das Prinzip der Individualität, aus dem Bewußtsein endlich die große Seele (Mahanatma), das allgemeine Leben mit dem Gefolge der drei Qualitäten oder Existenzweisen" — die Güte (Satwa), die Leidenschaft (Radjas) und die Dunkel-

heit (Tamas) — „fünf Sinne des intellectuellen Erfassens, fünf Sinne des Handelns und die Anfänge der fünf Elemente. Nachdem er unmerkliche Urtheilchen dieser mit großer Energie begabten Prinzipien mit umgewandelten und zu den Elementen und den Sinnen gewordenen Theilchen dieser selben Prinzipien vereinigt, bildete er alle Wesen. Das höchste Wesen gab nach den Worten des Weda von Anfang an jedem einzelnen Geschöpfe einen Namen, Handlungen und eine Lebensweise. Der höchste Meister brachte eine Menge thätiger und mit einer Seele begabter Götter und eine unsichtbare Schaar von Genien (Sadhyas) und das von Anfang an eingesetzte Opfer hervor. Aus dem Feuer, der Luft und der Sonne schuf er, damit das Opfer vollzogen werde, die drei ewigen Wedas, den Rig, den Jadjur und den Sama. Er schuf die Zeit und die Eintheilungen der Zeit, die Constellationen, die Planeten, die Flüsse, die Meere, die Berge, die Ebnen, die Unebenheiten des Bodens, die strenge Frömmigkeit, das Wort, die Wollust, die Sehnsucht, den Zorn und diese Schöpfung; denn er wollte allen Wesen Dasein geben. Um einen Unterschied zwischen den Handlungen hervorzubringen, schied er Recht von Ungerecht, und er unterwarf die mit Empfindung begabten seiner Geschöpfe dem Vergnügen, dem Schmerz und andern sich entgegenstehenden Verhältnissen. Zur Fortpflanzung des Menschengeschlechts brachte er aus seinem Munde, seinem Arm, seinem Schenkel und seinem Fuß den Brahmanen, den Kschatriya, den Waïßya und den Ssudra hervor. Nachdem er seinen Körper in zwei Theile geschieden, wurde der höchste Meister zur Hälfte Mann und zur anderen Hälfte Weib, und indem er sich mit dieser weiblichen Hälfte vereinigte, erzeugte er Wiradj. Der, welchen das göttliche Männliche (Puruscha) mit Namen Wiradj aus sich selbst hervorgebracht hat, indem er sich strenger Andacht hingab, bin ich, Manu, der Schöpfer dieses Weltalls. Ich bin es, der in dem Wunsche, das Menschengeschlecht entstehen zu lassen, nach den peinvollsten Kasteiungen zuerst die zehn Maharischis, die Herren der Geschöpfe hervorgebracht hat. Diese allmächtigen Wesen schufen sieben andere Manus, die Götter und ihre Wohnungen, und Rischis begabt mit

ungeheurer Macht. Sie schufen die Zwerge (Jakschas), die Riesen (Rakschasas), die Vampyre (Pisatschas), die Gandharwas und Apsaras, die Asuras, die Drachen (Nagas), die Schlangen (Sarpas) die göttlichen Vögel (Suparnas) und die verschiedenen Stämme der Ahnen (Pitris)." Diese letzteren sind die als eine Art Manen verehrten Stammväter der brahmanischen Familien, die in der Zeit der Abfassung der Wedahymnen gelebt hatten und von denen man annahm, daß sie jetzt im Monde wohnten. „Sie schufen die Blitze, den Donner, die Wolken, die farbigen Bogen Indras, die Meteore, die Windhosen, die Kometen und die Sterne von verschiedener Größe, die Kinnaras, die Affen, die Fische, die verschiedenen Vogelarten, das Kleinvieh, das Rothwild, die Menschen, die fleischfressenden Thiere, die Insekten, die Würmer, die Heuschrecken, die Fliegen, die Stechmücken, endlich die verschiedenen der Bewegung unfähigen Körper . . . Und alle diese in Folge ihrer vergangenen Thaten in vielgestaltige Dunkelheit eingehüllten Wesen sind mit Bewußtsein begabt, empfindlich gegen Freude und Schmerz und verfolgen den Gang ihrer Wanderungen in der veränderlichen Welt der Erscheinungen, welche unaufhörlich entsteht und vergeht. Der Schöpfer kehrte, nachdem er so alle Dinge und mich, der ich die fleischgewordene und endliche Intelligenz bin, geschaffen hatte, in die allgemeine Seele zurück, die Zeit durch die Zeit verdrängend. Wenn der Gott wacht, ist die Welt wach mit ihm und Alles gedeiht, aber wenn er einschläft und der Geist in tiefe Ruhe versinkt, so löst die Welt sich auf . . . So belebt und vernichtet er durch abwechselndes Wachen und Schlafen alle beweglichen und unbeweglichen Geschöpfe ohne sich jemals zu erschöpfen."

Der Wechsel zwischen Wachen und Schlaf des schöpferischen Gottes Brahma, der Wechsel von Zerstörung und Wiedergeburt wird dann im Buch der Gesetze geschildert, und die Schilderung nicht mehr Manu, sondern Bhrigu in den Mund gelegt. Wir sehen hier, daß schon in der Zeit, wo das Gesetzbuch redigirt wurde, die Grübelei der brahmanischen Lehrer sich darin gefiel, den Begriff jener Perioden unendlicher Zeiten, die den Indern in ihren reli-

gionsphilosophischen Speculationen so werth, aber lediglich das Erzeugniß von Träumereien und ohne irgendwelche astronomische Grundlage sind, bis zu den äußersten Grenzen auszudehnen.

Wir haben oben das System der göttlichen Jahre auseinandergesetzt, die 360 menschlichen Jahren gleich sind, und von den vier aufeinanderfolgenden Jugas gesprochen, deren Verbindung das Mahajuga, das große kosmische Jahr von 12,000 göttlichen oder 4,320,000 menschlichen Jahren giebt. Als die Gesetze Manus redigirt wurden, hatten die Speculationen der Brahmanen über die Dauer der Welten diese ersten Grenzen bei Weiten überschritten. Das Mahajuga ist nur noch eine kleine Periode, welche die Einbildungskraft der Religionsphilosophen ins Unendliche multiplicirt hat. Tausend kosmische Jahre oder Mahajugas, die zusammen 4 Milliarden und 320 Millionen menschliche Jahre ausmachen, bilden einen Tag Brahmas, d. h. die Periode der Dauer eines Weltalls. Diese Periode zerfällt in 14 Theile von 71 Mahajugas, die von einander durch ebenso viele Sandhis, Perioden von 4000 göttlichen oder 1,728,000 menschlichen Jahren, getrennt sind. Jede Periode von 71 Mahajagus heißt die Periode eines Manu, Manuantara, weil einer der vierzehn Manus eines Weltalls hier den Vorsitz führt. Die sechs ersten Manus der jetzigen Welt heißen Swayambhuwa, Swarotschischa, Uttama, Tamasa, Raiwata, Tschakschuscha. Wir leben in der Periode des siebenten, Waiwaswata, des Sohnes Wiwaswats. Die sieben Manus, welche noch kommen werden, heißen Surya Sawarni, Dakscha Sawarni, Brahma Sawarni, Dharma Sawarni, Rudra Sawarni, Rutscheya und Agni Sawarni. Jedes Manuantara endigt mit einer Ueberschwemmung, welche die Menschen und alle lebende Geschöpfe vernichtet, dann beginnt eine neue Menschheit, die aus einem neuen Manu hervorgeht. Am Ende des Tages Brahmas aber kommt das Pralaya oder die Auflösung der Welt, worauf eine als Nacht Brahmas bezeichnete Periode folgt, die so lang wie der Tag Brahmas ist und während welcher die Schöpferthätigkeit Gottes ruht. Ist diese Periode vorüber, so kommt wieder ein Tag Brahmas und

eine neue Schöpfung. „Die Mannantaras sind unendlich, die Schöpfungen und Zerstörungen unzählbar, das höchste Wesen schafft spielend Welten auf Welten." 360 Kalpas oder Nychthemeren Brahmas, d. h. 720,000 Mahajugas oder 3,110 Milliarden 400 Millionen menschlicher Jahre machen ein Jahr des Gottes aus. Endlich, am Ende eines Jahrhunderts Brahmas, d. h. am Ende von Hundert seiner Jahre oder nach 72 Millionen Mahajugas oder 311,040 Milliarden menschlicher Jahre, nach der Erschaffung und Zerstörung von 36,000 aufeinanderfolgender Welten, wird das Mahapralaya eintreten, die allgemeine Auflösung aller determinirter Wesen. Brahma selbst als männlich gedacht wird aufhören zu existiren, er wird sich wieder in das Brahma oder Swayambhu, das Sinn an sich, auflösen, in den Urgrund ohne Begrenzung, aus dem er hervorgegangen ist. Aber nach einer Periode der Ruhe und der Dunkelheit, deren Dauer die Urheber dieser Gedankenreihe nicht zu bestimmen gewagt haben, wird Swayambhu aus seiner Substanz einen neuen Brahma hervorgehen lassen, aus welchem eine neue Reihe von Welten beginnen wird, und so fort in alle Ewigkeit. Diese Zahlenhäufung macht uns schwindelig und grenzt an Wahnwitz. Aber die indische Phantasie liebt sie und bewegt sich in ihr mit unglaublicher Leichtigkeit. Die Brahmanen haben nicht nur diese endlosen Perioden erfunden, sondern kühn die Partie derselben ausgerechnet, in der sich die Menschheit des historischen Zeitalters bewegt. Wir befinden uns, sagen die geachtetsten Ausleger der Gesetze Manus im ersten Tage des ersten Monats des einundfünfzigsten Jahres Brahmas, im achtundzwanzigsten Mahajuga des siebenten Mannantara dieses Tages, und seit dem großen Kriege der Pandawas und Kurus hat das Kalijuga oder das vierte Juga des Mahajuga begonnen, in dem wir uns befinden.

Die Corporationen und Schulen der Brahmanen beschäftigten sich aber nicht blos mit religiösen Dingen, sie cultivirten auch verschiedene Wissenschaften, und ihre weltlichen Kenntnisse waren von einer gewissen Ausdehnung. Doch wissen wir bei den Be-

streben der Brahmanen, ihre Weisheit als immer vorhanden, immer gleich reich erscheinen zu lassen, von der Geschichte der Wissenschaft in Indien nicht viel mehr mit Sicherheit, als daß die Bekanntschaft mit Griechenland von großem Einfluß auf dieselben war, und daß die Inder namentlich einen bedeutenden Theil ihrer mathematischen und astronomischen Kenntnisse erst von den Griechen empfingen.

Die erste Wissenschaft, die sich in den Brahmanengenossenschaften entwickelte war die als Theil des religiösen Willens betrachtete Sprachwissenschaft. Frühzeitig hatte sich bei der Auslegung und der getreuen Bewahrung der alten heiligen Hymnen das Studium der Grammatik in den Priesterschulen herausgebildet, und letztere war lange Jahrhunderte hindurch eine der Lieblingsbeschäftigungen der indischen Gelehrten, die infolge dessen mehr in der Erkenntniß der Gesetze ihrer Sprache, in der Lexikographie und der Volkslehre leisteten, als irgend ein Volk der Erde, bis sie in unserm Jahrhundert durch W. v. Humboldt, Bopp, Grimm und Burnouf, die zum Theil ihrer Leitung folgten, übertroffen wurden

Das wichtigste Denkmal des philologischen Willens der Brahmanen ist die Grammatik Paninis, welche sich nach A. Weber vor allen ähnlichen Werken bei andern Völkern nicht nur durch gründliche Erforschung der Wurzeln und der Wortbildung sondern auch durch strenge Genauigkeit im Ausdruck ausgezeichnet, die in räthselhaft conciser Weise die Verwandtschaft und Verschiedenheit der Formen charakterisirt, was durch eine algebraische Terminologie möglich wird, deren Theile unter sich in der engsten Harmonie stehen, und welche, hinreichend, alle sprachlichen Erscheinungen zu erklären, den Beweis liefert, daß man in das ganze Gebiet der Sprache eingedrungen ist, und welche andererseits den Scharfsinn ihrer Erfinder offenbart. Panini hat nach bestimmter Mittheilung des chinesischen Reisenden Hiuu Thsang um das Jahr 140 v. Chr. gelebt. Aber er ist keineswegs der Urheber der Wissenschaft, die er in so vollendeter Weise behandelt hat. Er hatte zahlreiche Vorgänger wie Sjakatayana, von dem noch eine Grammatik existiren

soll, und er hat in der Hauptsache nur deren Arbeiten zusammengestellt, systematisirt und vervollständigt. Die ersten Grundsätze, vorzüglich in der Lautlehre, waren schon lange vorher durch die Schulen festgestellt worden, denen wir die Pratißakhyasutras, d. h. die mit den verschiedenen Wedas verbundenen grammatikalischen Abhandlungen, verdanken. Die zum Rig gehörige scheint älter als das achte Jahrhundert v. Chr. zu sein. Die Nirukti von Jaska, jünger als die Pratißakhyasutras, aber immer noch sehr alt, ist lange vor Panini verfaßt und der erste Versuch einer allgemeinen Abhandlung über die Gesetze der Grammatik.

Dieses Werk schließt sich an die sogenannten Nighantus an, Wörterbücher, welche zu entstehen begannen, als Veränderungen der Sprache den Text der Wedas nur noch mit Schwierigkeit verstehen ließen. Nur eins dieser Werke ist uns erhalten, es besteht aus fünf Büchern, von denen die drei ersten eine Sammlung von Synonymen enthalten, während das vierte dunkle Ausdrücke der Wedas erklärt und das fünfte eine Klassification der verschiedenen in den Hymnen genannten Gottheiten giebt. Die Zusammenstellung von solchen Vocabularen führte naturgemäß zur Anfertigung von Wörterbüchern allgemeineren Charakters für die klassische Sanskritsprache. Das merkwürdigste und ausführlichste ist das Amarakoßa Amarasinhas, der mehrere Jahrhunderte nach Beginn der christlichen Zeitrechnung gelebt zu haben scheint. Aber demselben waren eine Menge ähnlicher Lexica vorausgegangen, von denen man namentlich ein von Wyadi oder Wyali verfaßtes erwähnt findet, welches im Pratißakhyasutra zum Rig Weda angeführt wird.

Die Verslehre war ein wichtiger Theil der Sprachwissenschaft, da nicht nur die alten Hymnen, sondern auch die meisten didaktischen Werke und das Buch der Gesetze in Versen abgefaßt waren. Die Regeln der Metrik müssen selbstverständlich schon den alten Dichtern bekannt gewesen sein, welche die wedischen Hymnen verfaßten, und so finden wir die technischen Bezeichnungen verschiedener Versmaße in den jüngsten Hymnen des Rig. Die spätere Ent-

wickelung der Metrik im Zeitalter, in welchem die großen Dichterwerke entstanden, veranlaßte dann zu genauerer Untersuchung ihrer Gesetze, und diese Untersuchungen sind uns theils in denjenigen wedischen Sutras erhalten, welche unmittelbar von der Metrik handeln, theils in den Anukramanis, einer besonderen Sammlung von Abhandlungen, die, mit Beobachtung der Ordnung jeder Samhita oder jeder Sammlung von Hymnen, die einen der Wedas ausmacht, für jede Hymne den Dichter, das Metrum und den Gott anführt. Die letztgenannten Schriften gehören wahrscheinlich einer Zeit an, die jünger als die der meisten Sutras ist, einer Epoche, wo der Text jeder Samhita bereits endgültig festgestellt und auch die Eintheilung in größere und kleinere Abschnitte zur Regelung des Studiums schon vollzogen war. Wahrscheinlich hat es neben diesen Abhandlungen in Form von Commentaren zu bestimmten poetischen Werken auch allgemeiner gehaltene Schriften über den Gegenstand schon in alter Zeit gegeben, dieselben sind aber verloren gegangen.

Diese Wissenszweige erhielten sich aller Wahrscheinlichkeit nach sehr lange Zeit lediglich durch mündliche Ueberliefung. Die Kenntniß und die Anwendung des Alphabets geht bei den Indern nicht über das neunte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung zurück, und lange Zeit scheinen die Brahmanenschulen die Fortpflanzung ihres Wissens durch mündlichen Vortrag und Gedächtniß dem Gebrauch der Schrift zu diesem Zwecke vorgezogen zu haben. A. Weber hat überzeugend nachgewiesen, daß das Alphabet durch den Seehandel nach Indien gelangt, und daß die Quelle der Sanskritschrift in den zweiundzwanzig phönizischen Buchstaben zu suchen ist, die über Südarabien hierher gelangt sind. Aber dieses Alphabet reichte nicht aus, um die feinen Unterschiede der Töne der Sanskritsprache wiederzugeben. Um die Schrift dem Organismus der letzteren anzupassen, wurde der Grundstock des von den Phöniziern gelieferten Alphabets in den Brahmanenschulen vermehrt, bereichert und systematisirt, eine Arbeit, durch welche ein neues Alphabet entstand, das reichste und am besten den Gesetzen der Sprache angepaßte der

Welt. In demselben offenbaren sich das ganze Wissen und der ganze Scharfsinn der indischen Grammatiker, und dasselbe ist allein schon ein Beweis für die ungemein großen Fortschritte, welche die Brahmanen auf diesem Gebiete gemacht hatten.

Das indische Alphabet wird Dewanagari, „Götterschrift," genannt und hat einundfünfzig Buchstaben, die in acht Klassen getheilt sind. Die besonderen Zeichen für die Vocale kommen nur als Anfangsbuchstaben in Anwendung. Bei den innern Sylben des Worts werden die Vocale nur durch feststehende Anhängsel an das Zeichen des Consornanten ausgedrückt. Jedem Consonanten, dem kein solches Anhängsel gegeben ist, folgt ein kurzes A, soll der Buchstabe ohne dieses A ausgesprochen werden, so bezeichnet man ihn mit einem besondern Accent, der Wirama, „Ruhe," heißt, oder man gruppirt ihn in eine Ligatur mit dem folgenden Consonanten.

Strabo nennt nach Megasthenes die Astronomie eine der Lieblingsbeschäftigungen der Brahmanen. Sie hatten dieselbe schon in der wedischen Zeit zu betreiben angefangen, da es zur genauen Feststellung der Opferzeiten, zuerst des Morgens und des Abends, dann bei Neu- und Vollmond, zuletzt zu Anfang jeder der drei Jahreszeiten, die man im Sapta Sindhu unterschied, astronomischer Beobachtungen bedurfte. Aber die Kenntniß des Himmels war noch in der Kindheit, als die Sammlungen der Wedas entstanden, und machte nur langsam Fortschritte. Sie beschränkte sich damals auf die Beobachtung des Mondlaufs, der Tag- und Nachtgleichen und einiger Fixsterne.

Das arische Urvolk Baktriens wußte die Zeit nur nach dem Mondlaufe zu messen, weshalb sie dieses Gestirn „den Messer" nannten. Die Aryas im Sapta Sindhu dagegen stützten sich bei der Zeitbestimmung auf eine ziemlich genaue Beobachtung des Sonnenlaufs, die sie allem Anschein zufolge nach den Erscheinungen der Länge und der Kürze der Tage berechneten; sie bedienten sich infolge dessen eines Sonnenjahres von 360 Tagen. Sie hatten sogar die Ungenauigkeit dieses Jahres herausgefunden, und um dasselbe mit dem wahren Jahre in Einklang zu bringen, schalteten

sie alle fünf Jahre einen dreizehnten Monat von dreißig Tagen ein, was schon im Rig Weda erwähnt wird. Die Beobachtung der Gestirne des nächtlichen Himmels beschränkte sich in der wedischen Zeit auf eine wenige Fixsterne, besonders diejenigen, welche auf der Ekliptik die sogenannten Nakschatras oder Mondhäuser bezeichneten. Die Inder kannten nämlich den Sonnenzodiakus noch nicht, der von den Chaldäern erfunden wurde. Sie theilten nach dem Laufe des Mondes den Kreis der Ekliptik in Stationen dieses Erdtrabanten, deren sie anfänglich 27, dann 28 annahmen, ein System, welches schon in den wedischen Schriften auseinandergesetzt wird und auch den Chinesen bekannt ist, die es von den Indern erhalten haben.

Die Entdeckung der Planeten ließ die Wissenschaft der Astronomie bei den Brahmanen einen entscheidenden Schritt nach vorwärts thun. Die älteste Erwähnung dieses Wissens trifft man vielleicht im Taittiriya Aranyaka, doch ist dieß ungewiß, und sie werden in keiner andern wedischen Schrift erwähnt. Auch das Gesetzbuch Manus kennt sie noch nicht, wogegen in den beiden großen Heldengedichten von ihnen die Rede ist. Ihre Namen sind durchaus indischen Ursprungs, so daß die Kenntniß von ihnen nicht von außen stammen kann. Man kann sogar eine Andeutung hinsichtlich der Entdecker zweier von ihnen in der Thatsache finden, daß die Götter, welche dem Jupiter und der Venus vorstehen, Söhne Angiras und Bhrigus genannt werden, eine Thatsache, die mit bestimmten Nachrichten zusammentrifft, nach welchen die als von jenen beiden Rischis abstammend betrachteten Brahmanenfamilien sich besonders mit Astronomie und Astrologie beschäftigten, so daß das Wort Bhargawa den Sinn „Astrolog" annahm. Wir haben die Namen der Planeten in den heiligen Schriften oben angeführt. Man bezeichnete sie aber bisweilen auch mit anderen Namen, Mars, z. B. als den „Rothen," Venus als die „Weiße" oder die „Glänzende," Saturn als den „Langsamen," und der letzte dieser Namen weist auf eine wirkliche astronomische Beobachtung hin. Zu den sieben Hauptgestirnen, welche das Alterthum kannte, haben

die Inder noch zwei andere hinzugefügt, die nur ihnen bekannt sind und nur in ihrer Phantasie existiren, den Kopf (Rahu) und den Schweif (Ketu) des Ungeheuers, welches sie als die Ursache der Sonnen- und Mondfinsternisse betrachteten.

Erst in den Jahrhunderten, welche dem Zuge Alexanders nach Indien folgten, in der Berührung mit den Griechen und vorzüglich infolge der fortan regelmäßigen und sehr regen Handelsverbindungen mit Alexandrien nahm die indische Astronomie das Wesen einer eigentlichen Wissenschaft an, als welche sie in den ersten Jahrhunderten beträchtliche und auch für die Araber der Chalifenzeit bedeutsame Fortschritte machte. Aehnliches gilt von der Geometrie und der Algebra, die man ebenfalls erst spät und durch die Griechen kennen lernte, und in denen man ebenfalls bald seine Lehrer überflügelte.

Die Arzneikunst war Anfangs in Indien nichts als Magie, d. h. man beschwor durch Sprüche die bösen Geister, denen man den Ursprung der Krankheiten zuschrieb. So begann sie fast bei allen Völkern, und in diesem Zustande begegnen wir ihr im Atharwa Weda. Aber bald bildete sich in Indien eine wissenschaftliche Medicin aus. Die Brahmanen betrachteten dieselbe als ein Upaweda, d. h. als ein Zubehör zu den Wedas und ließen sie von den Göttern offenbart sein. Als die ältesten Schriftsteller über Arzneikunde nennen sie Atreya, Agniweßa, dann Tscharaka, Dhanwantari und dessen Schüler Sußruta, von denen die beiden ersten schon in den Sutras des Jadjur Weda genannt werden. Die Werke aber, die wir unter dem Namen dieser großen Aerzte des Alterthums besitzen, sind apokryph und gehören ihrem Ursprung nach in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung. Jedenfalls war die indische Medicin zu Paninis Zeit schon völlig ausgebildet, und ebenso sicher ist, daß sie den Indern auf eigenem Boden, ohne fremde Anregung oder Beimischung, in den alten Brahmanenschulen erwuchs.

Die alten indischen Aerzte haben schon ein merkwürdig reiches Wissen. Die Lehren über Diätetik, über den Ursprung der Krank-

heiten, die wir antreffen, und ihre Diagnostik zeigen scharfsinnige Beobachtung. Die Brahmanen, welchen dieser Beruf vorbehalten war, hatten eine sehr entwickelte Pharmakologie. Sie kannten vollkommen die Heilmittel und ihre Eigenschaften, und ihre Ueberlieferung hat Europa in diesem Betracht mehr als eine Belehrung geliefert. Sie hatten eine Chemie, die ganz empirisch war, aber sich im Besitz von Prozessen befand, denen man in so alten Zeiten mit Erstaunen begegnet. Sie verstanden sich auf die Bereitung von Schwefel-, Salpeter- und Salzsäure, von Kupfer-, Eisen-, Blei-, Zinn- und Zinkoxyd, von Schwefelverbindungen mit verschiedenen Metallen, von schwefelsaurem Kupfer, Zink und Eisen, von kohlensaurem Eisen und Blei, und alle diese Substanzen wurden von ihnen bei der Behandlung von Krankheiten angewendet. Ihr Verfahren scheint übrigens im Allgemeinen sehr kühn gewesen zu sein. Sie waren die ersten in der Welt, welche die Mineralien innerlich anwendeten, und sie gaben den Kranken dabei nicht nur Quecksilber, sondern auch Arsenik und Arseniksäure ein, um Wechselfieber zu heilen. Sie wendeten Räucherungen mit Zinnober als Mittel an, rasch einen reichlichen Speichelfluß hervorzubringen.

Die Chirurgie der alten Inder war nicht weniger merkwürdig als ihre Medicin, obgleich die Religion Sectionen von Leichnamen unmöglich machte und folglich die Kenntniß des innern Baues des Menschen fast gleich Null war. Man half sich wohl oder übel damit, daß man auf den Menschen das anwendete, was die Brahmanen bei den Opfern von Thieren beobachtet hatten. Die Chirurgen Indiens nahmen mehrere Jahrhunderte vor Christus schon den Steinschnitt, die Staaroperation und die Entfernung des Foetus, wo Frauen nicht gebären konnten, vor. In den Büchern, welche den alten Aerzten zugeschrieben werden, findet man 127 chirurgische Instrumente genannt. Die Kunst, verlorne Nasen zu ersetzen, ist in den alten Brahmanenschulen erfunden und von da nach Europa gelangt. Endlich war die Thierarzneikunde im alten Indien sehr ausgebildet, und man hatte unter anderem eigene Schriften über die Krankheiten der Pferde und Elephanten.

Mit der Geographie dagegen war es übel bestellt, oder vielmehr, es hat im brahmanischen Indien etwas derartiges niemals gegeben. Man nahm kein Interesse an der Kunde von fremden Ländern, von denen man durch hohe Gebirge und weite Meere getrennt und nur durch einige Kaufleute in Verbindung war, die überdieß meist nur mit den halbarischen Provinzen des untern Indus handelten und nicht in das Gangesland, das eigentliche Herz des brahmanischen Indien, vordrangen. So blieb man in der Hauptsache bei der mythischen Geographie, welche die alten Weisen des Sapta Sindhu sich ohne Kenntniß von der Welt phantastisch geschaffen hatten. Nach diesen Ideen war der im Nordwesten des Himalaya gelegene Berg Meru, der heilige Sitz Indras, der Mittelpunkt der Erde, die man sich als Scheibe vorstellte. Er war von acht concentrischen Zonen bewohnbarer Länder umgeben, die untereinander durch sieben Meere geschieden waren. Der Centralcontinent hieß Djambudwipa, „Land des Djambubaums". Das Land Bharatakhanda, das eigentliche Indien, war die Mitte dieses Continents und dessen größere Hälfte. Ein Meer von salzigem Wasser umgab diesen ersten Continent von allen Seiten. Der zweite Landgürtel war Kußadwipa, welches ein bezaubertes Meer umgab, der dritte Plakjadwipa oder Warahadwipa, jenseits dessen sich ein Meer von Zuckerrohrsyrup befand, der vierte Salmaladwipa oder Sankhadwipa mit einem Meer von geklärter Butter, der fünfte Kraunschadwipa oder Jamaladwipa mit einem Meer von Buttermilch, der sechste Ssakadwipa oder Jamadwipa mit einem Ocean von Milch und Ambrosia (Amrita), endlich der siebente Puschkaradwipa oder Angadwipa, der von einem Meer mit süßem Wasser umgeben war. Dergleichen Wunderlichkeiten wurden allen Ernstes in den Brahmanenschulen gelehrt.

In den Schriftwerken der Zeit, mit der wir uns hier beschäftigen, erstrecken sich die positiven geographischen Kenntnisse von fremden Ländern nach Westen nicht über Arachosien, nach Nordwesten nicht über Baktrien, nach Norden nicht über den Himalaya hinaus, im Osten hören sie am Meere, im Süden bei Ceylon auf.

Auffällig ist, daß niemals Chaldäas oder Südarabiens Erwähnung geschieht, zweier Länder, mit denen die Bewohner des Landes an den Indusmündungen doch einen regen Verkehr unterhielten. Indeß lagen diese Gegenden am untern Indus dem Gangesbecken fern, wo das Leben der brahmanischen Gesellschaft vorzüglich pulsirte. Auch von den Assyrern ist nicht die Rede, die doch ihre Herrschaft bis zum obern Indus ausdehnten. Später, nach Alexander, kannte das brahmanische Indien die Jawanas, die Parasikas und die Romakas, d. h. die Griechen, die Perser und die Römer, aber ohne genaue Vorstellungen von deren Ländern zu haben. Man entlehnte ferner den Griechen den Namen der Barbaras, den man zu dem eines Phantasievolkes machte. Endlich kannte man unter der Bezeichnung der Ssakas die turanischen Stämme des Nordwesten, welche zuerst in Baktrien, dann in die Länder auf dem westlichen Indusufer einbrachen.

Die Anfänge der philosophischen Speculation gehen bei den Aryas Indiens in ein sehr hohes Alterthum zurück. Mehrere der Hymnen des Rig Weda offenbaren schon ein Nachdenken von großer Kraft. Die Grundlehre des Brahmanenthums war eine abstracte, eine philosophische. Aber diese Philosophie war eine sehr unvollständige. Ihre Lücken, die Dunkelheit ihrer Lehren, die in Mythen gehüllt und sehr verschiedener Deutung fähig waren, ließen der metaphysischen Speculation ein weites Feld, und man muß dem Brahmanenthum die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es selbst gegen die kühnsten philosophischen Theorien die vollkommenste Duldung geübt hat. Es ertrug die Existenz der entgegengesetztesten Systeme, selbst derer, die zu unbedingter Negation führten, so lange sie nichts als eine Philosophie sein wollten. Wenn diese Duldsamkeit dem Buddhismus gegenüber aufhörte, so lag der Grund davon in dem Umstande, daß derselbe die Hierarchie der Kasten verwarf und die Gleichheit aller Menschen verkündete. Hier sah das Brahmanenthum den Umsturz des socialen Gebäudes, das es errichtet hatte, und so begann es aus Kasteninteresse die Verfolgung.

Die Kenntniß der indischen Philosophenschulen verdanken wir

vorzüglich den Arbeiten Colebrookes. Man unterscheidet deren sechs hauptsächliche, welche von den Indern Darsanani, d. h. „Theorien" genannt werden. Die einen bekennen sich zu Meinungen, die im vollkommnen Widerspruch zu den religiösen Lehren der Brahmanen stehen, die andern entwickeln, obwohl sie für orthodox gelten, Ansichten, deren Ursprung man nicht in den Wedas auffinden könnte. Nach Colebrooke sind diese Philosophenschulen folgende:

1) Die erste Schule Mimansa, die man wie ihren Stifter Djaïmini nennt,

2) Die zweite Schule Mimansa oder Wedanta, die von Weda Wyasa gegründet worden sein soll,

3) Die Schule Nyaya, oder die logische, von Gotama gegründet,

4) Die Schule Waïßeschika, oder die atomistische, deren Stifter Kanada ist,

5) Die atheistische Schule Sankhya, von Kapila gegründet,

6) Die theistische Schule Sankhya oder Joga, die durch Patandjali gestiftet worden ist.

Man müßte dazu noch den Buddhismus rechnen, wenn diese Lehre sich nicht rasch in eine dem Brahmanenthum feindliche Religion umgestaltet hätte, und wenn sie nicht der Glaube des dritten Theils der Menschheit geworden wäre. Wir widmen ihrer Darstellung deshalb ein eignes Kapitel und berichten hier nur über die genannten sechs rein philosophisch gebliebnen Theorien.

Diese Schulen wollen von alten Rischis oder wenigstens von solchen Weisen gegründet worden sein, welche die großen Arbeiten der ersten brahmanischen Epoche repräsentiren, wir wissen aber über ihre Entstehungszeit nichts Genaueres, als daß sie, die Schule Wedanta ausgenommen, die später entstand, insgesammt dem Buddhismus vorausgegangen sind, welche Entwickelung sie auch später genommen haben, als das Brahmanenthum sie alle nacheinander der neuen Religion entgegenzustellen versuchte. Die großen Theorien der indischen Philosophie gehören also Zeiten an, mit denen wir uns hier beschäftigen, und sind älter als die Philosophenschulen

Griechenlands, deren Lehren oft so viele Analogien mit ihnen darbieten. Alle verfolgen, wie auch sonst ihr Geist beschaffen sei, zwei Ziele: 1) Die Lösung der Frage vom Ursprung der Welt, des Problems des Daseins, des Seins und des Lebens, 2) die Auffindung der Mittel, zu endgültiger Seligkeit zu gelangen, d. h. zur Befreiung von jeder neuen Seelenwanderung und zur Heilung aller Schmerzen, welche sich für den Menschen aus dem körperlichen Dasein ergeben. Auch die Form, in der sie arbeiten, ist immer dieselbe. Es sind Aphorismen (Sutras) von solcher Knappheit und Gedrängtheit, daß es zu ihrem Verständniß eines Commentars bedarf, und daß sie nur den Schülern verständlich sind, die den Schlüssel dazu haben. Das Wort Sutra bedeutet „Faden, Einschlag, Kette“ (beim Gewebe), die Sutras geben also nur den Leitfaden des Gedankens. Dieser letztere wurde in seinen Einzelnheiten anfänglich durch mündliche Belehrung, dann in Commentaren entwickelt. Nach der Zeit der Commentare, die so weitläufig sind wie die Sutras, die sie aufhellen sollen, knapp gefaßt sind, kam die Zeit der Karikas oder der zum Auswendiglernen bestimmten Verse, die in fünfzig bis sechzig Distichen ein ganzes System enthielten, zu dessen Erklärung Hunderte von Commentaren kaum genügt hatten.

Wir betrachten zuerst nach dem Beispiel Colebrooke das System Sankhya, welches seitdem von Barthelemy Saint Hilaire in einer denkwürdigen Abhandlung dargestellt worden ist. Das Wort Sankhya bedeutet zunächst „Aufzählung“, dann allgemeiner „Betrachtung“. Das Sankhya ist also ein philosophisches System, welches den Menschen mit der Sicherheit einer mathematischen Berechnung zur ewigen Seligkeit führen, ihn einzig durch die Wissenschaft dahin führen will. Es weist jedes andere Mittel der Befreiung, sei es weltlich, sei es geistlich, zurück. Es ist unmöglich, mit größerer Strenge die Unabhängigkeit der Philosophie zu behaupten, und dieser wesentliche Charakter unterscheidet das Sankhya von den andern Systemen und dient als gemeinschaftliches Band für die beiden, ihrem Geiste nach so verschiedenen Schulen Kapilas und Patandjalis, in die es zerfällt.

Das Sankhya unterscheidet drei Quellen der Erkenntniß: die Wahrnehmung, die Schlußfolgerung und das Zeugniß. Die Erkenntniß kann sich auf fünfundzwanzig Principien beziehen, die das Ganze der Wissenschaft bilden und sie erschöpfen. Diese Principien sind zunächst die Natur, die Quelle aller andern, dann die Vernunft, hierauf die fünf feinen Theilchen, welche das Wesen der fünf Elemente ausmachen, die elf Organe des Empfindungsvermögens, der innere Sinn oder das Bewußtsein, endlich die fünf Elemente selbst. Rechnet man zu diesen fünfundzwanzig Principien noch die individuelle Seele, der das Sankhya die letzte Stelle anweist, wie es die Natur an die erste stellt, so hat man sämmtliche Eintheilungen, auf welche die Wissenschaft Anwendung leidet, und welche sie umfaßt. Dieses System kennt ohne Zweifel Götter, die, von der Natur erzeugt, die höchste Stufe der Wesen bezeichnen, aber es kennt nicht Gott, und die Natur ist ihm die ewige, schaffende, aber nicht geschaffene Materie. Mit Recht also bezeichnen es die orthodoxen Brahmanen in seiner ersten Gestalt als atheistisch oder materialistisch. Was die Seele betrifft, so faßt es sie als weder geschaffen noch schaffend, als vielfältig, individuell, der Empfindung fähig, unveränderlich, immateriell auf.

Es ist nach dem Sankhya eine der Natur inhärente Eigenschaft, alle Principien in ihrer Ordnung hervorzubringen, und es ist ebenso eine der Seele inhärente Eigenschaft, sie als Mittel zur Erkenntniß der Natur zu benutzen, aber diese Operationen sind, obwohl sie in ihrem Gegenstande zusammenfallen, in ihrem Ursprunge unabhängig. Die Natur und die unzählbare Menge individueller Seelen sind ewig, und obwohl jede Seele für sich an die Vernunft und andere Erzeugnisse der Natur geknüpft ist, übt sie doch keine Einwirkung auf deren Entwickelung aus. Sie ist nicht mit der allgemeinen Vernunft, dem ersten Erzeugniß der Natur, sondern mit einer individuellen aus diesem ersten Erzeugniß stammenden Vernunft vereint.

Bei der Geburt wird jede Seele mit einem feinen Leibe bekleidet, der seinerseits wieder von einer gröbern Hülle eingeschlossen

wird. Indem so die Verbindung zwischen der Seele und der Natur hergestellt ist, theilen die Organe, die von der objectiven Natur hervorgerufnen Empfindungen mit, der Geist combinirt sie, die Vernunft zieht die Schlüsse und erreicht die Erkenntniß dessen, was für die Sinne nicht wahrnehmbar ist. Die Seele wohnt diesen Operationen in der Weise eines unthätigen Zuschauers bei, sie nimmt alles auf, ohne von etwas afficirt zu werden. Sie ist wie ein Spiegel, der alle Bilder aufnimmt, ohne selbst dadurch eine Veränderung zu erleiden. Wenn die Seele die Natur vollkommen gesehen und begriffen hat, so ist ihre Aufgabe erfüllt, sie ist befreit, und die Verbindung zwischen diesen individuellen Seelen und der Natur ist aufgelöst. „Die Natur," sagt eines der Bücher der Schule, „gleicht einer Tänzerin, sie zieht sich zurück, wenn sie vollständig gesehen worden ist, und dann erreicht die Seele ihr großes Ziel, die endgültige Befreiung."

So hat die Seele keinen Antheil an den Operationen der Natur, und ist bei keiner derselben nothwendig. Die Empfindung, das Bewußtsein, die Vernunftthätigkeit, das Urtheil würden ihr Werk vollbringen, auch wenn die Seele nicht existirte. Ueberdieß vollziehen sich alle diese Operationen um der Befreiung der Seele willen, und die Seele, die zu Anfang frei war, hat in ihrer Existenz keine Veränderung erlitten. Alle Erscheinungen des Geistes und der Materie haben sich also ohne Zweck vollzogen. Von welcher Seite man sie auch nehme, die Seele ist nur ein Ueberflüssiges, und man wird wirklich versucht, zu glauben, daß der Philosoph, der sein System unter den Schutz Kapilas stellte, wenn er eine Existenz und eine Befreiung der Seele zugab, nur, wie Epikur, als er die Götter anerkannte, die Absicht verfolgt hat, nicht durch Leugnung der Religion seiner Landsleute gegen deren Vorurtheile zu verstoßen.

Alle Ideen, die wir hier anführten, sind beiden Schulen des Sankhya gemeinsam, aber die von Kapila leugnet, obwohl sie die besondere Existenz der Seelen anerkennt und lehrt, in der Evolution der Materie, welche der Schöpfung entspricht, wirke die Vernunft

mit, daß es ein höchstes Wesen, materiell oder immateriell gebe, durch dessen Willen das All geschaffen worden sei. Dagegen behauptet die Schule Patandjalis, daß es, unterschieden von den anderen Seelen eine Seele giebt, die den Uebeln, denen die andern unterworfen sind, nicht ausgesetzt ist, welche nichts mit guten oder bösen Handlungen oder deren Folgen zu thun hat, und welche nach Zeit und Raum allwissend ist. Es ist Gott, der höchste Ordner. Das Ergebniß der Befreiung der individuellen Seele, die durch das Wissen von den Banden der Materie losgelöst ist, wird ihre Verschmelzung mit jener höchsten Seele sein. Daher die Bezeichnung Joga, „Vereinigung", welche besonders dem System zugetheilt wird, an welches sich der Name Patandjali knüpft.

Die Praxis der beiden Schulen ergiebt sich aus dieser tiefen Meinungsverschiedenheit. Für beide ist das Ziel aller Erkenntniß die Befreiung von der Materie, und nach beiden vollzieht sich das große Werk durch Nachdenken. Aber die deistische Schule fügt die Andacht zum Nachdenken hinzu, und der Gegenstand ihrer Betrachtungen ist dieser Empfindung entlehnt, während die Schüler der anderen Schule ausschließlich mit abstracten Erörterungen der Natur, des Geistes und der Materie beschäftigt sind. Der Anhänger des Joga verbringt seine Zeit mit Andachtsübungen oder überläßt sich der Beschaulichkeit.

Das Werk, welches den Namen Patandjalis führt, das Gesetzbuch seiner Schule, enthält eine Menge von Vorschriften für Geist und Leib, es ordnet tiefe und häufige Betrachtungen an, während deren man den Athem anhalten, seine Sinne ertödten und eine unbequeme und schwierige Stellung einnehmen soll. Durch diese Uebungen erwirbt sich der Getreue Kunde der Vergangenheit und der Zukunft, verborgener und entfernter Dinge, er erräth die Gedanken Anderer, erlangt die Stärke des Elephanten, den Muth des Löwen, die Schnelligkeit des Windes, er fliegt in der Luft, schwimmt auf dem Wasser, dringt durch die Erde, überschaut mit einem einzigen Blicke die ganze Welt und erfreut sich einer Macht, die so zu sagen keine Grenzen kennt. Dieß sind die Prin=

zipien des Joga, wie sie in dem wunderbaren Gedicht der Bhagawadgita entwickelt sind.

Das Nyaya concentrirt sich auf die Logik, wie sein Name besagt, der „Schließen" bedeutet. Es giebt eine Anzahl von Regeln, die zur Führung und Vereinfachung der Discussion bestimmt sind. Diese Regeln sind sehr geistvoll erfunden, wenn auch nicht sehr tief, und sie herrschen noch jetzt, nach mehr als zwanzig Jahrhunderten, in allen Schulen Indiens. „Das Nyaya," sagt Barthelemy Saint Hilaire, „hat in der indischen Welt dasselbe Glück gemacht wie das Organon des Aristoteles in der westlichen. Wie dieses hat es eine fast unzählbare Menge von Commentaren fast aller Gattungen hervorgerufen. Es hat alle Glaubensmeinungen, alle Sekten zu allen Zeiten beherrscht und allen gedient, ohne jemals irgend einer Mißtrauen einzuflößen, allen nützlich, war es für keine eine Unbequemlichkeit, ganz wie das Organon ist es von Heiden und Christen, Muhammedanern, Griechen und Lateinern, Katholiken und Protestanten studirt worden. Es ist dieß eben ein begreifliches und ohne Mühe erklärbares Vorrecht der Logik. Aber das oberflächlichste Examen genügt, um zu zeigen, daß das Nyaya weit davon entfernt ist, dem Organon zu gleichen, dem es, wie man behauptet, zum Vorbild gedient hätte. Es hat in Nichts Aehnlichkeit mit ihm, und es enthält nicht die Theorie vom Syllogismus, wie Colebrooke darthun zu können glaubte. Es bleibt aber darum immerhin wichtig wegen des beträchtlichen Einflusses, den es auf den Geist Indiens ausgeübt hat."

Die Sutras oder Axiome, welche den Namen Kanadas tragen, sind noch nicht veröffentlicht worden. Man kennt sie nur aus der Analyse Colebrookes. Der vorherrschende Charakter des Systems Waïßeschika ist eine Theorie der atomistischen Physik, die den Namen desselben begründet hat; denn Wißescha bedeutet „Trennung" oder „Unterschied". Dieses System will sich auf eine Stelle der Wedas gründen, aber es folgt den Lehrsätzen der brahmanischen Rechtgläubigkeit nicht in den Punkten von höchster Wichtigkeit, und es führt das Ganze der Dinge auf sechs große

Klassen oder Kategorien (Padarthas) zurück, die es nacheinander untersucht, und mit deren Hülfe es die Welt erklären will, wie Aristoteles mit Hülfe der seinigen Alles zu erklären unternommen hat. Diese Kategorien sind: die Substanz, die Qualität, die Action, das Gemeinsame, das Besondere und die Beziehung. Unter die Substanzen rechnet das Waïßeschika nach den fünf Elementen die Zeit und den Ort und nach diesen die Seele, die es immateriell sein läßt, wie es auch die Atome zu ewigen macht. Die Qualitäten, vierundzwanzig an der Zahl, sind erfaßbar durch das Empfindungsvermögen oder einfach begreiflich. Die Action oder Bewegung zerfällt in fünf Arten. Zu den sechs Kategorien, welcher der Gründer des Systems aufgestellt hat, fügen einige seiner Schüler noch eine siebente hinzu, die Negation oder die Abwesenheit aller andern. Das Waïßeschika nimmt eine vergängliche Welt an, die aber aus Gruppirungen ewiger Atome besteht. Aber es scheint nicht, daß es die Frage behandelt, ob die zeitweiligen Gruppirungen von den Atomen innewohnenden Verwandtschaften oder von der schöpferischen Macht eines göttlichen von der Natur verschiedenen Wesens herrühren.

Neben diesen vier Systemen, die von aller religiösen Autorität unabhängig sind, giebt es zwei andere, welche sich ganz der brahmanischen Rechtgläubigkeit, den Wedas und der Offenbarung unterordnen, die Mimansa, die in zwei Schulen zerfällt, und deren Ziel „die Erklärung des Sinns der Offenbarung“ ist. Nur theilt sich die Mimansa, wie die heiligen Schriften sich bald auf den Menschen und seine Pflichten, bald auf das höchste Wesen, welches der Mensch zu erkennen strebt, beziehen, darnach, daß sie dem Menschen das ihm von den Schriften vorgeschriebene Gesetz lehrt, wo sie Mimansa der Werke (Karma Mimansa) heißt, und daß sie andererseits ihm zeigt, was das höchste Wesen selbst ist, wo sie die göttliche oder theologische Mimansa (Brahma Mimansa) genannt wird. In dieser letzteren Gestalt wird sie genauer mit dem Namen Wedanta, „Ziel der Wedas“ bezeichnet. Sie bildet dann ein System für sich, welches ganz speculativ und vom praktischen System

verschieden ist. So werden wir die erste Form speziell Mimansa, die zweite Wedanta nennen.

Die Mimansa wird dem Djaïmini zugeschrieben, einer Persönlichkeit, die in den späteren Ueberlieferungen zu der Zusammenstellung des Sama Weda in Beziehung gebracht wird. Die Lehre desselben ist in 2652 Aphorismen enthalten, die 915 Fragen oder Gewissensfälle (Adhikaranas) behandeln. Ihr Zweck ist Untersuchung der Pflicht unter allen ihren Gesichtspunkten, welche die heiligen Bücher dem Menschen auferlegen. Aber die Wedas, die ihr als Ausgangspunkt dienen, sind die vollständigen Samhitas mit den rituellen, dogmatischen und philosophen Abhandlungen, die sich allmählich an die Sammlungen der ursprünglichen Hymnen anschlossen. „Die Mimansa will nur die Wedas deuten und aufhellen. Sie nimmt sie zur einzigen Regel und bemüht sich, nie davon abzuweichen. Die erste der zwölf Vorlesungen, aus denen das dem Djaïmini zugeschriebene Werk besteht, beschäftigt sich mit der Feststellung der Autorität der Pflicht und der Göttlichkeit der Wedas, aus welcher die Pflicht fließt, die zweite behandelt die Unterschiede und die Arten der Pflicht, die dritte die Theile derselben, die vierte die Ordnung, nach welcher die Pflichten je nach ihrer größeren oder geringeren Wichtigkeit zu erfüllen sind, die sechste die Bedingungen, welche die Erfüllung stets begleiten müssen. Nach diesen sechs ersten unmittelbar dem Studium der Pflicht gewidmeten Vorlesungen beschäftigen sich die sechs andern mit Fragen, die zwar weniger wichtig, aber doch zur Vervollständigung der vorhergehenden nothwendig sind, und so entsteht ein Gesetzbuch der rechtgläubigen Moral und überdieß eine Art Casuistik. Die Mimansa ist also weit interessanter vom Gesichtspunkte der indischen Sitten und Gewohnheiten als von dem der Philosophie aus betrachtet." (Barthelemy Saint Hilaire.)

Die Schule Wedanta, welche die echte Theodicee der Wedas sein will, giebt sich natürlich als das Werk des mythischen Zusammenstellers dieser heiligen Bücher aus. In Wirklichkeit aber ist sie das jüngste der vom Brahmanenthum erzeugten Systeme, wenigstens sofern es sich zur Philosophenschule gestaltet hat. Diese

Theodicee ist aus dem Bedürfniß hervorgegangen, die orthodoxe Brahmanenlehre auf philosophischem Wege gegen den Atheismus des Sankhya, den Atomismus der Waïßeschika und ebenso gegen die Lehren des Buddhismus zu vertheidigen. Schon diese einfache Angabe ihres Zweckes genügt, zu zeigen, daß sie von verhältnißmäßig neuem Datum ist. Es leidet keinen Zweifel, daß diese Philosophie erst nach der Zeit, die wir in diesem Buche behandeln, sich als System und Schule constituirt hat. Dennoch geben wir hier einen Ueberblick über ihre Hauptgedanken, weil wir damit das Bild der indischen Philosophie vervollständigen, dann, weil zwar nicht ihre Polemik, wohl aber ihre Grundlehre sehr weit in das Alterthum zurückreicht.

Das Hauptdogma der Schule Wedanta ist, daß Gott in seinem höchsten Ausdruck als Brahma „die allwissende und allmächtige Ursache des Daseins, der Fortdauer und der Auflösung des Alls" ist. Beim Ende aller Dinge wird alles wieder in ihm aufgehen. Er ist das einzige Bleibende und die allgemeine Seele. Die individuellen Seelen sind Bruchtheile seiner Substanz, sie lösen sich von dieser wie die Funken einer Flamme. Die Seele als Theil der Gottheit ist „unendlich, unsterblich, mit Vernunft und Gefühl begabt und wirklich". Sie ist der Thätigkeit fähig, obgleich ihr normaler Zustand die Ruhe ist. Sie handelt durch das höchste Wesen, aber im Einklang mit ihren frühern Entschlüssen, und diese sind durch eine Reihe von Ursachen erzeugt, welche bis in das Unendliche zurückreichen.

Die Seele ist in den Körper wie in eine Hülle oder vielmehr wie in eine Aufeinanderfolge von Hüllen eingeschlossen. In der ersten ist die Seele mit den fünf Sinnen verbunden, in der zweiten tritt die Vernunft zu dieser ersten Vereinigung hinzu, in der dritten verbinden sich damit die Organe der Sinne und die Kräfte des Lebens. Diese drei Verbindungen bilden den feinern Leib, der die Seele auf allen ihren Wanderungen begleitet. Die vierte Hülle ist der materielle Leib. Die Zustände der Seele in Beziehung auf den Leib sind folgende: im wachen Zustande ist sie thätig und in

unmittelbarem Verkehr mit der wirklichen Schöpfung; im Schlafe ist sie vereint mit dem göttlichen Wesen, aber nicht an dasselbe gebunden; im Tode verläßt sie den materiellen Körper vollständig; dann begiebt sie sich in den Mond, hier nimmt sie einen wässerigen Körper an, fällt als Regen herab, wird durch eine Pflanze aufgesogen und verwandelt sich dann durch die Arbeit der Ernährung in einen Embryo des Thierreichs. Nachdem sie diese Wanderungen vollbracht, deren Zahl von ihren Verdiensten abhängt, wird ihr die endliche Erlösung zu Theil.

Die Erlösung ist eine dreifache, eine unkörperliche und vollständige, wo die Seele in Brahma aufgeht, eine unvollkommene, wo die Seele nur bis zur Wohnung Brahmas gelangt, eine dritte endlich, wo die Seele in ihrem Erdenleben einige Kräfte der Gottheit erwirbt, und wo ihre Fähigkeiten eine über das Gewöhnliche hinausgehende Energie des Genießens, aber nicht des Handelns erreichen. Die beiden letzten Zustände kann man durch Opfer und andächtige Betrachtungen erwerben.

Die Schule Wedanta erstreckt ihre Untersuchungen über Fragen der Freiheit, der göttlichen Gnade, der Wirksamkeit frommer Werke und über viele andere von der abstractesten Natur. Aber sie theilt sich in zwei Zweige in Betreff der Frage der Weltschöpfung durch die Macht und den Willen Gottes. Die Einen behaupten, und das ist die ältere Meinung, daß Brahma die Welt aus seinem eignen Wesen geschaffen habe und sie am Ende der Tage wieder in sich zurücknehmen werde. Sie sagen, daß er aus der so hervorgebrachten Materie die Welt gebildet und ihr die Sorge überlassen habe, auf die menschliche Seele zu wirken. Die Andern behaupten, daß Brahma die Materie nicht geschaffen habe, ja daß gar keine Materie existire, sondern daß er durch seine Macht unmittelbar die Einwirkungen auf die Seele hervorgebracht habe und unaufhörlich hervorzubringen fortfahre, welche jene der materiellen Welt zuschreiben. Die Einen behaupten, daß alles, was existirt, von Brahma komme, die Andern, daß nichts als Brahma existire. Diese letztere Lehre

scheint heutzutage die der Mehrheit der Wedantis zu sein, obwohl sie gewiß nicht die der Begründer der Schule war.

Die von den indischen Philosophen untersuchten Gegenstände treffen vielfach mit denen zusammen, welche die ältesten Philosophen Griechenlands behandelten, und unmöglich kann man die Aehnlichkeit der Lehren verkennen, welche die in so verschiedenen und so weit von einander entfernten Ländern entstandenen Schulen aufstellten. Die Ursache aller Dinge, das Verhältniß des Geistes zur Materie, die Schöpfung, das zukünftige Leben und tausend andere Dinge der Art sind von den Indern mit Fragen in Verbindung gebracht worden, welche die moderne Metaphysik behandelt, die aber den alten Weisen Griechenlands entgangen sind. Andrerseits haben sich verschiedene griechische Philosophenschulen zu den indischen Lehren von der Ewigkeit der Materie oder ihrer Emanation aus der Gottheit, von der individuellen Existenz des höchsten Wesens oder seiner collectiven Existenz, welche die ganze Natur mit ihm verschmilzt, von dem Ursprung aller Seelen, die aus der Gottheit geflossen sind, um in sie zurückzukehren, von den Atomen endlich und den periodischen Revolutionen der Welt bekannt. Es ist möglich, daß diese Lehren zu gleicher Zeit in Ländern ohne Verbindung mit einander speculativen Geistern aufgegangen sind, es ist denkbar, daß dieses Zusammentreffen stets ein rein zufälliges war, wenn wir aber auf ein System wie das des Pythagoras stoßen, welches einem indischen fast in allen seinen Theilen gleicht, während die Lehren dieser beiden Systeme der menschlichen Vernunft so wenig natürlich zu sein scheinen, bedürfen wir dann die Ueberlieferung von den Reisen des Pythagoras im Morgenlande, um zu glauben, daß diese beiden Systeme aus derselben Quelle geflossen sind?

Das Ziel aller Philosophie ist nach Pythagoras die Befreiung des Geistes von allen Hindernissen, welche sich seiner Vervollkommnung entgegenstellen, ihn der Herrschaft der Leidenschaften, dem Einfluß körperlicher Eindrücke zu entziehen, endlich ihn der Gottheit ähnlich zu machen und würdig, Platz unter den Göttern zu nehmen. Die Seele, sagt derselbe Philosoph, ist ein Theil der Gottheit, und

nach verschiedenen Wanderungen, nachdem sie verschiedene Reinigungszustände durchgemacht hat, kehrt sie zu der ewigen Quelle zurück, von wo sie ausgegangen ist. Der Geist ist verschieden von der Seele. Gott ist die alles durchdringende Weltseele, das erste Princip des Alls, er ist unsichtbar und nur für den Geist begreiflich. Zwischen Gott und dem Menschen existirt eine hierarchisch classificirte Welt von luftigen Wesen, welche Einfluß auf die Dinge dieser Welt ausübt. Diese Lehren des griechischen Philosophen sind genau die des brahmanischen Indien, und wenn wir uns der Abneigung des Pythagoras vor animalischer Nahrung, des langen Noviziats seiner Schüler und ihrer geheimnißvollen Weihe erinnern, ist es schwer zu glauben, daß eine so auffallende Aehnlichkeit aus einer andern Quelle als der Nachahmung stammen könnte.

Die Lehre von der Emanation, wie die Brahmanen sie auffaßten, mußte auf den Schluß hinführen, daß die Welt und die Menschen in dem Maße, in welchem sie im Lauf der Zeit vorrücken und sich vom ersten Ausgangspunkte ihres Entstehens entfernen, gerade hierdurch entarten und mehr und mehr unter die Herrschaft des Todes und der Sünde gerathen. Die Formen entwickeln sich, die Schöpfung breitet sich aus, wächst und vervollkommnet sich scheinbar — eitle Täuschung! auch das Böse wächst und entwickelt sich, und die Welt geht unaufhaltsam dem Untergang entgegen, wird immer mehr von Dunkelheit, Unreinheit und der Wirksamkeit der bösen Geister angefüllt. Diese Vorstellung war die Grundlage des Systems von den Weltaltern, als man noch nicht von längeren Perioden als den vier Jugas träumte. Aber sie mußte auch noch andere Folgen von Bedeutung haben und eine der eigenthümlichsten Seiten der brahmanischen Religion hervorbringen.

In den Augen der Brahmanen ist die ganze sichtbare und materielle Welt in ihren verschiedenen Theilen in mehr oder minder hohem Grade unrein, und diese Unreinheit der Dinge theilt sich durch einfache Berührung mit. Der Brahmane, welcher das reinste der Wesen ist, kann seine Erhabenheit über die übrige Schöpfung nur dadurch erhalten, daß er sich auf das Sorgfältigste vor allen

Gelegenheiten zur Befleckung hütet, die sich in jedem Augenblick seines Lebens darbieten, und indem er diejenigen, welche er nicht hat vermeiden können, durch sehr complicirte Acte der Reinigung wieder wegschafft, die fast für so verdienstlich als die Opfer gelten und unumgänglich nothwendig zur Erlangung der ewigen Seligkeit durch Aufgehen in Brahma sind.

Diese Frage der Unreinheit und der Mittel, sich von ihr zu befreien, nimmt eine wichtige Stelle in den Gesetzen Manus ein und erscheint hier sehr entwickelt. Alle Gegenstände, deren sich der Mensch bedient, die ihn umgeben, der Erdboden selbst, sind befleckt durch Excremente, durch Speichel, Blut, Knochen, Hautstücken u. a. Man kann sich ihrer nicht bedienen, ohne sie vorher gereinigt zu haben, sonst nimmt man selbst ihre Unreinheit an. Der Mensch, der ohne Acht zu haben, in seinen Urin tritt, und sich nicht beeilt, sich zu reinigen, ist hierdurch allein schon der Einwirkung böser Geister preisgegeben. Indem man gewisse natürliche Bedürfnisse befriedigt, denen man sich nicht entziehen kann, wird man ebenfalls unrein und nach dem Gesetze verpflichtet, sich durch bestimmte Acte von der Befleckung zu reinigen. Gewisse Vergehungen, wie Lüge und Verläumdung, bringen den Körper ebenfalls um seine Reinheit und erfordern eine physische Reinigung. Die Berührung mit einem Leichnam macht unrein. Der Tod eines Familiengliedes zieht eine zehntägige Verunreinigung der ganzen Familie nach sich, während welcher Zeit die Verwandten des Abgeschiedenen nur auf dem bloßen Erdboden schlafen und nur ungesalznen Reis essen dürfen. Nach Ablauf der vorgeschriebnen Zeit reinigt sich der Brahmane mit Wasser, der Kschatriya durch Berührung seines Pferdes, seines Elephanten oder seiner Waffen, der Waïßya durch Berührung seines Treibstachels oder seines Jochs Ochsen. Um den Boden zu reinigen, läßt man eine Kuh sich darauf lagern, die Diele eines Hauses wird durch Bestreuung mit Kuhmist, die Geräthe werden durch Benetzung mit Kuhurin gereinigt. Die Kuh galt dem brahmanischen Arya als ein so heiliges Thier, daß ihre Excremente nicht nur nicht verunreinigten, sondern reinigten. Diese Vorstellung entstand schon

bei den Stämmen des Sapta Sindhu aus dem Umstande, daß das Rind denselben ihre Hauptnahrung lieferte und so für sie das Emblem des Reichthums und das Symbol der fruchtbaren Natur wurde. In der brahmanischen Zeit entwickelte sich dieser Gedanke weiter, indem man sich die Göttin der Erde gewöhnlich unter dem Bilde einer Kuh vorstellte. Die Kuh lieferte überdieß nicht blos den Menschen ihre Speise, sondern auch den Göttern, denen man vorzüglich Milch und abgeklärte Butter opferte, und so betrachtete man dieses Thier als von den Göttern mit besonderm Hinblick auf das Opfer geschaffen. Endlich wurde die Kuh mit ihrer ruhigen Haltung, ihrem würdevollen und anscheinend nachdenklichen Aussehen von den Brahmanen als Emblem des friedlichen, ernsten und beschaulichen Lebens aufgefaßt, welches ihnen durch das Gesetz vorgeschrieben war.

In Betreff der Nahrungsmittel galten im Allgemeinen alle aus dem Pflanzenreich stammenden als rein, ausgenommen der Knoblauch, die Zwiebel, der Winterlauch und alle an unreinen Orten wachsenden Pflanzen. Die Fische waren, einige wenige ausgenommen, den Dwidjas ebenso untersagt, wie den ägyptischen Priestern. Ebenso war ihnen das Fleisch gewisser andrer Thiere verboten. Indeß findet sich die Vorschrift, nach welcher die Brahmanen heutzutage nichts essen sollen, was Leben gehabt hat, noch nicht in den Gesetzen Manus. Diese Enthaltung wird hier nur als ein Act der höchsten Vollkommenheit und vom größten Verdienst, aber nicht als obligatorisch angesehen. Aber wenn die Fleischkost den Brahmanen hier gestattet ist, so ist sie doch mit allerlei Einschränkungen und Vorsichtsmaßregeln umgeben, die von der Seelenwanderungslehre herstammen. In jedem Thier, dem der Brahmane begegnete, war nach dieser Lehre eine ehemalige Menschenseele, vielleicht die eines Freundes, eines Verwandten, eines Ahnen, eingeschlossen. Die Tödtung eines solchen, selbst im Fall der Noth, war daher in den Augen der Brahmanen ein Verbrechen, welches die schrecklichsten Strafen nach dem Tode nach sich zog. „Soviel das Thier Haare am Leibe hat, so viele Male wird der, welcher es

tödtet, in seinen aufeinanderfolgenden Wiedergeburten eines gewaltsamen Todes sterben." Nur beim Opfer dürfen Thiere getödtet werden. „Swayambhu hat die Thiere zum Opfer geschaffen, das Opfer ist die Ursache des Gedeihens des Weltalls, deshalb ist die zu Opferzwecken erfolgte Tödtung keine Tödtung." Der Brahmane darf nur Thiere, die geopfert und durch Gebete den Göttern und den Pitris geweiht sind, essen. Kschatriyas und Waißyas dagegen dürfen auch ohne sich zu verunreinigen, das Fleisch wilder Thiere genießen, die auf der Jagd von Hunden gefaßt und von Tschandalas oder andern Leuten aus verachteten Kasten getödtet worden sind. Wenn jemand von den arischen Kasten ein solches Thier tödtet, so begeht er ein Verbrechen, und wer von demselben ißt, nimmt an dem Verbrechen theil. „Wer diese Regeln verletzt, wird in jenem Leben von den Thieren, die er unerlaubter Weise gegessen hat, gefressen werden."

Die Vorstellung von der Unreinheit der materiellen Welt, die sich aus der Entfernung derselben von ihrem Urgrunde ergiebt, hatte nicht blos die Aufstellung dieser peinlichen Vorschriften unaufhörlicher Reinigungen zur Folge, sondern auch jene ascetische Lebensweise, die in der alten Welt nur Indien kannte, und die sich hier über weite Kreise verbreitete. Nach der Lehre der Brahmanen war das höchste Ziel aller menschlichen Handlungen die Erlösung der Seele. Zu diesem Zweck mußte man das Gesetz getreu beobachten und Werke der Barmherzigkeit üben, Opfer bringen und beten, endlich sich vor aller Befleckung in Acht nehmen. Aber es gab noch einen höhern und mehr Muth und Energie fordernden Weg zur Erlösung. Da die materielle Welt, da der Körper nur ein Gefängniß war, das Leben nur ein Leiden, dem man sich endgültig entziehen mußte, so gelangte man nothwendig dahin, das beste Mittel zur Erlösung in Anstrengungen zu sehen, mit denen man diese Erlösung schon in dieser Welt begann, mit denen man in sich die Natur überwand, dämpfte und ertödtete, den Körper vernichtete, der Seele durch Buße und Beschaulichkeit ihre Freiheit gewann und sich so vor seinem Tode mit Brahma vereinigte.

So gab es von dem Augenblick an, wo es ein Brahmanenthum gab, auch ein Asceteleben. Die Gesetze Manus zeigen uns dieses Leben schon vollkommen entwickelt, und ein ganzes Buch dieses Codex ist demselben gewidmet. Das Ascetenleben ist nach diesem Gesetzbuch wenigstens in seiner mildesten Form förmliche Verpflichtung für jeden Dwidja, d. h. für jeden Mann der drei arischen Kasten, welcher die Weihe der heiligen Schnur empfangen hat; er muß diese Verpflichtung erfüllen, wenn er sich seinem Lebensende nähert und seine andern Pflichten erfüllt hat. „Wenn das Familienhaupt seine Haut sich runzeln und sein Haar ergrauen sieht, und wenn er die Söhne seines Sohns vor Augen hat, soll er sich in einen Wald zurückziehen. Indem er der Nahrung entsagt, die man in den Dörfern ißt, und allem, was er besitzt, indem er seine Frau seinen Söhnen anvertraut, soll er allein hinweggehen oder auch in Begleitung seiner Frau. Indem er sein heiliges Feuer mitnimmt und alle häuslichen Geräthschaften, die beim Opfer gebraucht werden, indem er das Dorf verläßt, um sich in den Wald zurückzuziehen, soll er dort verweilen, um seine Sinne zu bändigen.“ Er geht dann zu dem Leben eines Waldanachoreten (Wanaprastha) oder Einsiedlers (Muni) über, einem Leben voll Strenge und Entbehrung. Er darf sich nur von dem, was ihm der Wald bietet, nähren, muß häufig fasten und hat sich vor allem mit Opfern, Gebeten und dem Studium der den Wedas beigegebenen philosophischen Abhandlungen (Upanischads) zu beschäftigen.

Nachdem der Eremit einige Jahre diesen Obliegenheiten nachgekommen ist, kann er einen höheren Zustand erreichen und Büßer (Sannyasin) werden. „Der Mensch, welcher dem Feuer die gebührenden Opfer dargebracht, welcher immer seine Sinne beherrscht hat, erlangt, wenn er, des Almosengebens und Opferns müde, sich ascetischer Frömmigkeit hingiebt, nach seinem Tode die höchste Seligkeit. . . Wenn er die Wedas auf die vom Gesetze vorgeschriebene Weise studirt, wenn er der Welt Söhne gegeben hat nach gesetzlicher Art, wenn er, soviel er konnte, geopfert hat, so ist er in der Lage, keinen andern Gedanken mehr zu bedürfen als den an die

endliche Erlösung.“ Hier angelangt, wird der Ascet von allen kleinlichen gesetzlichen Vorschriften entbunden, er braucht weder das tägliche Opfer noch die rituellen Gebete mehr. Aber seine strengen Bußübungen, seine Fasten mehren sich, er darf nur noch von Almosen leben, vor allem muß er arbeiten, jeden Tag mehr seinen Leib zu bändigen, zu vernichten und seine Seele an die Beschaulichkeit zu gewöhnen, die zuletzt zur Vereinigung mit Brahma führt. Nur die Brahmanen erreichen diese Auflösung, die zugleich Erlösung ist, unmittelbar, die Leute von anderer Kaste verkürzen sich nur den Weg dazu. Auch haben die Brahmanen das Vorrecht, nachdem ihre religiöse Erziehung vollendet ist und sie die Pflicht erfüllt haben, Familienvater zu werden, sofort, d. h. mit Ueberspringung des Einsiedlergrades, auf dem Andere geraume Zeit verweilen müssen, in den Büßerstand zu treten.

Wenn das höchste Gebot der brahmanischen Lehre in möglichster Trennung der Seele von körperlichen Dingen bestand, wenn der vollkommenste Stand der Heiligung in der Betrachtung und durch Ausmergelung und Abstumpfung des Leibes ohne weitere Rücksicht auf Beobachtung des Gesetzes erreicht wurde, so hatte diese Gesetzbeobachtung, so hatten jene Opfer bei Neu- und Vollmond, jene großen Opfer, jene Gebete und Reinigungen eigentlich keinen Werth. Selbst die Rechtgläubigen geben zu, daß diese Dinge zur Heiligung nicht hinreichten und geringes Verdienst hatten, und von da war es bis zu der Lehre, daß Gesetzeswerke, Opfer und Reinigungen unnütz seien, nur ein Schritt, der bald gethan wurde. Die Philosophie des Sankhya leugnete die Kraft der Werke und wollte sie durch reines Wissen ersetzen. Das System des Joga dagegen schaffte die Werke des Gesetzes auch ab, aber um an ihre Stelle die reine Ascese, die Vereinigung der Seele mit Gott auf dem Wege der Beschaulichkeit und der Ertödtung des Leiblichen zu setzen.

Unter dem Einfluß dieser Lehre entwickelte sich das ascetische Leben in dem Jahrhunderte, welches der Geburt des Buddha vorangíng, in weiten Kreisen nach seiner strengsten, bis dahin nur aus-

nahmsweise geübten Gestalt. Und ferner war es die Jogalehre, welche unter den Asceten jene wahnwitzigen und abscheulichen Uebungen aufbrachte, die jetzt von einem großen Theile der indischen Büßer betrieben werden, z. B. solche, bei denen man gänzlich dem Sprechen entsagt, oder völlig nackt einhergeht, oder ohne Aufhören einen oder beide Arme emporhält, oder die Fäuste so lange ballt, bis die Fingernägel durch die Hand hindurch gewachsen sind, oder sich den Leib mit Messerklingen oder Haken zerfleischt und was dergleichen gräuliche Peinigungen mehr sind. Endlich hatte die Jogalehre noch die wichtige Wirkung, daß sie die brahmanische Gesellschaft bis in ihre untersten Grundlagen erschütterte, indem sie der Ascese die Kraft zuschrieb, auch den Unterschied der Kasten zu überwinden und zu verwischen. Nach ihr kamen durch die Kraft der Buße, durch freiwilliges Absterben von den sinnlichen Freuden die Glieder der drei obern Kasten, welchen Ranges sie auch waren, auf gleiche Weise und auf demselben Wege der Heiligkeit dahin, unmittelbar in Brahma aufzugehen. Dieß war eine Consequenz, zu welcher unausbleiblich über kurz oder lang die orthodoxe Lehre von der Verpflichtung zur Ertödtung des natürlichen Menschen in sich führen mußte, und die Sage zeigte schon am Beispiele Wißwamitras, daß man durch Buß- und Andachtsübungen aus einem Kschatriya ein Brahmane werden konnte.

Die Folgerungen, welche die Brahmanen aus ihrer Lehre zogen, drangen tief in die Sitten der Inder ein. Trotzdem blieb der abstracte und philosophische Gott, der an der Spitze des Systems stand, dem Volksbewußtsein fremd. Die alte häusliche Verehrung Agnis, die alten Todtenmahle, die Anrufung der alten Götter bei Heirathen erhielten sich nach wie vor der Ausbreitung des Brahmanenthums. Indra blieb noch geraume Zeit der höchste Gott für das Volk. Aber die Züge desselben wurden endlich undeutlich. Dieser göttliche Besieger der Stürme, dieser Gott des lichterfüllten Himmels war ein Krieger, der mit dem Stamme der Urzeit gekämpft, der das Soma getrunken hatte, das dieser ihm geopfert. Die Lehre der Brahmanen hatte ihm einen

niedrigeren Rang angewiesen. Er verlor seine Kraft und seine Herrschaft über die Phantasie des Volkes, als die Lebensverhältnisse desselben sich änderten. Der alte Kriegsgott der Eroberungszeit paßte nicht mehr in diese späteren ruhigen Tage. Und doch mußten diese einfachen Geister Götter haben und zwar persönliche, lebende, nahe wohnende, hülfreiche Götter, und so geschah es, daß an die Stelle der alten Götter, die nur noch Schatten waren, nicht die abstracte Weltseele der Brahmanenlehre, sondern neue volksthümliche Gottheiten traten. Die Theologie der Brahmanen hatte sich lange Zeit schon von der ihr werthlos erscheinenden Natur abgewendet. Das Volk fuhr fort, mit ihr in Verbindung zu leben, sich ihres Lebens zu freuen und andrerseits sich in der Gewalt ihrer mächtigen Kräfte zu fühlen.

Wie wir oben sahen, war unter den Windgöttern, welche Indra im Kampfe mit den schwarzen Dämonen beistanden, der angesehenste Rudra, der Brüllende, der entfesselte Orkan. Auf das Brausen des tropischen Orkans folgten im Indusbecken und in den Thälern des westlichen Himalaya starke Regengüsse, welche Thal, Wiese und Feld wieder belebten. Der Krieg spielte im Leben der Aryas Indiens nicht mehr die erste Rolle. Die Geister der Finsterniß, die alten gespenstischen Dämonen nahmen das Gemüth des Volkes nicht so sehr mehr ein, weshalb sie nicht mehr mit den Feinden verschmolzen, denen man täglich den Boden abzuringen hatte. Der Sturm galt deshalb nicht mehr als ein Kampf zwischen dem Geiste des Tages und dem Geiste der Nacht. Dagegen blieben die wunderbare Wirkung der großen Regen, die Wohlthaten des Gewitters dem Volke gegenwärtig. Es gewöhnte sich, die Augen mit Erkenntlichkeit zu dem Gotte zu erheben, dessen mächtige Hand ihm die regengefüllten Wolken zuführte und sie dann zerriß, damit sie die von der Sonnengluth versengte Vegetation durch ihre Wassergüsse zu neuem Leben erweckten. Die Bevölkerung dieser Gegenden begannen also Rudra unter dem Namen Bhutapati, „Herr des Eigenthums" oder Ssankara, „der Glückbringer," anzurufen. Es war der Gott, der den Landbau belohnt und segnet,

welcher durch die gewaltige Kundgebung seiner Macht zerstört, aber auch alles durch seine befruchtende Thätigkeit wieder erzeugt. Auf diesem Grunde verschmolz er mit Ssiwa, dem großen Gotte der Urbevölkerung, dessen Verehrung, anfänglich infolge der Eroberung untersagt, allmählich wieder auflebte.

In den Ebenen des Ganges hingen die Fruchtbarkeit und das Leben der Natur weniger von Gewittern und tropischen Regengüssen als von der Ueberschwemmung des Flusses ab. Ein langsamer und regelmäßiger Verlauf der Dinge, die sichere Wiederkehr des Austretens des Stromes verbürgte die Ernte und das Wohlbefinden. So schrieb dann die Phantasie dieses glückliche Zusammentreffen von Umständen einem friedlichen, sich immer gleichbleibenden Gotte zu, der ohne Aufhören durch Feuchtigkeit die Kraft, welche die Natur beseelt, verjüngte. Wir haben gesehen, wie in den wedischen Hymnen ein Gott zweiten Ranges Namens Wischnu, der letzte der Adityas, angerufen wird, welcher das Firmament, sofern es der Schauplatz der Umdrehungen der Sonne ist, und die Sonne selbst in ihren drei Schritten oder Stellungen personificirt, die sie von ihrem Aufgang bis zu ihrem Untergang am Himmel durchläuft. Diese drei Schritte, welche Anfangs die drei Theile des Tages waren, wurden später die drei Jahreszeiten, die kühle, die heiße und die regnerische, und noch später die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft. „Zwei von diesen Schritten," sagt der Rig Weda, „nützen dem Menschen, der dritte entgeht ihm." Auch das Gesetzbuch Manus betont als etwas Charakteristisches an Wischnu seine Schritte, seinen Gang. Wischnu verwandelt sich so leicht in den Lichtgott par excellence, dessen Gang die Zeiten regelt, der seine Wohnung in den lichten Wolken hat, welcher sie regelmäßig am Himmel sammelt, sie nach der düstern Regenzeit wieder erscheinen läßt, welcher ein Jahr wie das andere die Ueberschwemmung des Ganges hervorruft. Dieser segensreiche Gott wurde von den Landleuten an den Ufern dieses Stromes unter dem Namen Hari angerufen und wurde um das siebente Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung der oberste Gott dieser Bevölkerung.

Der Wischnuismus kann übrigens als eine Art Abirrung vom Brahmanismus angesehen werden. Er hat dieselben Grundlehren, dasselbe Pantheon, dieselbe Kosmogonie und dieselben Mythen. Er kennt Brahma, aber er weist ihm nur den zweiten Rang an. Er substituirt für Brahma, diesen abstracten, nur dem tiefen Nachdenken erreichbaren Gott, als erste Lebensäußerung des Seins an sich und als Vater der Welt und der Götter einen greifbareren, lebendigeren und persönlicheren Gott, der sich nicht passiv in sich verschließt, sondern sich wirklich mit der Regierung der Welt befaßt, sich fortwährend in ihr thätig zeigt, sich in den Naturkräften bemerklich macht. So ist der Wischnuismus fähiger, auf das Volk zu wirken, aber weniger geistig als der Brahmanismus, gewissermaßen eine Umkehr zu der gröberen wedischen Religion.

Zu gleicher Zeit hat der Wischnuismus in der Incarnation eine neue Idee in den Kreis der religiösen Vorstellungen Indiens eingeführt, die der Rolle eines Beschützers und Erhalters, eines stets thätig in den Organismus der Welt eingreifenden Gottes entspricht, welche diese Religion ihrer obersten Gottheit zutheilt. Ohne Zweifel genügte seine Oberaufsicht, welche die regelmäßige Wirksamkeit der Naturgesetze leitete, im normalen Zustande zur Erhaltung des Gleichgewichts der Welt nach der physischen wie nach der moralischen Seite. Aber die religiösen Denker Indiens sahen, wie das sichtbare Universum eine Beute entgegengesetzter Einflüsse, wie es ein Schauplatz des Kampfes zwischen lichten und finstern Gewalten, Göttern und Dämonen war, sie fanden, daß die Welt in dem Maße immer mehr den zerstörenden Mächten anheimfiel, als sie älter wurde und sich von ihrer ursprünglichen höchsten Quelle entfernte, daß das Gute, das Gesetz, die Reinheit mit jeder neuen Generation schwächer, das Böse, die Unordnung, die Unreinheit stärker wurde. Um die Welt vor dem Rückfall in das Chaos zu bewahren, mußte der stets thätige und gegenwärtige Gott zu wirksameren und unmittelbareren Eingriffen schreiten. Er trat dann aus seiner himmlischen Ruhe heraus, übertrug seine Thätigkeit in die Welt selbst und gab sich dort unter irgend einer

Gestalt als Bekämpfer des Bösen und als Erhalter der Welt kund. „Obwohl ich nach meiner Natur," so sagt der Gott selbst in der Bhagawadgita, „dem Geborenwerden und dem Sterben nicht unterworfen bin, obwohl ich die ganze Natur beherrsche, gebiete ich doch meinem eigenen Wesen und mache mich sichtbar durch meine Macht, und so oft in der Welt die Tugend sich abschwächt, das Laster und die Ungerechtigkeit sich erhebt, lasse ich mich sehen, und ich erscheine von Zeitalter zu Zeitalter, um die Gerechten zu retten, die Schlechten zu vertilgen und die erschütterte Tugend wieder zu befestigen." Und in dem Maße, in welchem im Laufe des Lebens der Welt die Lebenskraft derselben sich immer mehr erschöpft, werden auch kräftigere Eingriffe der erhaltenden Macht nothwendig, und so folgen sich immer schönere und großartigere Incarnationen des Gottes zur Wiederherstellung des Gleichgewichts der Welt, welches immer mehr gestört wird.

Der Wischnuismus in seiner neuesten, in den Puranas ausgeprägten Gestalt, die er in der Zeit unseres Mittelalters annahm, zählt zehn solcher successiven Incarnationen (Awataras) in dem gegenwärtigen Manuantara, d. h. seit der letzten Erneuerung der Welt und der Menschheit auf, die man in zwei Klassen, solche, wo die Thätigkeit des Gottes eine kosmische, und solche, wo sie eine moralische ist, theilen kann, welche letztere wieder in brahmanische und in kriegerische Incarnationen zerfallen.

Die kosmischen Incarnationen sind drei, und man setzt sie vor alle andern in das Kritajuga der jetzigen Weltperiode. Es sind diejenigen, welche der Rolle des Beschützers und Erhalters der materiellen Welt, als welcher Wischnu ursprünglich aufgefaßt wurde, am meisten entsprechen. Man wird nicht irren, wenn man sie auf den Ursprung des Wischnuismus selbst zurückführt. Die Sagen, die sich mit ihnen beschäftigen, sind nicht dieser Lehre eigenthümliche Erfindungen, sondern meist alte Sagen des Brahmanismus, die sich auf die Urzeit des Menschengeschlechts beziehen und wahrscheinlich dunkle und schwankende Erinnerungen an gewisse große Naturereignisse bewahren, von denen die Vorväter der arischen Race im

höchsten Alterthum Zeugen gewesen waren. Die erste dieser Incarnationen heißt Matsyawatara, „das Herabsteigen (des Gottes) in einen Fisch“ und ist ein Seitenstück zu der ältesten Ueberlieferung der Inder von der großen Fluth, die wir im Ssatapatha Brahmana lesen, oder diese Ueberlieferung selbst erweitert und mit tausend phantastischen Schnörkeln ausgeschmückt. Wischnu selbst erscheint in der Welt als Fisch, um Manu Waiwaswata vor der Fluth zu retten, und ihm die Erneuerung der Menschheit zu ermöglichen. Die zweite Fleischwerdung des Gottes führt den Namen Kurmawatara, „das Herabsteigen in eine Schildkröte“ und hat in einer seltsame Sage Platz gefunden, die sich im Astika Parwa des Mahabharata entwickelt findet, und in der Baron von Eckstein den Nachhall eines großen vulkanischen Ereignisses wieder erkennen will. Die Götter und die Asuras, ihre Nebenbuhler, wollen sich das geheimnißvolle Getränk Amrita, welches unsterblich macht, verschaffen. Sie finden es im Meere; denn die Phantasie der Inder betrachtet das Meer stets als ein zweites Chaos, als einen Ort großer Schätze. Um das Amrita von andern Elementen zu sondern, mit denen es vermischt ist, beschließen die Götter und die Asuras den Ocean zu buttern. Sie entwurzeln den Berg Meru und schaffen ihn in die Mitte der Gewässer. Aber es handelt sich nun darum, zu verhindern, daß er nicht völlig in den Abgrund versinkt und die Welt umstürzt, und zu diesem Zwecke tritt Wischnu ein, indem er die Gestalt einer ungeheuren Schildkröte annimmt, sich in den Abgrund stürzt, den Berg heraufhebt und ihn nebst der ganzen Welt auf seinen Rücken stellt. Der Meru ist umflochten von den Ringen einer riesigen Schlange Namens Wasuki, die Asuras fassen deren Kopf, die Götter deren Schweif, und so dreht sich der heilige Berg unter ihren entgegengesetzten Austrengungen quirlend in der Mitte der Gewässer „wie ein Holzblock unter der Hand des Drechslers.“ Der Berg entzündet sich, durch das Zusammentreffen mit diesem Feuer und dem Rauch, den der Rachen der Schlange ausspeit, werden die Asuras schwarz, um es für immer zu bleiben. Inzwischen gehen durch das Buttern aus dem Meere eine Menge von

Schätzen und übernatürlichen Thieren hervor. Zuletzt erscheint Dhanwantari, der Arzt der Götter, der aus der Tiefe mit einem Gefäß auftaucht, in dem sich das Amrita befindet. Die Götter bemächtigen sich des köstlichen Trankes und theilen ihn unter sich, ohne den Asuras etwas davon zu geben. Darauf erhebt sich ein heftiger Kampf zwischen Göttern und Asuras um den Besitz des Amrita. Besiegt zerstreuen sich die bösen Geister über die Welt, suchen sich derselben zu bemächtigen und wollen sie umstürzen, um sich an den Göttern zu rächen. Wieder droht der Erde Ueberfluthung, denn ein Riese ist im Begriff, sich in die Fluthen zu werfen. Da erfolgt eine neue Incarnation Wischnus. Der Gott erscheint auf die Bitte Prithiwis in Gestalt eines Ebers, besiegt den Riesen und stellt die Erde wieder ins Gleichgewicht auf der Oberfläche des Meeres. Dieß aber nennt man Warahawatara, „das Herabsteigen in einen Eber."

Die Incarnationen, die wir brahmanische nennen, schließen sich im System der Puranas hier an und sind ebenfalls drei. Eine fällt noch in das Kritajuga, die beiden andern ins Tretajuga. Sie haben das Gemeinschaftliche, daß sie in die Sagen eingeschaltet sind, die von dem Siege des Brahmanismus über den Widerstand der Kschatriyas handeln. Es scheint also, daß ihre Einführung in den Kreis Wischnus, mit welchem diese Sagen ursprünglich nichts zu thun hatten, gleichsam die Besiegelung des Uebereinkommens gewesen ist, welches in einer gewissen Epoche zwischen dem Brahmanismus und Wischnuismus stattfand, eines Uebereinkommens, welches den ersteren, wie wir sogleich zeigen werden, Wischnu als die zweite Person der Dreieinigkeit anerkennen ließ, wogegen der Wischnuismus der brahmanischen Kaste die erste Stelle überließ; denn die drei neuen Incarnationen haben die Gründung und Vertheidigung dieser Kaste durch Wischnu zum Zweck.

Die erste, Narasinhawatara genannt, wird durch den ruchlosen Stolz des Riesen Hiranya hervorgerufen, der die Verehrung der Götter ausrotten und sich an deren Stelle setzen will. Wischnu fährt als Mann mit einem Löwenkopfe aus einer Säule, stürzt sich

auf den Riesen und zerreist ihn. Die zweite heißt Wamanawatara, die „Fleischwerdung im Zwerg Wamana". Der Riese Bali hat die Herrschaft über drei Welten an sich gerissen, er bedroht die Götter, und Wischnu tritt für diese in die Schranken. Er nimmt die Gestalt des zwergenhaften Brahmanen Wamana an, stellt sich vor den stolzen Riesen und fordert von ihm drei Schritte Boden, die jener im gewährt. Dann entwickelt sich der Zwerg zu ungeheurer Größe, mißt die Erde mit einem Schritt, den Himmel mit einem zweiten und ist im Begriff, mit dem dritten die Hölle zu messen, als Bali ihm zu Füßen fällt und demüthig die Macht des höchsten Gottes anerkennt, worauf Wischnu ihm die Herrschaft in der Unterwelt läßt. Der Riese Bali ist kein Anderer als Ssiwa, der alte Gott der von den Aryas unterjochten Kuschiten, der Sieg des Brahmanen Wamana stellt also symbolisch den Triumph der arischen Priesterlehre über die Religion der Ureingeborenen vor, und die Umgestaltung dieser Personification des brahmanischen Cultus in eine Menschwerdung Wischnus hat eine entscheidende Bedeutung für die Feststellung der Umstände, unter welchen die zweite Reihenfolge von Incarnationen denjenigen hinzugefügt wurde, welche die Anhänger des neuen Gottes zu Anfang kannten.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist es nicht weniger bezeichnend, zu sehen, wie Wischnu in seiner sechsten Fleischwerdung als Paraßu Rama, der Vertilger der gottlosen Kschatriyas auftritt, von dem wie oben gesprochen haben; er ist hier das heroische Bild der Revolution, durch welche die Kriegerkaste niedergeworfen und gegezwungen wurde, sich der Priesterkaste unterzuordnen.

Die beiden letzterwähnten Awataren sind rein menschlich und gehören schon zum Cyklus der Heldensagen. Sie führen uns so allmählich zu den beiden folgenden, in welchen das Herabsteigen des Gottes nur eine moralische, nicht mehr eine kosmische Handlung zum Zwecke hat. Die beiden kriegerischen Helden aus der Kaste der Kschatriyas, die hierbei von einer gewissen Periode an als Incarnation Wischnus aufgefaßt werden, sind Rama und Krischna, neben welchem sich die Persönlichkeit Ramas in Gestalt

Bala Ramas oder Balabhadras, des „Trägers des Pflugs“ wiederholt, der als Bruder des heldenhaften Freundes der Pandusöhne auftritt. Diese beiden Awataren sind das Werk der Brahmanen und vor der christlichen Aera zur Bekämpfung des Buddhismus erfunden, dem sich die Kschatriyas aus Haß und Eifersucht gegen die Brahmanen mit Eifer zuwendeten, und dem die letzteren die Kriegerkaste wieder abzugewinnen hoffen konnten, indem sie der Anbetung derselben einen aus den Kschatriyas hervorgegangenen Gott darboten. Ihre Wahl fiel dabei auf Krischna. Aber man konnte aus diesem menschlichen Helden nur auf dem Wege der Incarnation einen Gott machen, und da die Incarnationstheorie nur mit dem Wischnuismus verbunden war, so mußte man sich auf diesen stützen. Zu gleicher Zeit aber schlug man in der Sage von Krischna, wie sie damals sich ausgebildet, die Verehrung des Lebens in der Gestalt vor, in welcher es der strengen Ascese und den mönchischen Entsagungen des Buddhismus gegenüber am vollsten und gewinnendsten erschien. Daher die hohe Stellung über allen anderen Awataren, in welchen, wie man sagte, nur ein mehr oder minder großer Theil des Wesens Wischnus zur Erscheinung gekommen war, während Krischna dieses göttliche Wesen ganz darstellte.

Später, in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung kam ein Bündniß zwischen dem Buddhismus und dem Wischnuismus zu Stande, und jetzt wurde der Buddha als neunte Awatara aufgefaßt. Als dieses widernatürliche Bündniß sich löste, entfernte man ihn nicht von der Liste der Incarnationen, sondern behauptete nur, Wischnu habe die Gestalt des Buddha angenommen, um die Gottlosen in eine Falle zu locken, indem er ihnen eine falsche Lehre verkündet, die sie in die Verdammniß führen mußte.

Die zehnte Incarnation im System der Puranas, Kalkiawatara genannt, soll noch kommen und hat wieder einen kosmischen Charakter, Wischnu wird in ihr die Welt zerstören, wenn ihre Zeit abgelaufen ist.

Wenn der Wischnuismus nur eine Ketzerei des Brahmanismus, gleichsam eine Uebersetzung desselben ins Volksthümliche ist,

so ist der Ssiwaismus eine völlig andere Religion, die entschieden materialistischen Charakters und nicht aus der Mitte der Aryas hervorgegangen ist. Er ist die Verehrung des Naturlebens in den Phänomenen der Zerstörung und der Zeugung, die diese Lehre als wesentlich verbunden betrachtet. Der Ssiwaismus hat sein besonderes Pantheon, in welchem zunächst das höchste Götterpaar Ssiwa und Bhawani oder Parwati (dieselbe heißt in ihrer furchtbarsten und blutigsten Gestalt Kali) stehen, die auch mit den Namen Mahadewa und Mahadewi, d. h. „der große Gott“ und „die große Göttin“ bezeichnet werden. Dann gehören hierher deren Kinder Ganeßa mit dem Elephantenkopfe, der Gott des Verstandes, der Zahlen, des Jahres, und Kartikeya, der Gott des Feuers und der Gestirne, sowie einige untere Gottheiten. Diese Religion ist die Vergötterung der Sinnlichkeit in ihrer rohesten Gestalt, der wildesten und niedrigsten Leidenschaften, der ruchlosesten Bestrebungen, welche von Mahadewa hevorgerufen, begünstigt und ermuthigt werden, eine Mischung von Blut und Wollust, von düsterer Schwermuth und Ausschweifung.

Der Kampf der Aryas mit den Kuschiten im Sapta Sindhu und im Gangesbecken hatte, wie wir sahen, auch den Charakter eines Religionskrieges. Indem die Aryas den Eingeborenen ihre Herrschaft aufnöthigten, zwangen sie ihnen auch ihre Götter auf. Die alte Religion der Dasyus, welche keine andere als der Cultus des Ssiwa und des Lingam war, war eine Zeit lang streng verboten, hielt sich aber im Geheimen. In diesen ersten Zeiten durften indeß dafür die Ssudras am Cultus der Aryas theilnehmen, sie waren nicht von den Opfern ausgeschlossen. Erst später, als die brahmanische Gesellschaft sich bildete, wurde ihnen die Kenntniß der Wedas und die Theilnahme am Opfer entzogen, und jetzt, als die Götter der Aryas sie verstießen, und ihre ganze Religion nur noch darin bestehen sollte, daß sie den drei oberen Klassen gehorchten und dienten, war es nur natürlich, wenn sie sich zu ihren alten Göttern zurück wandten, deren Gedächtniß sich im Geheimen lebendig erhalten hatte. So erschien um die Zeit, wo der Wischnuismus sich

mehr und mehr entwickelte und der Brahmanismus sich theils durch die Kühnheiten der Philosophenschulen, theils durch die Reaction des Volksinstincts zu zersetzen begann, der Cultus Ssiwas wieder am hellen Tage. Er hatte sich namentlich in der südlichen Halbinsel bei voller Kraft erhalten, da hier die Aryas nicht so massenhaft eingedrungen waren. Im Aryawarta hatte er nur da Erfolg, wo die Urbevölkerung die Masse des Volkes bildete, am unteren Indus und gegen die Mündungen des Ganges hin, vorzüglich im heutigen Bengalen, wo Mahadewa und Kali einen ganz besonders finsteren und blutigen Charakter zeigten. Der so wieder auflebende Ssiwaismus strebte, sich das Bürgerrecht in der arischen Gesellschaft und Eingang in deren Pantheon zu gewinnen, indem er Ssiwa, wie wir gesehen, mit Rudra verschmolz. Er war jedoch ursprünglich nur die Religion der Ssudras, welche sich unter den drei oberen Kasten nur die Waïßyas gewann, die allmählich mit den Ssudras so verschmolzen, daß sie nicht mehr von ihnen unterschieden wurden. Die Ueberlieferung dieses Standes der Dinge erhielt sich trotz der Erfolge, die der Ssiwaismus später errang, in dem Gebrauche, daß in den Lingamtempeln nur Priester fungiren durften, die der Kaste der Ssudras angehörten.

Wie der Brahmanismus alle Gottheiten des alten wedischen Pantheons beibehalten und sie nur dem Brahma untergeordnet, wie er die Zahl derselben durch seine mystischen Träumereien sogar ins Unendliche vermehrt hatte, so konnte er auch neue Götter annehmen, indem er sie als neue Ausflüsse des höchsten und einzigen göttlichen Wesens betrachtete. Es gab im Geiste seiner Lehren nichts, was ihn gehindert hätte, bis zu einem gewissen Grade den volksthümlichen Culten zu genügen, indem er ihren Gottheiten einen guten Platz in seiner himmlischen Hierarchie anwies. Die brahmanische Rechtgläubigkeit wird sich gegen solche Nachgiebigkeit eine Zeit lang gesträubt haben. Aber diese Strenge ließ jedenfalls mit der Zeit nach, und der Brahmanismus war im siebenten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung schon in voller Zersetzung in Betreff seiner Lehren.

So zeigte der Brahmanismus sowohl den kühnen Lehren der Philosophenschulen als dem Wischnuismus und Ssiwaismus gegenüber die größte Duldsamkeit. Er ließ diese verschiedenen Lehren und Glaubensrichtungen sich durchaus ungehindert entwickeln und ausbreiten. Ja er ging noch weiter, er knüpfte die Religion Wischnus und Ssiwas an sein System, er versöhnte den Cultus dieser beiden Gottheiten mit der brahmanischen Religion durch den Gedanken der Trimurti, der von der Priesterkaste angenommen wurde, obwohl er eine unbedingte Beeinträchtigung des ursprünglichen Geistes der Religionen war, welche er verfälschte, indem er sie nach ihrer erhabensten Seite hin verletzte.

Die Erfindung der Trimurti, die fortan die Spitze der göttlichen Hierarchie bildete, ist der Verkündigung des Buddhismus nur kurze Zeit vorausgegangen. Daß sie demselben überhaupt vorausgegangen, wissen wir daraus, daß sie in den ältesten buddhistischen Sutras erwähnt wird, und daß das zweite Concil dieser neuen Religion sich bemühte, ihr eine Art Ebenbild, eine buddhistische Dreieinigkeit an die Seite zu stellen. Die Trimurti ist in der That eine über dem ganzen Göttersystem stehende Dreieinigkeit und besteht aus Brahma, dem Schöpfer, Wischnu, dem Erhalter, und Ssiwa, dem Zerstörer und Erneuerer, eine Dreifaltigkeit, die sich in die Einheit des Brahma (Neutrum) oder Swayambhu auflöst, deren erste Emanation oder vielmehr deren zugleich vielfache und einheitliche Determination sie ist.

Der Gedanke der Trimurti, der Brahma zwei fast als Seinesgleichen betrachtete Gefährten an die Seite stellte, beeinträchtigte die Bedeutung dieses metaphysischen Gottes als höchsten Wesens beträchtlich. Aber er hatte den politischen und socialen Vortheil, daß er den volksthümlichen Kulten, deren Entwickelung die Priesterlehre nicht aufhalten konnte, das Aussehen von Ketzereien gab, die sich an die wesentlichen Grundlagen der öffentlich anerkannten Lehre anschlossen, daß er dieselben im Rahmen der Kasten erhielt und so wenigstens die sociale Rechtgläubigkeit rettete, während die religiöse erschüttert war. Der Wischnuismus und der Ssiwaismus gingen

gern auf diesen Ausgleich ein. Wie die Anbeter Brahmas Wischnu und Ssiwa als über den andern Göttern stehend anerkannten, so nahmen die Verehrer Wischnus Brahma und Ssiwa zu gleichem Range mit ihrem Gotte auf, und dasselbe thaten die Verehrer Ssiwas in Betreff Wischnus und Brahmas. So existirten die drei religiösen Systeme, wie verschieden sie auch waren, anscheinend in Frieden neben einander wie drei Zweige eines Stammes oder drei Emanationen desselben Prinzips. Aber jede der drei so in einander verschmolzenen Lehren wahrte sich das ihrige und gab ihrem Gotte die erste Stelle in der Trimurti. Die brahmanische Rechtgläubigkeit behauptete stets, daß Brahma der älteste und höchste sei, die beiden andern Religionen aber beanspruchten dieselben Prärogative, die eine für Wischnu, die andere für Ssiwa, und so blieben sie trotz des künstlichen Bandes, welches sie fortan mit dem Brahmanismus verknüpfte, immer heterodox.

Ohne Zweifel entwickelte sich das System der Trimurti ebenso wie diejenigen des Ssiwaismus und des Wischnuismus vollständig erst später, im Kampfe mit dem Buddhismus, aber alle Schwenkungen, alle Umgestaltungen, welche die Religion Indiens in der Folge durchmachte, waren im Keim schon in der Idee der Trimurti enthalten, die vor dem Buddha entworfen wurde. Dieser Gedanke war das, was die Religion der Brahmanen in den Stand setzte, der Religion oder Lehre nachhaltig Widerstand zu leisten, welche sie zu vernichten und dann in Indien zu herrschen bestrebt war. Er sicherte ihr in der That die Unterstützung der volksthümlichen Religionen, aus denen sie eine Kraft schöpfte, die ihr abstracter Gott allein niemals besessen hätte. Er erlaubte ihr, sich je nach dem Bedürfniß des Augenblicks eng mit der einen oder der andern zu verbinden. In dieser Zeit geschah es, daß sich jene Sammlungen von Traditionen, jene volksthümlichen Wedas bildeten, die man zu Ehren Wischnus und Ssiwas verfaßte, und denen man den Namen Puranas, „Alterthümer" gab, Sammlungen, die gänzlich verloren gegangen sind, und die man nicht mit den endlos langen Gedichten gleiches Namens verwechseln darf, die in den Zeiten entstanden, die

unserm Mittelalter entsprechen. Schließlich muß anerkannt werden, daß der Brahmanismus mit dem Ssiwaismus immer weniger eng verbündet gewesen ist als mit dem Wischnuismus. Er nahm von jenem seinen höchsten Gott, aber nicht seine Grundsätze und Glaubensmeinungen an. Niemals wurde von den Brahmanen der Cultus des Lingam angenommen. Die ausschließlichen Verehrer Ssiwas galten stets für Anhänger einer falschen, unreinen und nur geduldeten Religion, und erst sehr spät geschah es, daß Sankara Atscharya seinen berühmten Versuch machte die Lehren des Brahmanismus mit der Anbetung des Lingam in Einklang zu bringen.

Sechstes Kapitel.

Der Buddha und der Buddhismus. — Das Leben des Buddha. — Der Buddhismus stellt sein religiöses System auf. (543 bis 433 v. Chr.) — Die Moral, die Metaphysik und die Mythologie des Buddhismus.

Trotz mancher Bestrebungen nach einem andern Zustand der Dinge beherrschte die brahmanische Lehre, vorzüglich sofern sie sich auf das Sociale bezog, die Geister in Indien bis zum Ende des siebenten Jahrhundert v. Chr. Viele bemühten sich, durch schmerzhafte Büßungen und durch Beschaulichkeit die Vernichtung ihres Leiblichen und das Aufgehen in Brahma zu erlangen. Die Masse, weniger eifrig, unterwarf sich doch ohne Murren den brahmanischen Vorschriften; denn es handelte sich dabei um Vermeidung von allerlei Strafen nach dem Tode. Jeder erfüllte mit Gewissenhaftigkeit die Pflichten seiner Kaste. Jeder ertrug mit Geduld die göttliche Schickung, die ihn in diese oder jene Kaste verwiesen hatte, war sie doch die Folge der Handlungen, die er in einem vorhergehenden Leben begangen hatte. Fügen wir dazu noch die Selbstquälereien, die das Gesetz Manus auferlegte, die willkürliche Gerechtigkeitspflege, den Steuerdruck, die Erpressungen der Könige und ihrer Beamten, und wir haben ein Bild von der elenden Lage,

in der sich damals das Volk Indiens befand. Die Brahmanen hatten bei diesem Zustande nicht Unrecht, wenn sie die Welt ein Jammerthal, einen Abgrund von Leiden nannten. Und selbst der Tod befreite davon nicht; denn immer wurde man neugeboren, um zu leiden. Die Aussicht auf diese unselige Zukunft lastete schwer auf dem ohnehin gedrückten Volke. Die allen Völkern, die in der heißen Zone leben, innewohnende Sehnsucht nach Ruhe war in Indien verzehrend heiß geworden. Während andere Völker den Tod als das größte Uebel fürchteten, lange zu leben wünschten, sich bemühten, die Fortdauer des Individuums nach dem Abscheiden zu beweisen, hatten die Inder schon lange auf den in den Hymnen des Rig Weda so lebhaft ausgedrückten Wunsch verzichtet, „noch hundert lange Winter zu leben.“ Sie glaubten nicht mehr an den lichten Himmel Jamas. Sie waren im Gegentheil von der Furcht gequält, niemals sterben zu können. Die Erwartung eines neuen Lebens nach dem Tode, die Aussicht auf endlose Wiedergeburten erfüllte sie mit Abscheu und Schrecken. In ihrer Verzweiflung hatten sie nur einen Trost und Wunsch, sich in das absolute Nichts flüchten, durch Vernichtung des Individuums der verhängnißvollen Kette aufeinanderfolgender Existenzen entgehen zu können.

Ein solcher Zustand konnte nicht länger dauern. Es mußte eine Reaction gegen die trostlosen Lehren des Brahmanenthums eintreten. Schon war dieses System, wie wir sahen, in seinen Dogmen erschüttert, noch stand es in seiner Herrschaft über die Gesellschaft fest. Die Zeiten waren reif für eine religiöse Revolution.

Der große Mann, welcher sich gegen das brahmanische Lehrgebäude und gegen das Kastenwesen erhob und eine neue Religion gründete, die sich über ganz Ostasien verbreitete und noch jetzt weit mehr Menschen umfaßt als das Christenthum, wurde im Jahr 622 v. Chr. in der Stadt Kapilawastu, der Hauptstadt eines kleinen Königreichs gleiches Namens zwischen dem Lande Koßala und den Bergen von Nepal, geboren. Sein Vater Sſuddhodana, aus der Familie der Sſakyas, die von der einen Seite her von Jkſchwaku, dem Sohne Manu Waiwaswatas, von der andern von Gautama,

einem der zehn Rischis, abstammen wollte, war König des Landes und Vasall des mächtigen Herrschers von Magadha.

Der Sohn Ssuddhodanas kostete, als er zur Welt kam, seiner Mutter, der schönen Maya Dewi, das Leben. Man gab ihm trotzdem den Namen Siddhartha, „der Erfolgreiche“ und zu gleicher Zeit den Beinamen Ssakysinha, „der Löwe der Ssakyas.“ Seine Kinderjahre verbrachte er unter der Aufsicht seiner Tante Pradjapati Gautami, die später, als er seine Predigt begann, eine seiner eifrigsten Anhängerinnen wurde. Der Brahmane Wißwamitra übernahm dann seine Erziehung.

Der junge Siddhartha zeigte bei seinen Studien eine außerordentliche Fassungskraft, sein Betragen war nicht das von Knaben seines Alters, er offenbarte eine eigenthümliche Neigung zur Einsamkeit und Beschaulichkeit, einen edlen Trieb zur Nachforschung nach dem sittlich Guten und ein warmes Mitleid mit allen Unglücklichen. Im Alter von sechzehn Jahren vermählte ihn sein Vater mit der schönen Gopa, die ebenfalls dem Geschlecht der Ssakyas angehörte, und die ihm einen Sohn, Rahula, gebar. Früh schon hatte sein fast immer auf das unselige Loos der Menschen und auf das grausame Verhängniß unaufhörlicher Wiedergeburt zum Leiden gerichtetes Nachdenken in ihm den Wunsch wachgerufen, dem Glanze des königlichen Lebens, der ihn umgab, Valet zu sagen und ein Ascetenleben zu beginnen, um auf diesem Wege zur Erkenntniß des unabänderlichen höchsten Gesetzes zu gelangen, in welcher der Weg zum Heile und zur Erlösung von dem Fluch der Seelenwanderungen läge. Die buddhistischen Legenden erzählen in rührenden Zügen die Umstände, unter denen dieser Wunsch zum Entschluß reifte. Als Siddhartha, so berichten sie, eines Tages durch das östliche Thor in seine Lustgärten ging, begegnete er einem von Alter gebeugten und gebrechlichen Manne. Dieser Anblick erregte in ihm den Gedanken, daß die Creatur keine Ursache habe, auf ihre Jugend stolz zu sein. Dieser Gedanke lenkte ihn von dem Vergnügen hinweg, dem er entgegenging, und er gebot seinem Kutscher ihn wieder heimzufahren. Einige Zeit nachher fiel es ihm wieder ein, sich

in seinen Lustgarten zu begeben, und er fuhr aus dem südlichen Thore hinaus. Da traf er am Wege einen schwer kranken, von Allen verlassenen, hoffnungslosen Mann. Da sagte der junge Prinz: „Die Gesundheit ist also wie das Spiel eines Traumes, und die Furcht vor dem Uebel hat diese unerträgliche Form. Wo ist der weise Mann, der, nachdem er gesehen, was sie ist, noch an Freude und Vergnügen denken könnte?“ Sogleich wendete er seinen Wagen um und kehrte in die Stadt zurück. Ein drittes Mal fuhr Siddhartha aus der Stadt, als er, kaum aus dem westlichen Thore heraus, einen Leichenzug vor sich sah. Da rief er aus: „Wehe der Jugend, welche das Alter zerstören muß! Wehe der Gesundheit, welche so viele Krankheiten vernichten! Wehe dem Leben, in welchem der Mensch so wenige Jahre bleibt! Wenn es kein Alter, keine Krankheit, keinen Tod gäbe! Wenn das Alter, die Krankheit, der Tod für immer gefesselt wären!“ Dann fügte der junge Königssohn, indem er zum ersten Male seinen innersten Gedanken verrieth, hinzu: „Kehren wir zurück, ich werde nachdenken, wie die Erlösung zu erreichen ist.“ Eine letzte Begegnung führte zu einem festen Entschlusse. Indem er wieder Kapilawastu, diesmal durch das Südthor, verließ, stieß er auf seinem Wege auf einen Bettler, welcher den Brahmanenmantel und die Almosenbüchse trug. Dieß war ihm wie ein Wink von droben, er hatte endlich das Hülfsmittel entdeckt, vermittelst dessen er die Erlösung vom Schmerze für sich selbst und für andere gewinnen konnte. Er entschloß sich, trotz aller Hindernisse ein Geistlicher zu werden. Er war damals achtundzwanzig Jahre alt.

Sofort begab sich Siddhartha zu seinem Vater und bat ihn, in seinen Plan zu willigen. Der König weigerte sich dessen, und da jener bei seiner Absicht beharrte, ließ er ihn bewachen, damit er sich nicht heimlich in die Einsamkeit flüchte, nach der er so eifrig verlangte. Aber der junge Prinz täuschte diese Wache, verließ in der Nacht seine Frauen, seinen Sohn, seinen Palast und entfernte sich aus seiner Geburtsstadt. Indem er einen letzten Blick auf die ihm theuren Orte warf, sagte er mit sanfter Stimme: „Bevor

ich nicht das Aufhören von Geburt und Tod erreicht habe, werde ich nicht nach Kapilawastu zurückkehren, ich werde dahin nicht eher zurückkehren, als bis ich die erhabne Wohnung, da weder Alter noch Tod ist, und das reine Wissen erreicht habe. Wenn ich wieder hierher komme, wird die Stadt Kapilawastu wach sein und nicht mehr vom Schlafe befangen." Nachdem er in Eile die Grenze der Staaten seines Vaters gewonnen, legte er seine Prunkgewänder ab, schnitt sich die Haare, zog das Kleid eines büßenden Bettlers an und nannte sich Ssakyamuni, „Einsiedler vom Stamm der Ssakyas", und Ssramana Gautama, „Ascet vom Geschlecht Gautamas".

Die erste Stadt, nach der sich der fortan von Almosen lebende Ssakyamuni wendete, war Waißali. Er hatte sich noch auf den langen Kampf vorzubereiten, der ihm mit der brahmanischen Lehre bevorstand. Zu bescheiden, um sich schon im Stande zu glauben, den Sieg zu gewinnen, wollte er sich auf die Probe stellen und zu gleicher Zeit erfahren, was diese Lehre wirklich werth sei. Er suchte so den berühmten Brahmanen Arata Kalama auf und trat in dessen Schule ein. Aber bald verließ er ihn, indem er sagte: „Diese Lehre Aratas ist keine in Wahrheit befreiende, nach ihr leben ist keine wahre Befreiung und keine vollständige Erschöpfung des Elendes. Wenn ich jedoch diese Lehre vervollkommne, die in der Armuth und der Einschränkung der Sinne besteht, werde ich zur wahren Erlösung gelangen; aber ich bedarf noch größerer Nachforschungen." Ssakyamuni begab sich dann nach Radjagriha, der Hauptstadt von Magadha, wohin ihm der Ruf des Opfers, das er durch seinen Verzicht auf den Thron gebracht, und seines Wissens sowie seiner strengen Lebensweise vorausgegangen war. Hier wurde er Schüler des Brahmanen Rudraka, der für einen noch größeren Weisen galt als Arata. Bald aber trennte er sich auch von diesem, indem er zu ihm sprach: „Freund, dieser Weg führt nicht zur Gleichgültigkeit gegen die Dinge dieser Welt, nicht zur Befreiung von der Leidenschaft, nicht zur Verhinderung des Wechsels im Dasein, nicht zur Ruhe, zur vollkommnen Erkenntniß, zum Nirwana."

Fünf Mitschüler Ssakyamunis, angezogen von seiner Beredsamkeit und Tugend, folgten ihm, als er Radjagriha verließ. Er zog sich mit ihnen zuerst auf den Berg Gaya zurück, dann kehrte er an die Ufer der Nairandjana an einen Ort Namens Uruwilwa zurück, wo er einige Jahre zu bleiben gedachte, bevor er zur Belehrung der Welt schritte. Fortan erkannte er vollständig das Unzureichende des Wissens der Brahmanen. Er fühlte sich stärker als sie. Aber es blieb ihm noch übrig, sich gegen sich selbst zu befestigen, und obwohl er die Uebertreibung der brahmanischen Ascese mißbilligte, beschloß er, sich eine Zeitlang den härtesten Entbehrungen auszusetzen, um dahin zu gelangen, seine Sinne vollständig dämpfen zu können. Nachdem er sechs ganze Jahre lang sich kasteit, erkannte er, daß die übertriebnen Fasten seine Denkkraft schwächten. Er begann also reichlichere Nahrung zu sich zu nehmen, und als dieß seine Gefährten sahen, verließen sie ihn, indem sie ihn anklagten, seine Gelübde gebrochen zu haben.

Allein in seiner Einsiedelei zu Uruwilwa zurückgeblieben, setzte der Sohn Ssuddhodanas seine Betrachtungen fort, und dabei scheint er für immer sowohl die Grundsätze seines Systems als die Regeln der Disciplin festgestellt zu haben, die er seinen Anhängern vorzuschlagen gedachte. Er pflegte dabei unter einem großen Feigenbaume, der später unter dem Namen Bodhidruma, „Baum der Erkenntniß", religiöse Verehrung genoß, zu sitzen und oft, in tiefes Sinnen versunken, ganze Tage seine Stellung nicht zu ändern. Er löste hier die Aufgabe, die er sich gestellt, und gründete damit eine neue Religion, wenn man eine Lehre, die keine eigentlichen Dogmen und keinen Cultus kennt, Religion nennen darf. Diese Lehre spricht sich in ihrer ursprünglichen Gestalt, so wie Ssakyamuni sie selbst verkündete, nicht über Gott aus, sie hat es nur mit der Idee des sittlich Guten und der Anwendung derselben im Leben zu thun. Beide sind nach ihr dem menschlichen Bewußtsein inhärent und nur durch die brahmanischen Einrichtungen verkehrt und verdunkelt worden. Der Einsiedler von Uruwilwa stellte sie wieder in ihrer Reinheit her. Alle Menschen sind nach dessen Lehre gleich, alle nach

ihrem moralischen Verdienst berufen, dasselbe Heil zu erreichen und sich auf demselben Wege zur Erlösung zu helfen, die sie dem Schmerze entreißt und sie endgültig aus dem verhängnißvollen ewigen Kreislauf der Seelenwanderung heraustreten läßt. Deshalb haben sie die Pflicht, sich als Brüder zu behandeln, keine tadelnswerthe Handlung zu begehen, die Tugend zu üben, ihre Neigungen zu beherrschen, kurz, mit allen Kräften nach Erreichung der moralischen und intellectuellen Vollkommenheit zu streben, welche der Ausdruck Bodhi, „höchste Erkenntniß", zusammenfaßt. Wer vollständig nach dieser Lehre lebt, wird Buddha und gelangt nach seinem Tode zu jenem Nirwana, welches das Endziel aller buddhistischen Tugend ist.

Eines Tages, als dem Geiste Ssakyamunis seine Lehre in ihrer ganzen Gedankenkette klar geworden, glaubte er sich selbst antworten zu können: „Ja, ich habe ihn endlich gefunden, den starken Weg des großen Menschen, den Weg des Opfers der Sinne, den untrüglichen Weg, den Weg des Segens und der Tugend; den Weg ohne Aufgabe, ohne Neid, ohne Unwissenheit und ohne Leidenschaft, den Weg, welcher zur Erlösung führt und macht, daß die Stärke des Dämons keine Stärke ist, den Weg, welcher bewirkt, daß die Orte der Seelenwanderung keine Orte sind, den Weg, welcher über Ssakra, Brahma und Maheßwara (die Personen der Trimurti) und die Wächter der Welt hinausgeht, den Weg, der zum Besitz des allgemeinen Wissens führt, den Weg der Erinnerung und des Urtheils, den Weg, welcher Alter und Tod versüßt, den ruhigen, von Aufregung freien, der Furcht vor dem Dämon entrückten Weg, der zum Nirwana leitet." Kurz, der Ascet von Uruwilwa glaubte sich in diesem erhabnen Augenblick sagen zu können, daß er der vollendete Buddha, d. h. der Weise in seiner ganzen Reinheit und Größe, in seiner übermenschlichen, mehr als göttlichen Macht sei, von der schon die Schule des Sankhya geträumt hatte. „Ja", rief er dann aus, „ja, so werde ich dem Schmerz der Welt ein Ende machen!" Und indem er mit der Hand auf die Erde schlug, setzte er hinzu, „diese Erde sei mein Zeuge, sie ist die Wohnung aller Geschöpfe, sie

schließt alles ein, was beweglich und unbeweglich ist, sie ist unparteiisch, sie sei mir Zeuge, daß ich nicht lüge."

Ssakyamuni war damals sechsunddreißig Jahre alt, und es war das Jahr 586 v. Chr. Bevor er sich zur Verkündigung seiner Lehre entschloß, zögerte er noch einige Zeit. Er wußte sich entschieden im Besitz der Wahrheit, fürchtete aber, man werde seine schwer faßbaren Gedanken nicht verstehen, und er werde damit Schiffbruch leiden, und vielleicht hätte er sein großes Unternehmen, zufrieden, für sich selbst den Weg zu ewiger Erlösung gefunden zu haben, ganz aufgegeben, wenn ihn nicht ein höchster Gedanke aus seiner Unschlüssigkeit herausgedrängt hätte. „Alle Wesen", so sagte er sich, „ob sie nun niedrig, mittelmäßig oder erhaben, ob sie sehr gut, mittelgut oder sehr schlecht sind, können in drei Klassen eingereiht werden: ein Drittel befindet sich im Irrthum und wird da bleiben, ein Drittel ist in der Wahrheit, ein Drittel ist in der Ungewißheit. So sieht ein Mensch am Ufer eines Teiches Lotuspflanzen, welche unter dem Wasser, andere, die so hoch wie das Wasser, andere wieder, die über die Oberfläche des Wassers hinausgewachsen sind. Ob ich das Gesetz lehre oder nicht lehre, jener Theil der Wesen, welcher sicher im Irrthum hinlebt, wird es nicht erkennen; ob ich das Gesetz lehre oder nicht lehre, jener Theil der Wesen, der sicher in der Wahrheit ist, wird es erkennen, aber jener Theil der Wesen, welcher in der Ungewißheit ist, wird das Gesetz, wenn ich es lehre, erkennen, und wenn ich es nicht lehre, es nicht erkennen." Ssakyamuni fühlte sich da „von tiefem Erbarmen mit der Menge von Wesen ergriffen, die in Ungewißheit gestürzt sind." Es war also Mitleid, was ihn veranlaßte, als Apostel aufzutreten.

Er wollte zuerst seine alten Lehrer Arata Kalama und Rudraka bekehren, erfuhr aber, daß sie inzwischen gestorben waren. Darauf suchte er seine früheren fünf Gefährten auf und fand sie in der heiligen Stadt des Brahmanenthums Waranaßi. Sie weigerten sich zuerst, ihn anzuerkennen, da sie nicht vergessen hatten, was sie seine Schwäche nannten. Er aber redete ihnen zu, und auf sein einfaches, aber mächtiges Wort, welches nichts als Wahres und

Glaubwürdiges sagte, glaubten sie ihm und begrüßten ihn als Buddha. Bald sammelte sich um den Lehrer eine große Anzahl von Schülern. Begierig hörte man diese Predigt, die so recht dazu angethan war, die Unglücklichen und Enterbten der brahmanischen Gesellschaft zu trösten. Wenn man hörte, daß alle Menschen im Principe gleich, daß alle ohne Unterschied der Kaste in das religiöse Leben einzutreten berechtigt seien, und daß das Heil einzig von der persönlichen Tugend abhänge, so waren das Neuerungen, welche die Privilegirten heftig erzürnen, desto besser aber den Nichtprivilegirten gefallen mußten. Und nicht weniger Anhänger erwarb sich Sſakyamuni durch die Form seines Auftretens. Die Brahmanen lehrten nur der Schule, ihr Wissen kleidete sich in abstracte, für die große Masse unverständliche Formeln. Der Buddha dagegen predigte dem Volke unter freiem Himmel und aus der Fülle seines Herzens. Er sprach dabei im Volksidiom, im Pali und selbst im Pakrit, und trug seine Gedanken so einfach und faßlich vor, daß auch die Einfältigen sie begriffen, und selbst die Widerspenstigsten fühlten, wie sie ihnen ins Herz drangen. So kehrten alle, die ihn zu hören gekommen, höchlich erbaut und getröstet heim, und überall nannte man ihn Sugata, „den Willkommnen“.

Da die meisten, die sein Gefolge bildeten, arme Leute waren, nannte man sie Bhikschus, „Bettler“, ein Name, der von ihm zur Bezeichnung derer gebraucht wurde, die unter ihm als Geistliche lebten. Indem ihm reichliche Almosen zuflossen, fand er die Mittel, alle Bhikschus, die mit ihm zogen, zu nähren. Wenn ein Bhikschu zu höherer Erkenntniß gelangte, so wurde er Sſrawaka genannt, und ein noch höherer Grad waren die Arhats, d. h. „die Ehrwürdigen“, die zu Vorstehern der buddhistischen Gemeinden gewählt wurden, deren noch bei Lebzeiten Sſakyamunis eine große Anzahl entstand. Während der Regenzeit widmete derselbe sich der Organisation dieser Gemeinden. Indem er die eifrigsten der Bhikschus in ein Wihara oder Kloster sammelte, lehrte er ihnen dort den Weg zu ekstatischer Beschaulichkeit, wo die Seele sich von den Banden der Materie losmacht, oder erging er sich über irgend einen Punkt

seiner Lehre mit ihnen in Zwiegesprächen, welche sie für das Apostelamt vorbereiteten und geeignet machten, das Wohlwollen, das Almosengeben, die Geduld und andere Tugenden zu predigen. Wenn dann die trockne Jahreszeit wiederkehrte, begann er seine Wanderungen wieder. Er durchzog auf diese Art ganz Central- und Westindien, indem er stets seine Rede dem Volksverständniß anpaßte und meist in Gleichnissen sprach. Wunderbar groß war infolge dessen der Zulauf zu seinen Predigten, massenhaft erfolgten die Bekehrungen, sein Wort war von so hinreißender Wärme, daß man im Volke sagte: „Die Götter steigen vom Himmel, um ihn zu sehen und zu hören.“

Umsonst versuchten die Brahmanen den Fortschritten der neuen Lehre Einhalt zu thun. Die Könige schützten den Buddha, auch wo sie nicht mit Eifer seine Lehre annahmen; denn sie waren meist aus der Kriegerkaste und sahen mit Freuden, wie in die Vorrechte der Brahmanen Bresche gelegt wurde. Das Volk war für ihn, und die Priester sahen sich gezwungen, Zorn im Herzen, geduldig zuzuschauen, wie man massenhaft ihrer Zucht entlief, um sich dem großen Lehrer von der Gleichheit aller Menschen anzuschließen.

In Waranaßi blieb der Buddha nicht lange, da die Brahmanen hier zu zahlreich waren. Dagegen war er besonders häufig in Radjagriha, der Hauptstadt von Magadha, und im Norden des Ganges in Ssrawasti, der Hauptstadt von Koßala. An jenem Orte bekehrte er nacheinander den König Bimbasara, der damals der mächtigste Herrscher Indiens war, und dessen Sohn und Nachfolger Adjataßatru zu seiner Lehre. Er bewohnte hier vor dem Thore ein ungeheures Wihara, welches in den Gärten stand, die ihm Kalanta, ein reicher Kaufmann, bei seiner Bekehrung zum Buddhismus geschenkt hatte. Hier war es, wo er seine berühmtesten Schüler Ssariputra, Maudgalyayana und Katyayama um sich vereinigte und in seine Lehre einweihte. Zu Ssrawasti bekehrte er Prasenadjit, den König von Koßala. Wenn er von seinen Reisen durch das Land zurückkam, bewohnte er hier ein prächtiges Kloster, welches ihm der erste Minister des Königs, Anatha Pindika, erbaut

hatte, ein Mann von unbegrenzter Freigebigkeit gegen die Armen, der zuletzt sogar seine hohe Stellung aufgab, um dem Reformator als Schüler zu folgen. Neben diesem Kloster war allmählig eins für Frauen entstanden, welchem Maha Pradjapati, die Tante und Pflegerin Ssakyamunis in der Kindheit vorstand, die gleich zu Anfang seines Auftretens zu ihm geeilt war und sein Gesetz mit Begeisterung angenommen hatte.

Ungefähr sechs Meilen südlich von Ssrawasti zeigte man noch im sechsten Jahrhundert unserer Aera die Stelle, wo der Buddha nach zwölfjähriger Abwesenheit zum ersten Mal seinen Vater wiedersah, der wiederholt vergebliche Versuche gemacht hatte, ihn zur Heimkehr zu bewegen. Er hatte ihm nacheinander acht Gesandte geschickt, aber alle waren, durch die Beredtsamkeit Ssakyamunis bei diesem geblieben und Bhikschus geworden. Endlich hatte er ihm seinen Minister Tscharka zugesandt, und dieser war auch bekehrt worden, aber doch zu dem alten König zurückgekehrt, um ihm zu melden, daß sein Sohn ihm bald einen Besuch zu machen vorhabe. Es scheint, daß der König dieser Reise zuvorkam, indem er sich zu dem Buddha begab. Aber dieser kam dann nichtsdestoweniger nach Kapilawastu, und dort nahmen mit dem König alle Ssakyas den Buddhismus an und traten zum größten Theile in den geistlichen Stand, was namentlich auch von den drei Frauen des Buddha, Gopa, Jaßodhara und Utpalawarna berichtet wird.

Nach den tibetanischen Sagen hatte Ssakyamuni gegen das Ende seines Lebens den Schmerz, den Untergang seiner Vaterstadt und die Ermordung der Seinen sehen zu müssen. Der Nachfolger des Königs Prasenadjit, Wirudhaka — der Kschudraka des Wischnu Purana — hegte einen tiefen Haß gegen die Ssakyas. Er zog gegen sie mit einem Heere aus, erstürmte Kapilawastu und ließ alle Einwohner desselben niederhauen. Ssakyamuni hörte das Toben der Einnahme und das Aechzen der Sterbenden. Nach dem Abzug des Königs von Koßala eilte er durch die mit Trümmern und Leichnamen bedeckten Straßen. Im Parke neben dem Schlosse seines Vaters, wo er als Kind gespielt, zuckten die Körper der jungen

Mädchen, welchen der Feind Hände und Füße abgehauen, nachdem man ihnen vorher allerlei Gewalt angethan hatte. Einige athmeten noch. Der Buddha weinte mit ihnen und tröstete sie. So erzählt der Norden, aber die Buddhisten des Südens, deren Ueberlieferungen glaubhafter sind, behaupten, daß Prasenadjit noch gelebt und regiert habe, als Ssakyamuni gestorben sei.

Trotz der Beschwerden des Lebens eines Wanderpredigers und trotz der Nachstellungen der Brahmanen, die ihm wiederholt nach dem Leben trachteten, erreichte Ssakyamuni das achtzigste Jahr. Im Jahre 543 v. Chr., als er sich gerade in Radjagriha befand, wurde er krank und fühlte seine letzte Stunde herannahen. Da er in Ssrawasti zu sterben wünschte, wollte er sich dahin schaffen lassen. Umgeben von zahlreichen Getreuen, unter denen sein Vetter und Lieblingsschüler Ananda den ersten Rang einnahm, machte er sich auf den Weg. Im Begriffe, über den Ganges zu setzen, soll er Thränen vergossen haben, indem er einen letzten Blick auf die Stadt Radjagriha geworfen, wo seine Predigten zuerst glänzenden Erfolg gehabt hatten. Nachdem er über den Fluß gegangen, besuchte der Buddha die Stadt Waïßali, die er ebenfalls mit Rührung betrachtete, da er hier sein Ascetenleben begonnen. Er weihte hier mehrere Geistliche, deren letzter der Bettler Subhadra war. Indem er dann weiter nach Ssrawasti zu reiste, wurde er nicht fern von der Stadt Kußinanagara plötzlich von Schwäche befallen. Seine trauernden Schüler legten ihn neben der Straße unter einen Baum von der Gattung der Ssalas (Shorea robusta) und hier verschied er, oder ging er, wie die Buddhisten sagen, in das Nirwana ein.

Das Begräbniß des Buddha erfolgte unter Feierlichkeiten, die sonst nur bei Bestattungen von Tschankrawartins, d. h. von Großkönigen stattfanden, die ganz Indien unter ihrem Scepter vereinigt hielten. Der berühmteste seiner Schüler Kaßyapa, der Verfasser des metaphysischen Werkes Abidharma, der in Radjagriha geblieben, eilte nach Kußinagara. Der Körper des Buddha wurde erst acht Tage nach seinem Tode verbrannt. Nach heftigen Streitigkeiten, die mit Blutvergießen zu endigen drohten und die

man nur im Namen der Eintracht und der Sanftmuth, die der Reformator gelehrt, beschwichtigte, wurden seine Reliquien in acht Theile getheilt, von denen einer dem König von Magadha, einer dem von Koßala und einer den Ssakyas von Kapilawastu zugesandt wurde. Dann feierte man sieben Tage lang Feste zu Ehren „des seligen Ssakyamuni, des wahrhaftigen und vollkommenen Buddha, Samyaksambuddha."

Der Buddha hatte kaum die Augen geschlossen, als sein eigener Sohn Rahula das Beispiel zum ersten Schisma gab. Er wurde das Haupt der Sekte, die den Namen Waibhaschika führt, und die von ihren Gegnern des Obscurantismus beschuldigt wird, indem sie Alles im positiven Sinne nimmt und alle metaphysischen Speculationen verwirft. Diese Sekte, die sich folglich an den Buchstaben der Sutras hielt, trennte sich sofort von der großen Gemeinde, Mahasanghika, an deren Spitze Kaßyapa und die wichtigsten Schüler des Buddha standen. Kaßyapa berief diese unter dem Schutze des Königs Adjataßatru in das Kloster Kalanta Wenuwana drei Wochen nach dem Tode des Meisters zu einer Versammlung, welche den Zweck haben sollte, die von Ssakyamuni gepredigte Lehre schriftlich festzustellen. Dieß war das erste Concil des Buddhismus, und erst durch diese Versammlung wurde er in eine Religion verwandelt. Fünfhundert Arhats, welche man seitdem als Sthawiras, „die Alten" bezeichnet, nahmen hier Platz, und das Concil dauerte, da man mit großer Sorgfalt zu Werke ging, sieben Monate. Man begann damit, daß man alle Vorträge des Buddha, die sich auf seine Lehre bezogen, sammelte, und Ananda, der Lieblingsschüler, erhielt den Auftrag, diese Sutras und zugleicher Zeit ein Leben des Reformators zu schreiben. Upali sammelte und ordnete die verschiedenen Verfügungen, die der Buddha in Betreff des geistlichen und klösterlichen Lebens erlassen hatte, und aus seiner Arbeit, die von der Versammlung gut geheißen wurde, ging die Disciplinarverfassung hervor, welche Winaya heißt. Endlich empfand das Concil, daß die Lehre, zu der es sich bekannte, durch Anknüpfung an nicht ausschließlich in das Bereich der Moral und

Disciplin gehörige Prinzipien eine religöse Weihe erhalten müsse, es begriff die Nothwendigkeit, sich eine Metaphysik zu schaffen. Aber diese Aufgabe war schwer. Ssakyamuni, vor Allem mit Zerstörung der ungeheuerlichen Ungleichheiten der brahmanischen Gesellschaft und der Verkündigung der Fähigkeit aller Menschen zur Erlangung des Heils beschäftigt, hatte von dem ersten Erforderniß jeder Religion, dem Glauben an ein über dem Menschen stehendes, von ihm unabhängiges Urwesen, ganz abgesehen, und so fehlte es seiner Lehre an der Grundlage. Die Metaphysik, die Dogmen, welche ihr in entscheidender Weise den wahren Charakter einer Religion aufprägen sollten, mußten erst geschaffen werden. Dieser schwierigen Aufgabe unterzogen sich Kaßyapa und Ssariputra, indem sie das Abhidharma oder die Metaphysik des Buddhismus verfaßten.

So entstand das Tripitaka, „das dreifache Körbchen", oder die drei Sammlungen der Moral, der Disciplin und der Metaphysik. Später und geraumer Zeit hindurch vermehrte jedes neue Concil diese Werke durch neue. Dann, in späterer Zeit wieder, traf man unter den bändereichen Sammlungen dieser Literatur eine Auswahl. Die neun Bücher, die man wählte, galten für canonisch, und man nannte sie die neun Dharmas. Die stete Erweiterung des Rahmens der Literatur und andererseits des Sinnes der Lehre des Buddhismus ist dadurch merkwürdig, daß sie unter dem feindlichen Andringen der Brahmanen und im Hinblick auf die Bedürfnisse des Kampfes mit ihnen erfolgte. Sehr wahrscheinlich beschränkte sich zu Anfang die Metaphysik der Buddhisten auf einige wenige Sätze, und einige Zeit noch gingen die Schüler Ssakyamunis nicht über die Ehrfurcht vor der Person ihres Meisters hinaus, der in seinen Reliquien und bald auch in Bildern und Statuen verehrt wurde.

Auch nach dem Ableben des Reformators breitete sich seine Lehre rasch weiter aus, und in weniger als einem halben Jahrhundert hatte sie im ganzen arischen Indien zahlreiche Anhänger. Besonders unter der Regierung Adjataßatrus, der zweiunddreißig

Jahre den Thron von Magadha inne hatte, machte der Buddhismus auf Kosten des Brasmanismus allenthalben reißende Fortschritte. Die Brahmanen würden ihre Nebenbuhler offen und mit Gewalt bekämpft haben, wenn ihnen dazu nicht die Unterstützung des Volkes und der Fürsten gefehlt hätte. Wenn sie sich deshalb still verhielten, so blieben sie doch nicht müßig. Sie suchten sich Waffen in der Wissenschaft. Aus der Nothwendigkeit, den Buddhismus zu bekämpfen, entwickelte sich jene große idealistische Schule des Wedanta, der die indische Literatur zahlreiche theologische Abhandlungen, die Upanischads dankt, und deren Geist und Zweck die Bhagawadgita uns zeigt. Diese Schule machte sich also an das Werk. Sie warf sich auf die Lehre des Buddha vom Nirwana, und indem sie dieselbe mit der persönlichen Existenz eines höchsten Wesens verknüpfte, sagte sie: „der Ascet oder der vollkommene Weise erlangt das Brahma-Nirwana im Innern Brahmas.“ Durch solche Kühnheiten, solche Verknüpfungen von Ideen und Ausdrücken zwang sie die buddhistischen Gelehrten, ihr auf das Gebiet der Metaphysik zu folgen und sich in kategorischer Weise über den Sinn ihres Nirwana zu erklären. So entwickelte sich die Metaphysik des Buddhismus, so zu sagen, gezwungen. Aber genöthigt, dem Axiom des Meisters zu folgen, daß die wesentliche Bedingung des Glücks, welches die getreue Beobachtung des Gesetzes belohnt, in der Abwesenheit aller Form und aller Erscheinung bestehe, konnten die Jünger Ssakyamunis, wie subtil auch ihre Dialektik war, am letzten Ende ihres Wissens nichts als das Leere (Ssunja), das Aufhören von allen Dingen (Nirodha) und das Nicht-Sein (Awidya) zeigen. Hier erwarteten sie die Brahmanen. Sie wollten die Buddhisten zu dem, wenn auch nur mittelbaren, Geständniß bringen, daß die Lehre ihres Meisters nur auf Negation der Religion hinauslaufe, daß der Buddhismus Atheismus sei, und wenn eine solche Erklärung ihnen für den Augenblick keinen reellen Vortheil brachte, so konnten sie doch ihre Gegner fortan nicht nur der Ketzerei, sondern der Gottlosigkeit bezichtigen.

Um diesem Unternehmen die Spitze abzubrechen, beriefen die

Häupter des Buddhismus ein zweites Concil, welches im Jahre 433 v. Chr., im zehnten Jahre der Regierung Kalaßokas, des Königs von Magadha, und unter den Auspizien dieses dem Buddhismus sehr ergebenen Fürsten im Kloster Mahawana bei Waißali abgehalten wurde. Der Vorsitz wurde dem Aeltesten in der Versammlung, Namens Sarwakami übertragen, dem Rewata, ein Schüler Anandas und der weiseste und frömmste Arhat der damaligen Zeit, assistirte. Das Concil war sehr zahlreich und unter anderen von 700 Geistlichen hohen Ranges besucht. Die Verhandlungen dauerten acht Tage und wurden durch eine Commission von acht Männern geleitet, die alle unmittelbare Schüler Anandas, und unter denen Jasa, Sambhutta und Rewata die vornehmsten waren.

Nachdem man zuerst gewisse Fragen des Klosterlebens geregelt und die Ketzerei verworfen, die von der Stadt Wadji aus sich über den ganzen Norden verbreitet und die Bande der Disciplin unter den Bhikschus gelockert hatte, vollendete das Concil die dogmatische Verfassung der Religion, indem es die „erhabene Dreizahl" (Triratna), d. h. die Dreieinigkeit Buddha, Dharma und Sangha schuf. Dem Buddhismus eine religiöse Grundlage zu geben, war leicht, schwerer aber war, dieser Dreieinigkeit einen göttlichen Charakter wie ihn die brahmanische Trimurti besaß, zu verleihen. Man macht eben keine Gottheiten, sondern sie entstehen. Die Götter der Brahmanen galten für wirkliche Götter, weil ihre Existenz, aus der Verehrung der Natur hervorgegangen, sich auf eine wirkliche, wenn auch falsche Religion gründete, die ihre Wurzeln in der Macht der Erscheinungen hatte, welche ein Ausfluß der Allmacht des schöpferischen Gottes waren. Aber der Buddha der neuen Dreifaltigkeit war und blieb ein Mensch, auch als man ihn später zum Adibuddha, d. h. „Urbuddha", zum Swayambhu, d. h. „dem durch sich selbst existirenden Wesen" oder zum Mahabuddha machte, der aus der Beschaulichkeit geboren war. Dharma, die zweite Person der Dreieinigkeit, war ein in so subtilen Ausdrücken beschriebener Gedanke, daß man dabei ganz irre wurde, in dem man aber bei näheren Zuschauen nur eine rein physische Idee vor sich

hatte, die ungefähr das Gesetz der Dinge, die Natur besagte. Das Sangha endlich ist weder ein Wesen, noch ein Ding, sondern nur der Ausdruck einer Beziehung; denn „Sangha" bedeutet Vereinigung oder Gesellschaft. Diese buddhistische Dreieinigkeit läuft auf die drei Ausdrücke Mensch, Natur und Gesellschaft hinaus und ist ohne allen geistigen Charakter.

Aber wie gekünstelt und wie unvollkommen auch dieses Werk des zweiten buddhistischen Concils war, es hatte dennoch sehr große Bedeutung. Es erhob die von Ssakyamuni verkündete Lehre zu einer positiven Religion. Von diesem Augenblick an trat der Buddhismus aus der Periode seiner Bildung heraus in die seiner Entwickelung und seiner Heldenzeit, auf welche wieder eine längere Epoche des Verfalls und der Veränderung folgte, in der sich in gewissen Beziehungen seine äußere Physiognomie, in einigen auch sein Geist fast vollständig umgestaltete.

„Ich bin," sagt der Buddha in einer seiner Predigten, „gekommen, um die Unwissenden mit Weisheit zu speisen. Der Schatz der Weisheit ist das Almosen, das Wissen und die Tugend, das sind die Verdienste, die sich nicht verlieren. Ein wenig Gutes thun ist mehr werth als schwierige Werke verrichten. Wollte man doch begreifen, wie groß die Frucht der Almosen ist, man würde seinen letzten Mund voll Speise nicht essen, ohne davon abgegeben zu haben. Das Wohlwollen ist die erste der Tugenden, es ist die Mutter der Frömmigkeit. Der vollkommene Mensch ist nichts, wenn er sich nicht in Wohlthaten über die Geschöpfe verbreitet, wenn er nicht die tröstet, welche in Trübsal sind. Meine Lehre ist eine Lehre der Barmherzigkeit, deshalb finden sie die Glücklichen der Welt schwierig. Sie sind stolz auf ihre Geburt und bedenken nicht, daß die Früchte desselben Baumes desselben Ursprungs sind. Man muß die bestehende Ordnung der Dinge achten, aber der Weg zum Heil steht aller Welt offen, die Geburt verdammt kein Wesen zur Unwissenheit und zum Unglück. Jedermann kann aus der Zeit heraus gehen und unter die Weisen treten. Der Brahmane, welcher die Erde zersprengen will wie das Feuer, ist aus derselben Stelle ge-

boren wie der Tschandala, der letzte der Menschenkinder, dem er den Weg zum Heile verschließt. Aber niemand kann diesen Weg verschließen, als Mara, der Dämon der Sünde und des Todes. Fliehet ihn oder vielmehr bekämpft ihn, indem ihr unablässig den Kriegsruf gegen eure Leidenschaften ausstoßt. Vernichtet eure Leidenschaften, wie ein Elephant eine Schilfhütte umwirft. Der täuscht sich, welcher seinen Leidenschaften entfliehen zu können glaubt, indem er sich in einen Zufluchtsort in den Bergen und in der Einsamkeit setzt, die beste Zuflucht vor dem Uebel ist die gesunde Wirklichkeit. Man kann den Anreizungen der Sinne und dem Vergnügen den Rücken kehren, das Gesetz erfüllen und ein vollkommner Frommer sein, auch wenn man in der Welt lebt und mit Schmuck geziert ist. Ich bin gekommen, um die Geschöpfe in die gesunde Wirklichkeit zurückzuführen, der man sie ganz abwendig gemacht hat durch falsche Lehren, welche die furchtbare Zeit des Endes der Welt herbeiführen werden."

Das waren Lehren der höchsten, edelsten, reinsten Moral, die um so mehr überraschen, wenn man sie mit der trostlosen Metaphysik zusammenhält, auf der sie ruhen. Hier zeigt sich ganz das warm fühlende Herz und die hohe Seele Ssakyamunis. Er hat ohne Zweifel den Grund zu den seltsamen dogmatischen Irrthümern des Buddhismus gelegt, aber seine Schüler haben dieselben um Vieles vergrößert, in der Moral hat er alles selbst geschaffen, und seine Nachfolger haben nichts hinzugethan.

„Die erste Theorie, die sich in der Moral der Buddhisten darbietet und vom Gesichtspunkt der Methode allen andern vorausgehen muß, ist die von den „vier erhabnen Wahrheiten", Aryani Satyani, welche folgende sind. Zuerst ist es das Vorhandensein des Schmerzes, von dem der Mensch, gleichviel, wie glänzend oder wie dunkel die Lage sein mag, in der er hienieden geboren ist, immer unter der oder jener physischen oder moralischen Form betroffen wird. Dieß ist eine leider unbestreitbare Thatsache, obwohl sie nicht alle die Folgen mit sich bringt, welche der Buddhismus in ihr erblickt hat, und es ist eine unerschütterliche, ebenso traurige als

wahre Grundlage für das ganze Gebäude des Systems. Dann haben wir hier zweitens die Ursache des Schmerzes, die der Buddhismus nur in den Leidenschaften, der Begierde und der Sünde sucht. Die dritte erhabne Wahrheit, geeignet, über die düstre Wirklichkeit der beiden andern zu trösten, ist die, daß der Schmerz in dem Nirwana, diesem höchsten Zweck und diesem Lohn aller Anstrengungen des Menschen, aufhören kann. Die vierte und letzte Wahrheit endlich, welche noch enger mit den besondern Glaubensmeinungen des Buddhismus zusammenhängt, ist das Mittel, durch das man zu diesem Aufhören des Schmerzes gelangt, die Heilsmethode, der „Weg“ (Marga), welcher in das Nirwana führt.

Der Weg oder die Heilsmethode hat acht Theile, und dieß sind eben so viele Bedingungen, welche der Mensch erfüllen muß, um sich seine ewige Erlösung zu sichern. Der erste Theil ist, um mit den Buddhisten zu reden, der rechte Blick, d. h. Rechtgläubigkeit, der zweite das rechte Urtheil, welches alle Ungewißheit und allen Zweifel zerstreut, der dritte die rechte Sprache, d. h. die vollkommne Wahrhaftigkeit, welche die Lüge, unter welcher Gestalt sie sich auch zeige, stets verabscheut und flieht. Die vierte Heilsbedingung ist, daß man sich in dem, was man thut, einen reinen und rechten Zweck setzt, der das Verhalten regelt und rechtschaffen macht, die fünfte, daß man seinen Unterhalt nur in einem rechten, nicht mit Sünde befleckten Beruf, mit andern Worten, im geistlichen Beruf sucht, die sechste, daß man den Geist recht auf alle Vorschriften des Gesetzes richtet, die siebente ist das rechte Gedächtniß, welches die Erinnerung an vergangne Handlungen vor aller Dunkelheit und allem Irrthum bewahrt, die letzte endlich ist die rechte Beschaulichkeit, welche den Geist von hienieden in eine dem Nirwana nahe Ruhe führt.

Diese „vier erhabnen Wahrheiten“ sind diejenigen, die Sakyamuni endlich zu Bodhimanda unter dem Baume Bodhi nach sechsjähriger Beschaulichkeit und Kasteiung begriff, und die er Anfangs seinen Schülern vortrug. Weil er sie begriffen hat, ist er Buddha geworden, und wenn er seine Lehre der Welt predigt, so giebt er

ihnen immer die erste Stelle vor allen andern Theilen seines Unterrichts.“ (Barthelemy Saint Hilaire.)

Nach diesen vier Wahrheiten folgt unmittelbar eine Anzahl sehr einfacher Lebensregeln. „Die fünf ersten dieser Gebote sind: Du sollst nicht tödten, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht lügen, und du sollst dich nicht berauschen. Hierzu fügt man noch fünf weniger wichtige: du sollst dich enthalten, außer der Zeit zu essen, du sollst nicht Tänzen und theatralischen Vorstellungen zusehen, du sollst keinen Schmuck tragen und dich nicht parfümiren, du sollst kein großes Bett haben, endlich du sollst dich enthalten, Gold oder Silber anzunehmen. Zu den fünf ersten Regeln ist jedermann, zu den andern nur die Geistlichen verpflichtet, welche außerdem ein besonderes Gesetz von großer Strenge haben.“ (Barthelemy Saint Hilaire.)

Das geistliche Leben ist ein Ideal, welches nur der Buddha ganz erreicht hat, aber alle, wer sie auch seien, können wenigstens gewisse Tugenden üben, die der Reformator für die wichtigsten hält. Dieselben sind Almosen, Reinheit, Geduld, Muth, Beschaulichkeit und Wissen. Wer sie übt, ist noch nicht bei dem Nirwana angelangt, sondern erst auf dem Wege, der dahin führt, aber auf dem Wege des Glaubens „hat er jene dunkeln Gegenden des Daseins verlassen, wo man sich nicht kennt.“ Almosen ist nicht die gewöhnliche Freigebigkeit, sondern unbegrenzte Barmherzigkeit gegen alle Geschöpfe, die auch die schmerzlichsten Opfer nicht scheut. Der Buddha ist nur auf die Welt gekommen, um die Wesen zu retten, also aus Mitleid, und alle, die an ihn glauben, sollen seinem Beispiel folgen.

„Eine Tugend, welche der Buddha mit stets gleichem Eifer predigt, und welche er nicht aufhört, selbst zu üben, ist die Demuth, und offenbar im Hinblick auf dieselbe, die beiläufig eine natürlichere Empfindung ist, als man denkt, konnte er unter seinen Geistlichen und selbst unter allen Gläubigen die Beichte einführen. Zweimal im Monat, bei Neu- und bei Vollmond, bekannten die Geistlichen vor dem Buddha und vor der Gemeinde mit lauter Stimme ihre Sünden. Nur durch Reue und Scham vor sich selbst und den Andern

konnte man diese loswerden. Mächtige Könige bekannten dem Buddha die Verbrechen, die sie begangen, und nur um den Preis dieses peinlichen Geständnisses sühnten die Schuldigen ihre Frevel. Diese Einrichtung Buddhas bestand, obwohl sie sich schwer anwenden ließ, noch in sehr später Zeit.

Die wichtigste Lehre der buddhistischen Metaphysik ist die von den Brahmanen entlehnte Seelenwanderungstheorie. Der Mensch hat, bevor er in das Leben hienieden eingetreten ist, eine Menge von Existenzen durchlebt. Wenn er sich nicht die ernstlichste Mühe giebt, läuft er Gefahr, eine noch viel größere Menge durchmachen zu müssen. Sein Augenmerk muß daher beständig darauf gerichtet sein, sich dem verhängnißvollen Gesetze zu entziehen, welches die Geburt ihm auferlegt. Das Leben ist nur eine Kette von Leiden, und das Heil besteht darin, daß man nie wieder in dasselbe eintritt. Das ist in der ganzen indischen Welt, in allen ihren Religionen und Schulen feststehende Ansicht. Der Buddha theilt diese Ansicht, und seine Originalität besteht nur darin, daß er seinen Anhängern ein neues Mittel der Befreiung zeigt. Auch im Buddhismus giebt es eine unzählbare Menge von Formen und Zuständen, welche die Seele durchwandern kann. Die einzige Ursache dieser Umgestaltungen ist das Verhalten, welches man in einem vorhergehenden Leben beobachtet hat. Aber wie diese lange Reihe von Prüfungszuständen begonnen hat, warum ihr der Mensch überhaupt unterworfen ist, hat seltsamer Weise weder Ssakyamuni noch einer seiner Nachfolger sich jemals gefragt. Alles, was man in dieser Hinsicht aus einigen seltnen Stellen schließen kann, ist, daß der Buddha an die Ewigkeit der Wesen geglaubt hat, und daß ihm die Uebel, die er zu heilen kam, die Geburt, die Krankheit, das Alter, der Tod, zwar durch das Nirwana aufhörten, aber ohne Anfang waren.

Der Buddha hat also nicht versucht, die Dinge dieser Welt durch Zurückgehen in das Dunkel ihres Ursprungs zu erklären. Er hat sie genommen, wie er sie gefunden hat. Er hat ihre Erklärung in der „durch wechselseitige Ursachen verbundenen Production“

(Pratitya Samutpada) zu finden geglaubt, welche die ganze Grundlage seiner Lehre ausmacht.

Diese Ursachen oder Nidanas sind in der Art mit einander verbunden, daß jede Ursache Wirkung und jede Wirkung Ursache ist, und es giebt deren zwölf, die von der Pradjna Paramita in folgender Ordnung aufgezählt werden. Zuerst ist da das Nichtwissen oder Nichtsein (Awidya), aus dem die Ideen (Samskaras) hervorgehen, diese erzeugen das Bewußtsein (Widjnana), welches den Namen oder die Form (Nama Rupa) hervorbringt, durch welche die Gegenstände erfaßbar werden und die sechs Sitze der Sinne (Schadayatanas), die fünf äußern Sinne und der innere (Manas) entstehen. Die sechs Sinne bewirken das Zusammentreffen (Sparßa), welches die Empfindung (Wedana) erzeugt, aus der wieder die Begierde (Trischna) entsteht. Aus dieser geht die Verbindung (Upadama), aus dieser dann das Dasein (Bhawa) und aus diesem die Geburt (Djati) hervor, welche das Alter (Djaramarana) und den Tod zur Folge hat, welcher das Ende dieses Lebens voll Schmerzen ist. Dann aber beginnt diese Reihe von Ursachen ihre Wirkung von Neuem, wenn man nicht dahin gelangt, dem durch das Nirwana zu entgehen.

Das Nirwana ist der wichtigste Punkt der Lehre des Buddha. Um ihn besser zu verstehen, müssen wir erst das Dhyana oder das System der Beschaulichkeit untersuchen, durch welches man nach vollkommner Befolgung des Gesetzes zum Nirwana gelangt. Die Beschaulichkeit theilt sich in drei aufeinanderfolgende Grade. Der Ascet, der vermittelst der Theorie von der Verkettung der wechselseitigen Ursachen, in die Kenntniß der Dinge eingedrungen ist, thut zunächst die Begierde und die Leidenschaft ab, dann leistet er auf die Verstandesthätigkeit und das Urtheilen Verzicht, indem er nur Erinnerung und Kenntnißnahme behält. In einem noch höhern Grade gelangt er zur Gleichgültigkeit selbst gegen das Glück, welches soeben noch seine Vernunft empfand, indem sie sich allmählich von den irdischen Banden löste. Endlich, auf der vierten Stufe, welche die der Ekstase ist, besitzt der Ascet kein Gefühl von Wohl-

befinden mehr, er hat ebenso alle Erinnerung, ja er hat sogar das Gefühl seiner Gleichgültigkeit verloren, und, fortan frei von jeder Freude und jedem Schmerz, ist er zur Empfindungslosigkeit gelangt. Aber auf diesem Punkte angekommen bleibt der Beschauliche nicht stehen. Er verläßt die Welt der Formen (Rupadhatu) und schwingt sich auf, um das Nichtsein in der Welt ohne Formen zu erreichen. Die erste Stufe dieses neuen Ganges zur Vollkommenheit des Nirwana ist die Region des Unendlichen im Denken. Auf dieser Höhe eingetroffen, berührt das Denken eine dritte Region, die, wo nichts existirt. Aber da man vermuthen könnte, daß in diesem Nichts und diesem Dunkel wenigstens noch eine Idee übrig sei, welche dem Asceten das Nichts selbst darstelle, in das er sich stürze, bedarf es noch einer letzten und höchsten Anstrengung, und man tritt in die vierte Region der Welt ohne Formen ein, wo es gar keine Ideen, auch nicht die Idee des Nichtvorhandenseins von Ideen giebt.

So ist am Ende dieses Prozesses eigentlich schon das Nirwana erreicht, nur daß es kein Uebergangszustand, sondern ein bleibender, endgültiger und ewiger ist. Das beweisen die Etymologie des Wortes Nirwana, welches „Auslöschung“ oder „Austilgung“ bedeutet, und andererseits das Ganze der buddhistischen Metaphysik, die Widerlegungen dieses Systems durch die Brahmanen und die seltenen und unvollständigen Definitionen, die man in den Sutras findet, wo das Nomen Nirwana fast immer mit einem Adjectiv verbunden ist, welches besagt, daß es hier keine Verbindung, keine Existenz, überhaupt nichts mehr giebt. Zwar findet man infolge einer metaphysischen Subtilität, deren nur die Inder fähig sind, in den Sutras neben solchen Bezeichnungen auch Stellen, aus welchen hervorgehen könnte, daß das Sein im Nirwana nicht gänzlich vernichtet ist. Aber, wie zu gleicher Zeit erklärt wird, es giebt da weder Form, noch Erscheinungsvermögen, noch Bewußtsein, noch Persönlichkeit, noch Idee, kurz nichts mehr, was das Sein ausmacht. Es handelt sich also hier um eine reine sophistische Subtilität, welche das Nichtsein vom Nichts unterscheiden will. Das Nirwana ist das reine einfache Nichts, und dieser Gedanke des

absoluten Nihilismus paßt genau zu dem, was der Buddha selbst sagte: „Alle Erscheinung ist leer. Alle Substanz ist leer. Drinnen ist die Leere, und draußen ist die Leere. Die Persönlichkeit selbst ist ohne Substanz.“

„Indem der Buddha den Menschen nimmt, wie er ihn auf dieser Erde findet, ihn nur oberflächlich untersucht, ihn nur nach seinen Leiden ins Auge faßt, versucht er nicht, zu seinem Ursprung hinaufzugehen und ihn an ein höheres Prinzip zu knüpfen. Ueberdieß nimmt er mit den gewöhnlichsten Ansichten dieser entlegenen Zeit an, daß das gegenwärtige Leben die Folge vergangener Existenzen ist, deren verhängnißvolle Strafe der Mensch hienieden trägt. Er glaubt an die Seelenwanderung, und diese ist sein erstes Dogma und sein erster Irrthum. Der Mensch muß also um jeden Preis aus dem Kreise der ewigen Wiedergeburten herausgehen, in welchen er gebannt ist, und der Buddha nimmt es auf sich, ihm den Weg zu zeigen, der zur Befreiung führt, und ihn aus dieser schrecklichen Knechtschaft herauszureißen. Voll von Mitleid und Erbarmen giebt er dem Menschengeschlechte, welches er erlösen will, ein Moralgesetz und verkündet allen denen, die es befolgt haben werden, das ewige Heil. Nun aber, was ist das ewige Heil des Buddhismus? Und wie kann sich der Mensch dem Gesetz der Seelenwanderung entziehen? Durch ein einziges Mittel, durch Flucht in das Nichts. Durch die Tugenden und das strenge Leben, welche der Buddha empfiehlt, vernichtet, ist der Mensch sicher, unter keiner Form wieder in den verhaßten Kreis der Existenzen hineingeboren zu werden, und wenn alle Elemente, aus denen er zusammengesetzt ist, materielle und geistige, auf Nimmerwiederkehr zerstört sind, hat er keine Seelenwanderung mehr zu fürchten, das blinde Verhängniß, welches alle Dinge in der Welt beherrscht, hat keine Gewalt mehr über ihn.

Das ist, wie ich zugebe, ein abscheuliches System, aber ein vollkommen folgerichtiges. Es giebt im ganzen Buddhismus keine Spur von einer Idee Gottes, weder zu Anfang noch zu Ende. Der Mensch, vollständig vereinzelt, ist auf sich allein angewiesen.

In diese Welt geworfen, die er nicht begreift, ohne Vorsehung und ohne Stütze, Gebrechen von aller Art unterworfen hat er nur eine Aufgabe, dem Leiden zu entgehen, welches er erduldet. In der tiefsten Dunkelheit irregehend, sucht er in keiner Weise das Licht durch Zurückgehen auf etwas, das höher ist als er selbst. Indem er sich nicht über das hinausbegiebt, was die Sinne ihm bezeugen, indem er sich ungefähr ebenso übel eingerichtet weiß als die Erscheinungen, vor denen er sein Leben hinschleppt, findet er durchaus keinen Grund, nach der Quelle zu forschen, aus welcher er und die Welt hervorgegangen ist. Aus dem Nichts entsprossen, ist es ganz einfach, daß er darin wieder endigt, und es würde nur eine schreiende Inconsequenz gewesen sein, wenn der Buddhismus diesem Schluß ausgewichen wäre, der für uns so furchtbar, für ihn so troſtreich ist. Er sieht sich nicht aus Gott geboren, er sieht keinen Gott über sich im Leben, was Wunder, wenn er Gott auch nach dem Tode nicht findet, wenn er sich in das Nichts stürzt, aus dem er gekommen und welches sein einziger Zufluchtsort ist.“ (Barthelemy Saint Hilaire.)

Die Moral und die Metaphysik sind das Einzige, woraus der Buddhismus zu Anfang und noch zu der Zeit, mit der wir unsere Geschichte abschließen, bestand. Er war damals mehr ein philosophisches System als eine Religion, trotz der Bemühungen der ersten beiden Concilien, ihm diesen Charakter zu verschaffen. Aber es handelt sich hier um eine noch heute blühende Religion, der ein Drittel der Menschheit anhängt, und so lohnt sichs, zu untersuchen, wie der Buddhismus in der späteren Zeit sich allmählig umgebildet hat und zu dem geworden ist, was wir jetzt in ihm sehen, wie er sich namentlich eine Mythologie geschaffen hat, die ihm zu Anfang nicht nur fehlte, sondern damals ganz gegen seinen Geist war. Diese Mythologie hat aber im letzten Grunde nichts mit denen anderer Religionen gemein. Alle Kosten der Kosmogonie und Theogonie der Buddhisten werden von der durch wechselseitige Verkettung der Ursachen sich vollziehenden Seelenwanderung getragen. Die Seelenwanderung ist zugleich Ursache und Wirkung. Sie

ists, welche jedes Ding und jedes Wesen durch die Wirkung einer Ursache entstehen läßt, die unter der Herrschaft einer früheren Ursache steht, welche ihrerseits sich als Wirkung mit andern Ursachen verkettet, und so fort von der todten Materie bis zu den Göttern. So führt der Charakter des mythologischen Systems des Buddhismus zu dem ursprünglichen Charakter dieser Lehre zurück, der, wie wir sahen, rein moralisch ist. In der That, der Buddha hatte gesagt: „Das All existirt durch die Wirkung der Werke derer, welche es bewohnen." Gleichwohl mußte man, damit die metaphysische Speculation in der Lehre von der Beschaulichkeit, welche drei streng geschiedene Regionen, die der Begierde, die der Formen und die des Wegfalls aller Formen aufstellte, dem Buddhismus ein mythologisches System liefere, es mit Hülfe dessen entwickeln, was die brahmanische Mythologie an die Hand gab.

Der Brahma des Buddhismus in seiner mythologischen Phase nennt sich Adibuddha, der ursprüngliche, abstracte, durch sich selbst existirende, unermeßliche, endlose, allwissende Buddha auf dem Bhawagra oder Gipfel der Existenz. Gleichwohl nennt man ihn auch Swabhawa, „die Natur." Dann wieder wohnt dieses absolute Wesen, aus dem alles, was existirt, hervorgeht, in der Sphäre der Leere (Ssunyata) und Wüste (Bhutakoti), es ist also selbst nur das Nichts und die Täuschung.

Der Adibuddha bringt durch sein in sich Blicken die fünf Buddhas der Beschaulichkeit (Pantscha Dhyani Buddha) hervor, unter denen man die fünf Elemente der Welt versteht, und diese ihrerseits erzeugen jeder einen Dhyani Bodhisattwa oder einen Buddha der Beschaulichkeit in der Sphäre der Möglichkeit. Diese fünf Bodhisattwas, die theils immaterielle und abstracte Wesen, theils physische Erscheinungen sind, geben den vergänglichen Welten (Tschakrawala) und den Perioden (Kalpa) derselben das Dasein. Aber das Regiment dieser Welt überlassen sie den menschlichen Buddhas (Manuschi Buddha), von denen Ssakyamuni einer war. Diese Uebertragung der Herrschaft über die sichtbaren Welten auf die menschlichen Buddhas ist eine Folge der Grundlehren der See-

lenwanderung. Wenn das Weltall Buddhas, vollkommene Menschen, hervorbringt, muß es von ihnen beherrscht und so lange Zeit erhalten werden, als ihre Tugend seinen Geschicken vorsteht.

Die Zahl der von den Bodhisattwas hervorgebrachten Welten ist unermeßlich und ebenso ihre Dauer. Jede dieser Welten zerfällt in Stufen, und über allen dehnt sich die Zone des Leeren aus, welche alle andern geboren hat, und wo der Adibuddha wohnt. Die Aufeinanderfolge der Stufen ist in allen Welten dieselbe. Das System unsrer Welt ist folgendes. Vom Bhutakoti oder der Zone des Leeren bis zum Gipfel des Bergs Meru, mit dem die irdische Welt beginnt, stufen sich in ebenso vielen himmlischen Stockwerken dreiundzwanzig Ordnungen metaphysischer Wesen ab, die über den Göttern stehen. In diesen Himmeln, von denen sich immer einer über dem andern befindet, finden wir jede Stufe des Dhyana oder der Beschaulichkeit wieder, durch welche der Anhänger des Gesetzes zum Nirwana sich erhebt, dem das Bhutakoti entspricht. An höchster Stelle sind die vier Stockwerke der „Welt ohne Formen" (Arupadhatu), die unter dem Namen Ayatanani eine Einheit bilden. Dann kommen die vier Zonen der „Welt der Formen" (Rupadhatu), die wieder in neunzehn Stockwerke zerfallen. Die vierte Zone dieser Welt, welche der Erde am nächsten ist, zerfällt in vier Himmel, in deren höchstem Brahma thront. Er ist dort in seinem besondern Himmel, von wo aus er die irdische Welt überwacht und regiert, weshalb ihm die Buddhisten den Namen Sahampati, „Beherrscher der Menschen," gegeben haben. Dann sind in drei aufeinanderfolgenden Stockwerken unter ihm die unmittelbar aus seiner Substanz hervorgegangenen Wesen, zuerst die Mahabrahmas, dann die Brahma Purohitas oder „Minister Brahmas," endlich die Brahma Kayikas, welche das Gefolge des Gottes bilden.

Unter dieser metaphysischen Welt befindet sich die irdische, die von den Buddhisten mit einem ungeheuren kreisrunden Schiffe verglichen wird, aus welchem sich in der Mitte wie ein ungeheurer Mast, bis zum metaphysischen Himmel reichend, der Berg Meru erhebt. Die Höhe desselben theilt sich in zehn Stufen, auf deren

sechs ersten die Götter wohnen. Die oberste Stufe ist das Kamadhatu, „die Region der Begierden." Dann folgt diejenige Region, wo die Götter wohnen, welche die Macht haben, alle ihnen beliebenden Gestalten anzunehmen. Die nächste Stufe wird von den göttlichen Tuschitas bewohnt, die immer voll Freude und Wonne sind. Bei ihnen leben, umgeben von Apsaras oder Nymphen, die, welche nur noch eine Wiedergeburt durchzumachen haben, „um am andern Ufer anzulangen," d. h. um zu dem Standpunkte der wahren Buddhas zu gelangen und ins Nirwana einzugehen. Hier also war die Wohnstätte des Bodhisattwa Sswetaketu (mit der weißen Fahne) bevor er auf die Erde hinabstieg, um in der körperliche Hülle Ssakyamunis Buddha zu werden. Er wurde hier, wie die Legende sagt, von hunderttausend Göttern angebetet, und hunderttausend Millionen Götter begleiteten ihn bei seinem Hinabsteigen auf die Erde. Unterhalb der Tuschitas wohnen die Jamas, Götter, welche die Tageszeiten beschützen. Erst auf der fünften oder vorletzten Stufe von oben herab befinden sich die Wohnstätten der atmosphärischen Götter des Brahmanismus, der Wasus, der Rudras, der Adityas und der Aßwins, alle von Indra regiert. Endlich halten sich auf der Stufe unter dem Götterhimmel auf den Seiten des Berges Meru die Maharadjas oder Großkönige auf, welche die Aufgabe haben, die Erde zu beschützen. Die Region der Genien kommt unter derjenigen der Götter. Sie theilt sich in vier Stockwerke, in welchen man von oben nach unten steigend zuerst den Asuras oder Riesen, dann den Nagas oder Drachen, hierauf den vogelgestaltigen Garudhas, endlich den Geistern der Luft und den mißgestalteten Kumbhandas begegnet.

Hiernach kommt die Erdoberfläche, die Welt der Menschen und der Thiere, unter welcher sich sechzehn Höllen, acht feurige und acht eisige, abstufen, wo die Bösen, die an diesen Straforten nach ihrem Tode wiedergeboren zu werden verdient haben, den gräßlichsten Strafen unterliegen. Aber die buddhistischen Höllenstrafen dauern nicht ewig. Wie man den Himmel der Götter verläßt, nachdem man hier für das Verdienst belohnt worden ist, welches

man sich in einem vorhergehenden Leben erworben hat, und wie man dann in dem Körper eines Weisen wiedergeboren wird, so verläßt man die Hölle, nachdem man seine in einem früheren Leben begangnen Missethaten daselbst gebüßt hat, und wird in Gestalt eines mehr oder minder niedrigen und verachteten Wesens, gewöhnlich eines Thieres wiedergeboren. Aus dem Thiere wird man Preta, eine Art Dämon, der fortwährend Durst leidet, dann Asura, Riese oder Genius, dann Mensch, endlich Gott. Dieß sind die sechs Hauptzustände, die man durchläuft, und jede neue Seelenwanderung verwischt die Erinnerung an das vorhergehende Leben. Die Buddhas allein erinnern sich an alle Daseinsformen, die sie durchlaufen haben.

Die Existenz jeder Welt zerfällt in vier Kalpas oder Perioden: die der Wiedergeburt, die des Beharrens, die der Zerstörung und die der Nichtigkeit. Jedes dieser Kalpas dauert 336 Millionen Jahre, welche man wieder in zwanzig kleinere Perioden, jede von 16,800 Jahren, theilt. Die Gesammtheit der vier Kalpas einer Weltdauer bildet ein Mahakalpa von 1,344 Millionen Jahren. Das Leben aller Wesen nimmt in dem Maße ab, in welchem man in den beiden Perioden der Wiedergeburt und des Beharrens fortrückt. So beträgt die Lebensdauer des Menschen zu Anfang der ersteren 80,000, zu Ende der letzteren aber nur 10 Jahre. Im Zeitalter der Zerstörung gehen die Million mal Millionen Welten, aus denen das All besteht, durch Wasser, Feuer oder Wind unter. Nach dem Kalpa der Nichtigkeit beginnt ein neues All wieder mit einem Kalpa der Wiedergeburt und so fort ins Unendliche.

Jedes von den Kalpas eines Alls hat seinen besondern Namen. Das, in welchem wir leben, heißt Badhrakalpa, „die glückselige Periode,“ weil die Erde in demselben von fünf Buddhas nach einander besucht wird, von denen vier bereits erschienen sind. Der fünfte, Maitreya, wird erscheinen, wenn das Gesetz Sſakyamunis durch die Ungerechtigkeit der Menschen seine Kraft verloren hat.

Sehr zahlreich und sehr wunderlich sind die Legenden des Buddhismus von dem Stifter ihrer Religion, von seinem Leben,

seinen Wundern, seinen früheren Existenzen, seinen Wiedergeburten als Elephant, als Vogel, als Hirsch, als Mensch u. s. w., bevor er in den Zustand eines vollkommnen Buddha gelangte, Geburten, deren uns die singhalesischen Djatakas 550 mit den umständlichsten und abgeschmacktesten Einzelnheiten erzählen. Die indische Einbildungskraft schafft überhaupt oft maßlos, und auch der Brahmanismus gefällt sich in Uebertreibungen und Absurditäten. Aber seine Mythen haben doch immer neben ihren Thorheiten grandiose und hochpoetische Stellen. Der Nihilismus der Buddhisten hat gar keine poetische Ader, und seine Legenden, im Allgemeinen von monströser Plattheit, zeigen eine oft geradezu läppische und possenhaft alberne Erfindung. Ein Beispiel davon wird genügen. Es befindet sich im zwanzigsten Kapitel des „Lotus des guten Gesetzes," einer Schrift, die für eine der erhabensten unter den kanonischen Sutras gilt, und wir erfahren da Folgendes.

Ssakyamuni lehrt seinen Jüngern das Gesetz bei Radjagriha. Prabhutaratna, einer der früheren Buddhas, ist gekommen, ihm Glück zu wünschen, und setzt sich neben ihn. Sie sind umgeben von hunderttausend Myriaden von Millionen Bodhisattwas, an Zahl derjenigen der Atome von tausend Welten gleich, hervorgegangen aus den Spalten der Erde auf den Ruf eines Lichtstrahls, der zwischen den Augenbrauen Ssakyamunis entsprungen ist. Sie beten mit gefalteten Händen den Buddha an, welcher sie vereinigt hat, und versprechen ihm, wenn er in das vollkommene Nirwana eingegangen sein wird, das Gesetz an seiner Stelle zu verkündigen. Da lächeln, als sie dieß Versprechen hören, der selige Ssakyamuni und der selige Prabhutaratna. Ihre Zunge fährt aus ihrem Munde und reicht bis zum Himmel Brahmas, wobei aus ihr mehrere hunderttausend Myriaden von Milliarden Strahlen hervorbrechen. Die unzählbaren Bodhisattwas, mit denen diese beiden Personen umgeben sind, ahmen ihnen nach, sie stecken ebenfalls ihre Zungen heraus, und sie treiben dieß hunderttausend Jahre lang fort. Am Ende dieser Zeit ziehen sie ihre Zungen wieder ein und lassen zugleich das Geräusch hören, welches man durch kräftiges

Ausstoßen der Stimme aus der Kehle hervorbringt, wozu sie ihre Finger knacken lassen. Das Ganze aber führt den Titel: „Wirkung der übernatürlichen Macht des Buddha.“

Eine Religion, die nichts als das Nichts anbetet und zum Lebensziel macht, mußte unfähig sein, eine erträgliche Gesellschaft und einen derartigen Staat zu bilden. „Der Buddhismus,“ sagt Barthelemy Saint Hilaire, „ist in Indien selbst, seinem Geburtslande, gescheitert, und in den Ländern, in die er sich geflüchtet hat, ist es seinem Einflusse, so glücklich er in einigen Beziehungen sein konnte, nicht gelungen, die Sitten der Völker zu bessern. Sie sind überall unter der erniedrigendsten Willkürherrschaft geblieben. Die sehr schwachen Keime, welche der Buddha in seiner Lehre gepflanzt hat, und welche einige Könige wie Piadasi entwickelt haben, haben sich nicht fruchtbringend erwiesen, und heutzutage kann auch unsere Civilisation ihnen nicht zum Leben verhelfen, wenn sie in die Länder eindringt, wo der Buddhismus noch seine ganze Stärke bewahrt. Es ist zu fürchten, daß alle unsere wohlwollenden und freisinnigen Bemühungen vergebens gegen jene beklagenswerthen Einrichtungen ankämpfen, die für sich die Sanction der Jahrhunderte, die eingewurzelten Gewohnheiten der Völker, ihre Gleichgültigkeit und ihren unheilbaren Aberglauben haben. Ich möchte den Buddhismus allerdings nicht nach diesen Zeichen allein beurtheilen, und man darf ihn nicht allein daraufhin verdammen, daß die Gesellschaften, die ihm anhängen, schlecht organisirt sind. Gleichwohl kann man die Religionen nach den Institutionen messen, die sie eingeben und dulden, und gewiß ist eins der glänzendsten Zeichen der Größe des Christenthums, daß es jene freien Gesellschaften und Staaten hervorgebracht hat, die jeden Tag unter den Augen und dem Beifall der Geschichte neue Fortschritte zur Vollkommenheit machen. In buddhistischen Staaten entdeckt man nichts der Art, und im Punkte der Politik und Gesetzgebung ist die Lehre des Buddha selbst tief hinter dem Brahmanismus geblieben. Sie hat Einzelne unterrichtet und geheiligt, welche das edle persönliche Ideal Sakyamunis

zum Muster und zur Stütze nahmen, aber für die Völker ist sie noch ohnmächtiger geblieben als die ihrer Gegner."

Siebentes Kapitel.

Politische Geschichte Indiens von der Feststellung der brahmanischen Gesellschaft an bis zum zweiten Concil des Buddhismus. — Die Gegend im Norden und Westen des Indus. — Das Land der fünf Ströme. — Das Becken des Ganges. — Das Dakschinapatha. — Ceylon.

Die Geschichte des alten Indien hat es vorzugsweise mit der Religion und der geistigen Entwickelung überhaupt zu thun. Hierin liegt ihr eigentliches Interesse, hierdurch nimmt Indien eine beachtenswerthe Stelle in der Entwickelung des menschlichen Geistes ein. So haben wir denn die hierher gehörigen Thatsachen mit einer gewissen Ausführlichkeit behandelt und ihnen den Vorzug vor andern gegeben. Indeß ist es nothwendig, umzukehren und noch einen Blick auf die politische Geschichte des alten Indien von der Zeit an, wo die brahmanische Gesellschaft sich endgültig constituirt hatte, bis auf das zweite Concil der Buddhisten zu werfen, welches letztere wir zum Endpunkte unserer Geschichtsdarstellung wählen, da es als Abschluß der Bildungsperiode der Religion Sjakyamunis ein epochemachendes Ereigniß ist und nicht viel später als die Perserkriege stattfand, die Indien nicht in Mitleidenschaft zogen. Wir folgen in unserem Bericht, den wir kurz fassen können, da die politische Geschichte Indiens in dieser Zeit nicht im Zusammenhang mit der anderer orientalischer Völker steht und so nur ein beschränktes Interesse hat, nothwendiger Weise einer geographischen Ordnung, indem wir Indien nach gewissen von der Natur abgegrenzten Regionen behandeln. Denn das arische Indien bietet den Augen des Geschichtschreibers das Bild einer tiefen politischen Zersplitterung, eines vollständigen Mangels an nationaler Einheit und

nationalem Geiste neben einer religiösen und intellectuellen Einheit, die nicht weniger charakteristisch ist.

Wir beginnen mit der Gegend zwischen dem eigentlichen Indien und Ostiran, welche sich auf dem rechten Ufer des Indus hinzieht und auch das westlich von der Himalayakette gelegene Land umfaßt, aus welchem der Indus und die fünf Ströme des Pantschanada hervorkommen. Das eben genannte Gebirge wurde zum Theil von der großen Wanderung der Aryas berührt, als dieselben aus ihrer Urheimath aufbrachen, zum Theil von einigen Stämmen besetzt, welche sich bald nach diesem Aufbruch von der Hauptmasse trennten. Die Völker, die sich daraus bildeten, bewahrten immer die ursprünglichen Sitten der Race, wie sie uns die Wedas beschreiben, sie kannten weder den Brahmanismus noch die Kasteneinrichtung. Ueberdieß waren diese Völker nicht von reinem arischen Blute, sondern im Westen mit Kuschiten, im Osten des Gebirgs mit tibetanischen oder Bhota-Stämmen gemischt, und so fanden sich in Sitte und Art derselben selbst noch in sehr später Zeit vorarische und altarische Elemente unter ihnen.

Das Oberland, wo der Indus nach Süden zu fließen beginnt, war von den Daradas, den Derdes der klassischen Geographie, bewohnt, die ein kleines Königreich bildeten, dessen Einwohner schon Sanskrit sprachen, und von wo man viel Gold ausführte. Herodot erzählt, daß dieses Gold aus dem Sande des ganz unbewohnten Hochlandes kam. Dort, sagt er, leben Ameisen, die kleiner als ein Hund, aber größer als ein Fuchs sind, und welche sich Höhlen in den goldhaltigen Sand graben. Die Inder kommen und sammeln die Goldblättchen im Sande, welchen sie beim Eingang ihrer Höhlen aufgescharrt haben. Dieser Bericht, den eine große Anzahl von anderen griechischen Autoren ebenfalls bringt, ist indischen Ursprungs; denn es ist im Mahabharata vom „Golde der Ameisen" die Rede. Bei den meisten klassischen Schriftstellern, die ihn mittheilen, tritt er in Gestalt einer absurden Fabel auf. Aber die Ausdrücke, deren sich der Vater der Geschichte bedient, beweisen, daß er verstanden hatte, wie es sich hier nicht um eigentliche

Ameisen, sondern um kleine Vierfüßler handelte, die in der indischen Sprache wegen ihres unterirdischen Lebens als Ameisen bezeichnet wurden. Der Reisende Moorcroft hat festgestellt, daß hier Murmelthiere gemeint sind, ein Thier, welches in Indien nur auf den Hochebenen des Himalaya vorkommt, wo man vor ihren Bauen noch jetzt bisweilen Goldblättchen im aufgescharrten Sande findet.

Westlich von den Daradas, auf dem linken Ufer der Kubha (dem Kophen der Griechen) war das Reich der Aßwakas, die von den klassischen Geographen Assakanier oder Aspasier genannt werden, und hinter denen im Norden die Lampakas und Kambodjas wohnten. Im vierten Jahrhundert v. Chr., als Alexander ihr Land durchzog, welches er voll wilde Reben, Epheu, Lorbeer- und Myrthenbäume fand, wie die Berge Griechenlands, hatten die Aßwakas ihre Hauptstadt in Maßaka (Massaga), sie besaßen mehre andere feste Städte und zahlreiche auf Felsen erbaute Burgen in fast unzugänglicher Lage, und konnten zwanzigtausend Reiter ins Feld stellen. Am Zusammenfluß der Kubha mit dem Indus stand die wichtige Stadt Puschkalawati (Peukelaotis), der Hauptort eines kleinen unabhängigen Reiches. Der Bezirk, aus welchem die Kubha kommt, unmittelbar am Fuße der Hindukusch, war von einem Volke besetzt, welches die griechischen Geographen Ambauten nannten, und welches zwei größere Städte, Kapißa (Alexandria des Kaukasus) und Kabura (Ortospana) hatte. Auf dem linken Ufer der Kubha, auf der Seite südlich von diesem Flusse, war das Land der Gandharas (Gandarier), welche zum indischen Zweig der Aryas, nicht zum iranischen gehörten und Sanskrit sprachen, nach Herodot aber die Sitte und Tracht der Baktrer hatten. Diese Verschiedenheit in den Gewohnheiten dieser Inder genüber denen der anderen wird in der späteren Literatur damit überliefert, daß man die Gandharas als ein Volk darstellt, dessen Brahmanen die verderbtesten und unfrömmsten seien. Im Mahabharata heirathet eine Königstochter der Gandharas Dhritaraschtra, den Vater der Kurus.

Im Thale der Kubha stießen die Aryas Indiens mit dem

assyrischen Reiche zusammen. Man erinnert sich, daß die epische Sage von Semiramis, wie sie Ktesias erzählt, dieser fabelhaften Königin einen Feldzug nach Indien, der mit einer Niederlage endigt, zuschreibt. Dieser Theil der Sage scheint historisch zu sein oder wenigstens auf einer geschichtlichen Thatsache zu beruhen. Der Name des indischen Königs, der die assyrische Fürstin besiegt haben soll, ist vollkommen sanskritisch. Ktesias schreibt ihn Staurobatis, eine Form, unter der man sofort Sſtaorapati erkennt, ein Name oder Titel, der „Herr der Heerden" bedeutet und sehr passend das Haupt eines der Hirtenstämme des Sapta Sindhu bezeichnet, wie denn in derselben Gegend ein König der Kekayas Aßwapati, „Herr der Rosse", hieß. Die Zeit jenes Ereignisses wäre dann die, in welcher die geschichtliche Semiramis, Sammuramit, die Gemahlin des Königs Binlikhus des Dritten (857 bis 828) lebte, der Herodot auch alle die Arbeiten zuschreibt, die unter ihrem Gatten in Babylon ausgeführt wurden. Wir wissen aus dem Bruchstück des historischen Canons, der im britischen Museum aufbewahrt wird, daß unter der Regierung jenes dritten Binlikhus ein Feldzug nach den fernsten Gegenden Arianas stattfand, welcher die Assyrer bis an die Grenzen Indiens führen mußte. Eine ähnliche Expedition wurde 736 unter Tiglat Pilezer unternommen, welcher bis in das Thal der Kubha vordrang. Die Inschrift, die uns dieß meldet, sagt, daß dieser Herrscher sich mehre Bezirke östlich vom Lande Arakuttu (Arachosien) unterworfen habe, und die Hauptstadt dieser Gegend wird Zipura genannt, eine assyrische Umbildung des sanskritischen Namens Djayapura, „Stadt der Erde". Ohne Zweifel waren die Aßwakas damals den Assyrern unterworfen; den der über alles, was das westliche Indien betrifft, wohlunterrichtete Arrian behauptet, daß sie eine Zeit lang von Ninive abhängig gewesen seien.

Derselbe Arrian berichtet uns, daß die Aßwakas von der Regierung des Frawartisch an (657 bis 635) ein Theil des Mederreichs gewesen seien. Nach der Niederlage des Astahaga, gelangten sie unter das Scepter des Kurusch, welcher dazu noch das Land der Gandharas eroberte (543 bis 540), welches darauf der persischen

Monarchie einverleibt wurde. Im Jahre 506 vergrößerte Darayawusch das Reich der Achämeniden nach dieser Seite hin noch mehr, indem er die Daradas, die Kampilyas und die Darwas (Dyrbäer) unterwarf, welche dann in Gemeinschaft mit den Aßwakas und Gandharas, den Sattagyden und Aparyten Arianas die siebente Satrapie, Gandarien, bildeten.

Es ist zweifelhaft, ob die Eroberung Darayawuschs sich weiter östlich im Himalaya auf das kleine Fürstenthum Uraßa (Warsa) und auf das fruchtbare Königreich Kaßmira erstreckt hat, von welchem damals das etwas südlicher wohnende Volk der Abhisaras (Abissarer) abhing. Allerdings sagt uns Herodot, daß die Flotte, die damals für Rechnung des persischen Großkönigs auf dem Indus erbaut wurde, und über die Skylax von Karyanda den Oberbefehl übernahm, aus Holz gezimmert worden, das aus der Umgebung von Kaßyapura (Kaspapyros), der Hauptstadt Kaßmiras kam, indeß folgt daraus nicht nothwendig, daß dieses Land damals den Persern gehörte. Sie konnten diese schönen Hölzer, die man noch jetzt in den Wäldern Kaßmiras fällt, um sie den Behat (den alten Witasta, den Hydaspes der Griechen) hinab nach dem Indus zu flößen, gekauft haben, ohne daselbst zu herrschen. Gewiß ist, daß die nationalen Chroniken Kaßmiras, welche sehr weit ins Alterthum zurückreichen und sehr genau sind, in dieser Zeit keine fremde Herrschaft erwähnen, während sie doch die der späteren Jahrhunderte sorgfältig verzeichnen.

Dieses Reich von Kaßmira wird als ursprünglich den Schlangenvölkern, d. h. den vorarischen Völkern angehörig bezeichnet. Im Jahre 1182 v. Chr. wurde hier durch einen arischen Fürsten Gonarda eine Dynastie gegründet. Sie dauerte fort bis auf die Zeiten der Nachfolger Alexanders, wo die Griechen sie entthronten. Der König, der 506 die Krone trug, hieß Wasunanda. Kaßmira, das heutige Kaschmir, ist vielleicht das Land Indiens, in dem sich das arische Blut bis auf den heutigen Tag am reinsten erhalten hat. Im physischen Typus der Einwohner begegnet man keiner Spur von Vermischung mit den alten eingeborenen Stämmen.

Und doch waren seltsamer Weise die Aryas dieser Gegenden dem ursprünglichen Glauben der arischen Völker abtrünnig geworden und hatten den Schlangencultus der Dasyus, d. h. der kuschitischen Urbevölkerung dieses Landes, angenommen. Die Gesandten des Königs Gopaditya von Kaßmira, welche Alexander im Namen desselben begrüßten, erzählten dem makedonischen Eroberer, daß man in ihrem Lande große Schlangen nährte und als Götter verehrte, und daß der König in seinem Palast die beiden größten, von 80 und 100 Ellen Länge, hielte. Als die buddhistischen Missionäre in dasselbe Land vordrangen, fanden sie die Schlangenanbetung hier allgemein und ausschließlich verbreitet, und trotz ihrer Bemühungen erhielt sich dieselbe bis in sehr späte Zeiten.

Oestlich von Kaßmira in dem Theile des Himalaya, aus welchem der Irawati und der Wipaßa herabkommen, war das Reich Kekaya, dessen König nach dem indischen Epos „in seinem Palast Hunde so riesengroß und stark wie Tiger nährte", und wo der Brahmanismus und das Kastenwesen herrschten, eine Folge der unmittelbaren Verbindung dieses Landes mit dem Gangesbecken. Wir sehen im Ramayana, wie Daßaratha, der mächtige Herrscher von Koßala, eine Tochter des Königs von Kekaya freit, und wir lesen ebendaselbst, daß von Giriwradja, der Hauptstadt von Kekaya, nach Ayodhya, der Hauptstadt von Koßala, eine fahrbare und sehr besuchte Straße hinabführte.

Im Jahre 506 wurden infolge der Fahrt, die Skylax von Karyanda den Indus hinab bis an das Meer unternahm, die Völker, die auf dem rechten Ufer des Stromes südlich von den Gandharas wohnten, dem persischen Scepter unterworfen. Dieß waren zunächst unter den Gandharas die Paktyer des Herodot, die Vorväter der heutigen Puschtus oder Afghanen, welche die beiden Abdachungen des zwischen dem Indus und Arachosien sich hinziehenden Suleiman Kuh bewohnten. Dann kamen die Kschatri (Xathres) oder „Krieger", und die am Zusammenfluß des Indus und des Pantschanada angesiedelten Jaudheyas. Unmittelbar abwärts von diesem Zusammenflusse wohnten die Ssudras

(Sydres), ein letzter Rest der alten kuschitischen Bevölkerung, die sonst in Indien überall von den Aryas unterjocht war. Diese unabhängigen Sjudras entrichteten im Mahabharata einen Tribut von „tausend jungen Sklaven mit brauner Haut, langen Haaren, gekleidet in Baumwollengewebe." Herodot nennt sie indische Aethiopier und bemerkt, daß ihre langen und nicht gewellten Haare mit der dunkeln Farbe ihrer Haut contrastirten. Er sagt, daß sie im Kriege statt des Helms die Haut eines Pferdekopfs aufsetzten, wobei der Kamm als Helmbusch diente, ihre Schilde waren mit Kranichhaut überzogen. Nur die auf dem rechten Ufer des Indus waren den Persern unterthan, die auf dem linken lebten in voller Freiheit.

Weiter südlich, zwischen dem Fluß und den Gebirgen Arianas, die hier sehr weit von ihm zurücktreten, war im vierten Jahrhundert ein blühendes und wohlbevölkertes Reich, dessen Hauptstadt die griechischen Schriftsteller Sindomana nennen. Der Name des Volkes wird von ihnen Sambatä genannt und soll von dem Flusse Sambos kommen, der ihr Gebiet durchströmte. Diese Sambater, deren indischen Namen wir nicht kennen, hatten in der Zeit, wo sie mit den Griechen in Berührung kamen, die Verfassung der brahmanischen Gesellschaft angenommen. Sie waren berühmt durch die Art, wie sie große Schlangen tödteten und, nachdem sie deren Körper an der Sonne faulen lassen, ein sicherwirkendes Gift daraus zogen, mit dem sie ihre Pfeile vergifteten. Westlich von der Mündung des Indus erwähnen die Griechen das kleine Volk der Arbiten, „die westlichsten der Inder", welche an der Meeresküste und an dem von den Hochflächen Arianas herabkommenden Flusse Arbis wohnten. Es war ein wenig civilisirtes Volk, welches hauptsächlich vom Fischfang lebte und aus Mangel aus Holz seine Hütten aus den Gräten großer Fische baute, die es im benachbarten Meere verfolgte.

Das Delta des Flusses bildete ein Fürstenthum, welches die Griechen nach seiner Hauptstadt Potala oder Pattala („Schiffsstation") Pattalene nannten. An der Stelle gelegen, wo der

Indus sich in verschiedene Arme theilt, und den größten Schiffen der Alten zugänglich, war Potala der Haupthafen dieses Theils Indiens. Alle Völkerschaften, welche wir hier aufzählten, wurden von Darayawusch zur zwanzigsten Satrapie zusammengefaßt, die durch den persischen Namen Hindhus (woher unser Indien) als das „Land des Flusses" bezeichnet wurde, und welche dem Großkönig einen jährlichen Tribut von 360 Talenten Goldstaub entrichtete, der vom obern Laufe des Stromes herkam. Diese Stämme kämpften nach Herodot theils zu Fuß, theils zu Pferde, theils wie die Helden des Rig Weda zu Wagen. Sie trugen Kleider von Baumwolle und Bogen und Pfeile von Rohr mit eisernen Spitzen. Ihre Kriegswagen wurden von Pferden und wilden Eseln gezogen.

Bis auf Alexander überschritt keine auswärtige Herrschaft den Indus, um sich über das Land auszubreiten, welches im wedischen Zeitalter Sapta Sindhu, später Pantschanada und zuletzt Pendjab hieß. Die in dieser alten Wohnstätte ihres Geschlechts zurückgebliebnen Angehörigen der nach dem Gangesbecken ausgewanderten Aryas hatten die Sitten und die Religion der wedischen Zeit bewahrt, und die brahmanische Umgestaltung hatte sie nicht erreicht. Weder die Kasteneintheilung, noch die Herrschaft der Priester als geschlossnen Standes, noch das neue Religionsgesetz mit seiner Seelenwanderungslehre und seinen Reinigungsvorschriften war ihnen bekannt. Sie lebten ohne Brahmanen, meist auch ohne Könige, unter der Herrschaft eines kriegerischen Adels. So blickten die Brahmanen des Gangeslandes mit Zorn und Verachtung auf diese Aryas der Indusufer, welche ihre theuersten Gedanken von sich wiesen. Sie nannten sie Bahikas oder „Ausgeschlossne", auch Bratyas, d. h. „Ungläubige", und das Mahabharata sagt von ihnen: „Ausgeschlossen vom heiligen Gebirge Himawat, von den Flüssen des Ganges, der Jamuna und der Saraswati sind die Bahikas unrein in ihren Sitten und Worten. Ihr heiliger Feigenbaum nennt sich Gowardhanas (Kuhopfer), ihr Marktplatz ist angefüllt mit Trinkgeschirren. Sie trinken eine Flüssigkeit, abgezogen von Reis und Zuckerrohr, sie essen Rindfleisch mit Lauch und

Zwiebeln und alles andere Fleisch nebst den verbotnen Gemüsen. Ihre Frauen laufen mit Blumen bekränzt, unverschleiert, betrunken durch Straßen und Felder. Ihre unkeuschen Begierden machen sie den Eselinnen und Stuten gleich. Sie tanzen und singen auf den Straßen, taumelnd von Wein . . . Alle Menschen erkennen an, daß die Vorschriften derer, welche die heiligen Bücher studirt haben, als Gesetze zu gelten haben. Aber bei den Bahikas kann ein im Priesterstande geborner Mann in die Reihe der Krieger eintreten oder zum Stande eines Handwerkers und Ackerbauers hinabsteigen. Ein Brahmane kann Barbier werden (eine als besonders unrein angesehene Beschäftigung im brahmanischen System) und ein Barbier Kschatriya. Nirgends können die Priester nach Willkür und ohne Sorge wegen der gesetzlichen Vorschriften leben. Derartiges sieht man nur bei den Bahikas, den Kschudrakas und den Gandharas, welche unsinnig alles Gesetz vermischen und verderben."

Von der Geschichte des Fünfstromlandes wissen wir von der Zeit der jüngsten Wedahymnen bis auf den Zug Alexanders durchaus nichts. Aber die Historiker des letzteren und vorzüglich Arrian haben wenigstens aus den Erinnerungen der Begleiter des makedonischen Helden ein sehr werthvolles Bild des politischen und socialen Zustandes des Landes im vierten Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung zusammengestellt, eines Zustandes, der sich offenbar lange nicht geändert hatte und folglich zu Ende der von unsrer Geschichte behandelten Epoche derselbe sein mußte.

Zwischen dem Indus und dem Witasta, im Süden Kaßmiras, lag das reiche und große Land Takschaßila (Taxila), dessen König von den Griechen, welche seine ethnische Bezeichnung für seinen Eigennamen ansahen, Taxiles genannt wird. Takschaßila gilt in allen indischen Ueberlieferungen als die wichtigste Stadt des alten (kuschitischen) Schlangenvolkes, als der Mittelpunkt ihrer Macht und Gesittung. Die Sage berichtet, daß sie sich hier bis nach dem „großen Kriege" unabhängig erhielten und erst durch den Pandawa-König Djanamedjaya, einen Enkel Ardjunas, der Herrschaft der Aryas unterworfen wurden. Diese Tradition, welche in

Takschaßila die Macht der alten Inhaber des Landes durch eine vom Ganges und der Jamuna ausgehende Eroberung zerstören läßt, erklärt, wie, verschieden von andern Ländern derselben Gegend, das Reich, dessen Hauptort jene Stadt war, schon vor Alexander unter den Gesetzen des Brahmanismus stand. Die buddhistischen Schriften bezeugen dieß ausdrücklich, und die Griechen melden, daß es in der Nähe von Takschaßila viele Asceten gab, die sich von der übrigen Bevölkerung durch ihre weiße Hautfarbe unterschieden. Aber sie schreiben diesem Lande zu gleicher Zeit Sitten zu, die den Vorschriften der Brahmanen schnurstracks widersprechen, z. B. den Gebrauch, gleich den Mazdäern die Leichname der Todten von den Raubvögeln verzehren zu lassen, was nicht gerade von treuer Beobachtung der Gesetze Manus Zeugniß ablegt.

Zwischen dem Witasta und dem Tschandrabhaga (Sandurophagos, Akesines) war ein anderes großes und blühendes Reich, welches dreihundert Städte enthielt und 50,000 Fußgänger nebst 200 Kriegselephanten stellen konnte, ohne die Reiter und die Streitwagen zu rechnen. Die Einwohner dieses Landes waren Aryas reiner Race und zwar Nachkommen der wedischen Stämme der Paurawas und Bharatas, die auf dem Boden der Väter zurückgeblieben waren, während die übrigen Stämme derselben Nation sich weiter nach dem Ganges hingewendet und dort das Reich von Hastinapura gegründet hatten. Die Begleiter Alexanders begingen in Betreff des Königs dieser Paurawas denselben Irrthum wie in Betreff des Königs von Takschaßila, sie nahmen seinen ethnischen Namen für einen Eigennamen und nannten ihn Poros. Ein zweites, nicht weniger wichtiges Reich der Paurawas lag östlich vom ersten, zwischen dem Tschandrabhaga und dem Irawati (Hydraotes), die Griechen gaben ihm einen zweiten Poros zum König.

Im ganzen übrigen Lande der fünf Ströme, im Osten und Süden der ebengenannten Reiche gab es keine monarchischen Staaten mehr, sondern nur „freie Inder“, wie die Griechen sagen, oder Arattas, „Leute ohne Könige“, wie die Sanskrit-Dichtungen sie nennen. Unter der Herrschaft kleiner Häuptlinge, die noch die

wedischen Titel „Gopa“ (Kuhbesitzer) und „Wißpati“ (Hausherr) führten, theilten sie sich in unzählige Clans, die von dem zu einem Rathe vereinigten Kriegeradel regiert wurden. Nur in außerordentlichen Fällen, z. B. wenn ein äußerer Feind Alle bedrohte, wählten die verschiednen Stämme einer Nation in allgemeiner Versammlung ein gemeinschaftliches zeitweiliges Oberhaupt, welches sie in den Kampf führte. Es waren zahlreiche und mächtige Völker, welche in diesem Zustande lebten. Man kennt sie nicht alle, und wir können hier nur die wichtigsten derselben aufzählen.

Ueber den Paurawas, an den Abhängen des Himalaya, zwischen dem Lande Abhisara und Kekaya besaßen die Glaukas (Glauser) dreißig Städte, von denen die kleinste 5000 Einwohner hatte. Zwischen dem Irawati und dem Wipaßa (Hyphasis), südlich von Kekaya, wohnten die Khattias (Kathäer) oder Madras, die vorwiegend ein Hirtenvolk waren, das sich von dem Ertrag seiner Kameele und Büffel nährte, wie noch heutzutage die Bewohner dieses Landstrichs, die aber auch einige große Städte hatten, von denen die wichtigste Ssakala (Sangala) war, und die 60—70,000 Krieger ins Feld stellen konnten. Die Khattias legten großen Werth auf Körperschönheit und bei ihnen heiratheten die jungen Leute nach freier Wahl, ohne Einmischung der Eltern. Die Wittwen verbrannten sich auf den Scheiterhaufen ihrer Männer, sie waren dazu nicht gezwungen, galten aber für ehrlos, wenn sie diesem Herkommen nicht folgten.

Die Nationen des südlicheren Theils des Pantschanada waren die Ssibis (Sibes), Hirten, die sich in Thierfelle kleideten, die Agalasser der griechischen Geographen, deren Sanskritnamen wir nicht wissen, und die 40,000 Krieger ins Feld stellten, die Kschudrakas (Oxydraker), die von hundertundfünfzig Häuptlingen regiert wurden, endlich die Malawas (Mallier), ein besonderes kriegerisches Volk. Beim Zusammenfluß der fünf Ströme mit dem Indus gab es noch einige kleinere andere Völker: die Ambasthas (Abastanier), die Wasatis (Ossadier), und Kschatris, die mit denen auf dem rechten Indusufer verwandt waren. Dieses Land

der „freien Inder“ war stark bevölkert. Arrian weiß von sieben Nationen und 2000 Dörfern zwischen dem Akesines und dem Hyphasis, und Strabo zählt zwischen letzterem Flusse und dem Hydaspes fünfzehn Nationen und 3000 Dörfer.

Unter dem Zusammenfluß des Pantschanada mit dem Indus bildete das linke Ufer dieses Stromes bis nach Pattalene einen schmalen Strich zwischen dem Wasser und der Wüste, der aber, von Kanälen in großer Zahl bewässert, sehr fruchtbar war und viele Städte aufwies. Den nördlichen Theil hatten die Muschikas (Musikanier), den südlichen die Prasthikas (Portikanier) inne. Beide Völker hatten das brahmanische System angenommen, und jedes hatte seinen König, der ganz unter dem Einfluß der Brahmanen stand.

Oestlich von den Indusmündungen, an den Ufern des großen Sumpfs Irina schweiften die Abhiras umher, „die“, wie das Mahabharata sagt, „Kühe, Ziegen, Schafe, Kameele und Esel weiden.“ Sie gehörten zu der braunen Race der Kuschiten und waren der in Unabhängigkeit, aber in halbbarbarischem Zustande hinlebende Rest eines mächtigen Volkes, welches einst das ganze Indusdelta innegehabt hatte. Die Eilande des genannten Sumpfes waren von fast wilden Fischerstämmen bewohnt, die nach Herodot und dem Mahabharata von rohen Fischen lebten. Jener fügt hinzu, daß sie sich ihre Kähne aus Bambusstücken machten, die von einem Knoten des Stammes bis zum anderen gingen, und daß ihre Kleider aus Binsengeflecht bestanden.

Wir kehren jetzt wieder zurück in das Gangesbecken, die Wiege des Brahmanenthums und des Buddhismus, das Herz der ältesten Kultur Indiens, den Heerd seines Lebens, um das wenige zu berichten, was man von seiner Geschichte bis zu der Zeit hin weiß, mit der wir uns abzubrechen vornahmen. In den Tagen, wo Ssakyamuni lebte, gab es hier dieselben Reiche wie nach dem „großen Kriege“. In Madhyadeßa herrschten immer noch die Ssurasenas westlich von der Jamuna, die Kuru-Pandawas oder Kuru-Pantschalas zwischen diesem Flusse und dem Ganges,

nur hatten diese den Sitz ihrer Macht von Hastinapura nach Kußambi verlegt. Die Nachkommen der Sonnendynastie hatten den Thron der Koßalas inne, aber wenn Ayodhya noch die wichtigste Stadt dieses Reichs, die heilige Stadt, der Geburtsort Ramas war, so hatten die Fürsten seit einiger Zeit ihre Residenz nach der neuen Stadt Sfrawasti am Ufer der Sjarawati verlegt. Oestlich von den Koßalas befindet sich das kleine Königreich der Sfakyas, wo der Buddha geboren wurde, südlich dasjenige, dessen Hauptstadt Kaßi, auch Waranaßi genannt, ist. Im Innern des Gangesbeckens treffen wir endlich die Reiche von Magadha, mit der Hauptstadt Radjagriha, von Wideha oder Mithila, endlich das der Angas, dessen Hauptstadt jetzt Malini oder Tschampa ist, wieder.

Wenn das Becken des heiligen Flusses niemals dem Scepter eines einzigen Fürsten unterworfen war, sondern im Alterthum stets in eine große Anzahl von Sonderstaaten zerfiel, wenn das einzige Band zwischen diesen letzteren die allen gemeinsame Herrschaft der Brahmanenkaste war, so spielte doch immer unter diesen verschiedenen Staaten einer die Hauptrolle und übte über die anderen mehr oder minder einen Einfluß aus, der sie in die Sphäre seiner Action zog.

In den Jahrhunderten, welche unmittelbar auf den „großen Krieg" folgten, hatten die Könige aus dem Pandu-Geschlecht oder das durch dessen Einbruch verjüngte Volk der Kuru-Pantschalas diese Rolle inne. Die Epopöen zeigen uns die ersten Pandawa-Könige als thatsächliche Großkönige der gesammten Gangesländer, und es ist kein Grund vorhanden, den historischen Charakter ihrer Ueberlieferungen zu bestreiten. Später ging diese Suprematie auf die Koßalas und die Krone der Fürsten über, die in Ayodhya residirten. Die Dinge lagen noch so, als das Epos des Ramayana verfaßt wurde, und die Schilderung, die es von der guten Ordnung und der Pracht der Stadt Ayodhya giebt, ist jedenfalls ein etwas verschönertes, aber im Ganzen geschichtlich treues Bild von dem, was die Stadt zur Zeit des Dichters war. Mehrere Gründe von

Gewicht lassen annehmen, daß, wenn das politische Ueberwiegen der Pandawas im Gangesbecken der Epoche entspricht, in welcher die Kriegerkaste unmittelbar nach dem „großen Kriege“ in der arischen Gesellschaft die erste Stelle einnahm, der Beginn des Ueberwiegens der Könige von Koßala der Zeit entspricht, wo die Priesterkaste endgültig triumphirte und nach den Kämpfen, die in den Sagen von Paraßu Rama und von Wasischta und Wißwamitra symbolisirt sind, die neue gesellschaftliche Ordnung einführte, die wir oben geschildert haben. Die Heldenstadt Hastinapura trat der heiligen Stadt Ayodhya den Vorrang ab, als die Kschatriyas hinter die Brahmanen zurücktreten mußten. Die Verlegung des vorherrschenden Einflusses über die Gangesländer würde so mit der Umwälzung zusammen gefallen sein, welche in Magadha die mit den Kurus verwandte Dynastie Barhadratha stürzte. Im Jahre 803 v. Chr. nämlich wurde der letzte König dieses Herrschergeschlechts, Ripundjaya, durch seinen ersten Minister Sſunaka ermordet, der dann seinen eigenen Sohn Pradyota auf den Thron setzte, ein Ereigniß, welches von der Brahmanenkaste angestiftet war, die fortan die Oberhand in Magadha hatte.

665 fand in Magadha eine neue Revolution statt. Nandiwardhana, der letzte der Pradyotas, wurde durch einen Mann aus der Kriegerkaste, Namens Sißunaga gestürzt, der sich des Thrones bemächtigte und eine dritte Dynastie, die der Saißunagas, gründete. Es war dieß ein kriegerisches und glorreiches Geschlecht, welches in wenigen Jahren mit Waffengewalt die Suprematie Magadhas über alle Nachbarreiche ausdehnte. Ein Jahrhundert später war der König Bimbisara (579 bis 551), der vierte Nachfolgers Sißunagas, der anerkannte Suzerän der Reiche Kaßi, Kapilawastu und Mithila. Wir haben oben gesehen, wie er den Buddhismus annahm und ein eifriger Beschützer desselben wurde. Derselbe setzte die Fürsten, die zu Kaßi oder Waranaßi residirten und von der Monddynastie der Bharatas abstammen wollten, ab, vereinigte deren Staaten mit den seinigen und schickte seinen Sohn Adjataßatru als Vicekönig dorthin, der bei Waranaßi eine neue

Stadt gründete, welche er wie die Hauptstadt Magadhas Radjagriha nannte und zu seiner Residenz machte. Aber Adjataßatru begnügte sich nicht lange mit dieser untergeordneten Rolle. Er ermordete 551 seinen Vater, um sich des Thrones desselben zu bemächtigen. Nachdem er ihn bestiegen, erklärte er sich zum eifrigen Vertheidiger des brahmanischen Systems. Aber Gewissensbisse ließen ihm keine Ruhe. Der Buddha benutzte diese Stimmung und bekehrte auch Adjataßatru, der öffentlich Buße that und, wie es heißt, nur in Thränen der Reue Frieden fand. Er wurde von jetzt an der treueste Freund des Reformators und der eifrigste Verbreiter des Buddhismus, indem er zugleich alle Tugenden übte, die von der Moral Sſakyamunis empfohlen werden.

Die Regierung Adjataßatrus, (551 bis 519) während welcher der Buddha starb und das erste Concil der Buddhisten stattfand, war lang und vom politischen Gesichtspunkt betrachtet glorreich. Unter ihr wurde das Reich Magadha das vornehmste in ganz Indien. Zuerst vernichtete der König die Republik der Widjis, einen kleinen Kschatriya-Staat, dessen Hauptstadt das an der Hiranyawati gelegene Waïßali war, und welches durch einen aristokratischen Senat regiert wurde. Dann bemächtigte er sich Mithilas und Angas am unteren Ganges und ebenso des Reichs der Kuru-Pantschalas am oberen Laufe dieses Flusses. In diesem letzteren Lande hieß der König, den er enttrohnte, oder dessen Tod ihm Gelegenheit gab, das Land in Besitz zu nehmen, Kschemaka; derselbe war der fünfte Nachfolger Sſatanikas, bei dessen Lebzeiten der Buddha geboren worden, und mit ihm endigte die Dynastie der Pandawas.

Adjataßatru wurde, nachdem er auf diese Weise das Reich Magadha um das doppelte vergrößert, 519 ebenfalls von seinem Sohne, der Udayabhadra hieß, ermordet, und jetzt scheint der Vatermord unter den Fürsten dieses Hauses fast erblich geworden. Wenigstens gelangen die beiden ersten Nachfolger Udayabhadras, Anuruddhaka (503 bis 495) und Nagadasaka (495 bis 471) beide auf diesem Wege zur Krone. Die Wirksamkeit des Buddhis-

mus, dem diese Herrscher anhängen, wird dadurch in kein gutes Licht gestellt. Aber der Schrecken, den diese Verbrechen einflößen mußten, verminderte die Macht und das Wachsthum des Reiches nicht. Im Gegentheil, um diese Zeit vergrößerte sich dasselbe noch einmal sehr beträchtlich durch die Einverleibung von Koßala. Dieser wichtige Staat hatte seit der Thronbesteigung der Ssaißunagas sein altes Uebergewicht verloren. Aber er war noch unabhängig und blühend während der Lebenszeit des Buddha. Der König Prasenadjit, gleich zu Anfang von diesem Reformator bekehrt, war einer seiner eifrigsten Anhänger gewesen. Kurze Zeit vor oder nach dem Tode Ssakyamunis aber hatten die Koßalas Eroberungen in ihrer Nachbarschaft unternommen und dabei hatte Prasenadjits Nachfolger Kschudraka dem kleinen Reiche der Ssakyas von Kapilawastu ein Ende gemacht, aus dem der Buddha hervorgegangen war. Jetzt folgten nur noch drei Regierungen in Koßala, und alle drei hatten nur kurze Dauer. Mit Sumitra erlosch die Monddynastie, und Koßala wurde mit Magadha vereinigt, welches nun fast das ganze Gangesbecken umfaßte.

Inzwischen fand 471 eine neue Revolution statt, indem das Volk Nagadasaka enthronte und an seine Stelle Ssißunaga den Zweiten, den nachgebornen Sohn Adjataßatrus, wählte, der in Waïßali den Posten eines Vicekönigs bekleidete. Ssißunaga der Zweite regierte achtundzwanzig Jahre (471 bis 453) und hatte zum Nachfolger seinen Sohn Kalaßoka (453 bis 425), unter welchem das Reich von Magadha den höchsten Punkt seiner Macht erreichte. Dasselbe wurde noch vergrößert und nahm jetzt den Namen des Reichs der Pratschyas oder „der östlichen Völker“ an, woraus die Griechen ihrer Prasier gemacht haben. Die buddhistischen Sutras enthalten eine rührende Geschichte von der Bekehrung einer Buhlerin aus Mathura, welche der König Kalaßoka wegen Mordes verurtheilt hatte, Hände, Füße, Nase und Ohren zu verlieren, woraus sich folgern läßt, daß dieser Fürst über die Länder im Westen der Jamuna gebot und sich zum Herren von Ssurasena gemacht hatte. Kalaßoka dehnte seine Oberherrlichkeit auch über

die im Norden des Fünfstromlandes gelegenen Königreiche, über die Staaten der Kekayas, der Pauravas und über Takschaßila aus, doch nicht in der Weise, daß dieselben eigentliche Provinzen seines Reiches geworden wären.

Indem Kalaßoka sich eine neue, mehr als Radjagriha im Mittelpunkte des Reichs und an dem großen Flusse, der dessen Hauptverkehrsader war, gelegene Hauptstadt schaffen wollte, erbaute er am Zusammenfluß des Hiranyavahu mit dem Ganges, ein wenig unterhalb der Stelle, welche jetzt die Stadt Patna einnimmt, eine Stadt, die von diesem Augenblicke die Residenz der Herrscher der Pratschyas und mehrere Jahrhunderte hindurch die eigentliche Hauptstadt des ganzen arischen Indien war. Dieselbe erhielt von ihrem Gründer den Namen Pataliputra und ist das Palibothra der classischen Schriftsteller. Megasthenes, der diese Stadt hundert und fünfzig Jahre später besuchte, beschreibt sie als die größte und schönste Indiens. Sie hatte ihrer Anlage nach die Gestalt eines Rechteckes, welches 80 Stadien (14,400 Meter) lang und 15 Stadien (2700 Meter) breit war. Ein Graben, der zugleich als Abfluß für die Unreinigkeiten der Stadt diente, umgab dieselbe auf allen Seiten und zog sich bis zum Ganges hin. Derselbe war 600 Fuß breit und 30 Ellen tief. Hinter diesem Graben erhob sich ein Wall mit Palisaden, der von 570 hölzernen Thürmen vertheidigt wurde, und durch welchen 64 Thore in die Stadt führten. Dieselbe hatte sehr viele Einwohner und war außerordentlich reich und blühend. Dennoch waren die Privathäuser wie die öffentlichen Gebäude allesammt aus Holz erbaut wie früher die von Radjagriha, wie wir denn aus Megasthenes sowie aus mehreren Sutras über das Leben des Buddha wissen, daß damals selbst die wohlhabendsten Gegenden Indiens nur Holzhäuser und Lehmhütten hatten. Erst anderthalb Jahrhunderte nach Kalaßoka begannen die Inder unter dem Einfluß der Griechen Gebäude aus Stein zu errichten und eine Architektur auszubilden, die einen ganz eigenthümlichen Charakter annahm, deren älteste Monumente aber immer noch an den frühern Holzbau erinnerten.

Der Königspalast von Pataliputra war ebenfalls aus Holz erbaut, aber prächtig und von ungeheurer Ausdehnung. Er erhob sich nach den buddhistischen Sutras auf einer künstlichen in Terrassen abgetheilten Erhöhung und war von großen Gärten umgeben. Das Harem war mit zahlreichen Königsfrauen und einem Heer von Dienerinnen angefüllt. Die Leibwächter des Königs, bewaffnet mit Bogen und Lanze, die mit Streitkeulen versehenen Haremswächter und die an ihren blauen Kleidern erkennbaren Scharfrichter wohnten in dem Palaste. Das Ganze des Gebäudes bestand aus hintereinanderfolgenden Häusern, die mit Säulengängen umgeben waren, welche ungeheure Empfangssäle enthielten und durch Höfe von einander geschieden waren, wo Pfauen und gezähmte Panther umhergingen. Im Hintergrunde des fünften Hofes befand sich die Wohnung der Frauen, die entfernteste von allen. Die Säulen der Hauptsäle waren vergoldet.

Trotz der großen Entfernung Pataliputras von der Gangesmündung gingen doch Schiffe bis zu der Stadt herauf, die so der Ausgangspunkt für einen regen Seehandel wurde. Es segelten Fahrzeuge von hier nach der Südspitze Dakschinapathas, um die kostbaren Erzeugnisse dieser Gegend zu holen. Andere begannen sich nach Indo-China zu begeben, welches den Aryas Indiens lange unbekannt geblieben war. Sie gingen nach den Mündungen des Airawata (des heutigen Irawaddy) im Lande Takkhapura, „dem Silberlande“ auf der Küste des heutigen Barmanien, wo die Seehandelsplätze Waïßali (Arrakan) und Dwayawati (Thandwaï) entstanden, oder auch nach dem „goldnen Chersonnesos“ der Griechen, d. h. nach der Halbinsel von Malakka. In der entgegengesetzten Richtung ließ Kalaßoka die große Landstraße erbauen, welche die Bewunderung des Megasthenes war, und die durch alle Länder des obern Ganges und des nördlichen Pantschanada von Pataliputra bis nach Takschaßila führte. Mit zahlreichen Brunnen versehen, welche die Entfernungen bezeichneten, verband diese Straße die Hauptstadt Magadhas mit dem Indus und bot dem Handel einen fahrbaren Weg, auf welchem derselbe in lebhaftester Weise zwischen

dem gangetischen Indien und dem Perserreiche verkehrte. Andere Straßen, die in den buddhistischen Sutras erwähnt werden, durchfurchten das Land in den verschiedensten Richtungen, um die einzelnen Provinzen mit einander zu verbinden.

Während der Regierung und unter den Auspizien Kalaßokas wurde auch das zweite allgemeine Concil der Buddhisten abgehalten.

Wir haben oben von der Niederlassung der Aryas gesprochen, die nach dem „großen Kriege" in der Gegend des Suraschtra und der Windhya-Berge stattfand, und die Zeit derselben festzustellen versucht. Man weiß nichts Bestimmtes über die Geschichte dieser Länder in den darauf folgenden Jahrhunderten. In den ersten Zeiten des Buddhismus gab es hier vorzüglich die Reiche Tschandrawat (das Sandrabatis der Griechen), Harawati und Malawa, aber das wichtigste war das der Pandawas des Suraschtra. Nach Megasthenes hatte es 300 Städte und konnte 150,000 Krieger nebst 500 Elephanten ins Feld stellen. Im Allgemeinen sind die Mittheilungen dieses griechischen Reisenden genau, und wir haben auch hier keine Ursache, ihnen zu mißtrauen aber die Zahlen, die er hier giebt, lassen vermuthen, daß im vierten Jahrhundert das Gebiet der Pandawas Mittelindiens sich über die Grenzen des Suraschtra hinauserstreckte und den größten Theil Windhyas umfaßte.

Wir wissen nicht mehr von der Geschichte Odras, wo sich ebenfalls schon in sehr alter Zeit ein arischer Stamm an der Küste niedergelassen und die melanischen Ureinwohner in die Gebirge im Innern gedrängt hatte. Dieser Landstrich scheint sogar früher von Aryas besetzt worden zu sein als die Gegenden an der Gangesmündung. Das Gesetzbuch Manus schon zählt die Odras den ausgearteten Kschatriyas zu. Das arische Blut hatte sich also hier nicht frei von Vermischung mit der alten Bevölkerung erhalten, indeß muß es vorgewogen haben; denn in sehr alter Zeit schon ist die Landessprache hier ein Dialekt des Sanskrit ohne irgendwelche Entlehnung aus den Mundarten der Ureinwohner.

Die ältesten Niederlassungen der Aryas im Dakschina-

patha oder Dekhan haben uns ebenfalls schon beschäftigt. Wir erwähnten die in Kalinga und Andhra sowie das Pandawareich an der südlichsten Spitze der Halbinsel. Im Allgemeinen hatten die arischen Ansiedelungen unter den dravidischen Völkerschaften dieses Theils Indiens einen ganz andern Charakter als die massenhaften Einbrüche der Aryas in die Kuschitenländer am Indus und Ganges. War hier ein ganzes Volk eingewandert und mit Waffengewalt zum Herrn des Landes geworden, so erschienen im Dekhan nur schwache Schaaren, die unter der sanften und friedlichen, aber noch völlig ohne Gesittung hinlebenden Urbevölkerung mehr die Rolle von Civilisatoren als von Eroberern spielten. Die Aryas, die sich unter den Dravidiern niederließen, waren größtentheils Brahmanen, die sich als Asceten in die Wälder des Südens begaben, mit den dort hausenden Stämmen in Verbindung traten, ihnen die Lehren der Priesterschulen Aryawarsas predigten, ihnen die Künste und Kenntnisse des gesitteten Lebens lehrten und die zerstreuten Barbarenstämme zu regelmäßig organisirten Staaten zusammenfaßten. Diese Wilden lernten von ihnen die Bestellung des Bodens, den Bau von Städten, und sie wurden von ihnen nach brahmanischen Regeln in Kasten geordnet, eine sociale Organisation, welche die Brahmanen, die hier als Missionäre erschienen, um so leichter in die Hand nehmen konnten, als sie heterodoxen Sekten angehörten und sich zu den Lehren des Ssiwaismus bekannten. Der reine Brahmanismus war viel zu ausschließlich und verachtete die Menschen, die nicht Brahmanen waren, viel zu tief, als daß er jemals an ein Apostolat unter Wilden gedacht hätte.

Die Civilisatoren des Dekhan nahmen die Elemente zu den Kasten, die sie einrichteten, aus der eingeborenen Bevölkerung selbst. Dieß fiel ihnen um so leichter, als die kuschitischen Narikas von Malawara bei der Aufrichtung ihres Staates diesem Theile Indiens schon das Beispiel eines Kastenregiments gegeben hatten. Die dravidischen Häuptlinge, welche die Schüler und Beschützer jener Brahmanen waren, wurden unter die Aryas aufgenommen, nahmen meist arische Namen an und traten in die neue Kriegerkaste mit

allen Rechten von Dwidjas ein. Der Rest des Volkes wurde in die untern Kasten vertheilt. Die, welche sich den Predigten und Vorschriften der Lehrer aus Aryawarta widersetzten, dem wilden Leben der Väter treu bleiben wollten und die neue Religion zurückwiesen, wurden von dem Rahmen der neuen Gesellschaft ausgeschlossen, auf die unterste Stufe der Menschheit verbannt und unter dem Namen der Parias in eine weit härtere und verachtetere Stellung gebracht als die der Tschandalas im Norden war.

Aehnlich verhielt sichs da, wo eine wirkliche Colonisation stattgefunden hatte, wo Schaaren von Aryas, meist aus Kschatriyas zusammengesetzt, sich unter den Ureinwohnern niedergelassen und den Knotenpunkt zu neuen Staaten gebildet hatten. Auch hier verschwand sehr bald jeder Unterschied zwischen den Einwanderern und den Dravidiern, denen jene die Gesittung brachten. Die Häuptlinge der Eingebornen bildeten mit den Aryas die Kriegerkaste. Familienverbindungen zwischen den beiden Racen führten eine vollständige Verschmelzung derselben herbei. Die Aryas gaben den Dravidiern ihre Gesittung und nahmen dafür deren Sprache an, die indeß insofern eine Veränderung erlitt, als sie alle Ausdrücke von Vorstellungen, zu denen die Dravidier sich allein nicht erhoben hatten, sowie manche andere Worte aus dem Sanskrit aufnahm.

Die civilisirten und brahmanischen Reiche von Andhra und Kalinga sind bereits in den großen Epopöen erwähnt. Von ihrer Geschichte wissen wir erst seit dem vierten Jahrhundert v. Chr. etwas. In den alten griechischen Berichten werden diese beiden Staaten als die bedeutendsten im südlichen Indien geschildert. Das von Kalinga hatte damals das an der Küste gelegene Kalingapatam, bei den Griechen Parthalis, zur Hauptstadt. Der König dieses Landes konnte 60,000 Mann Fußvolk und 700 Elephanten ins Feld stellen. Die Andhras aber besaßen dreißig feste Städte und eine sehr große Menge offne Dörfer.

Besser kennen wir die alte Geschichte des Königreichs der Pandawyas oder Pandyas im äußersten Süden Dakschina-

pathas. Hier war, wie wir sahen, im zehnten oder neunten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung ein starker Bruchtheil des Volks der Pandawas, der von Suraschtra kam, eingewandert. Das ganze Land war damals noch mit einem ungeheuren Walde bedeckt, der sich vom Flusse Godawari bis zum Vorgebirge Kumari erstreckte, und in dem die dravidischen Stämme umherschweiften. Die Pandawas rodeten den Theil desselben aus, den sie sich zur Wohnstätte gewählt hatten, gewöhnten die benachbarten Ureinwohner an ein seßhaftes Leben und lehrten ihnen den Ackerbau und andere Künste der Civilisation. Die beiden Racen vermischten sich, und das Ergebniß dieser Verschmelzung war die neue Nation der Pandyas. Diese Periode der Bildung des Volkes nahm jedenfalls mehrere Jahrhunderte in Anspruch. Sie ist noch in tiefe Dunkelheit gehüllt, in der wir nur erkennen, daß die Insel Rameßwara, die dicht an der Küste liegt, ein Ausgangspunkt brahmanischer Cultur war. Licht wird es erst in der Geschichte dieses Mischvolks aus Aryas und Tamulen, als um das Jahr 600 v. Chr. ein Mann aus der Kaste der Welalars oder Ackerbauer, die in Südindien derjenigen der Waïßyas entspricht, alle Bruchtheile der Nation unter seiner Autorität vereinigt, sich ein mächtiges Reich gründet und der erste König der Pandyas wird. Er wird in den Chroniken nur mit einem Beinamen, Sampanna Pandya, „der glückliche Pandya", bezeichnet. Dieser Gründer der Monarchie herrschte nicht blos über die von den Flüssen Waigaru, Waiparu und Tamraparni bewässerten Landstriche, sondern seine Herrschaft und die seiner ersten Nachfolger erstreckte sich auch über die rein tamulischen Völkerschaften der Tscholas und Tscheras, die im Norden der Pandyas wohnten und sich damals zu civilisiren begannen. Seine Hauptstadt war das am Meer gelegene Kurkhi, das heutige Kilkhar, der Insel Rameßwara gegenüber.

Noch mächtiger wurde das neue Reich unter seinem zweiten Könige Kula Ssekhara, der um 580 regierte. Derselbe gründete die Städte Kalyanapura und Mathura am Ufer des Waigaru, von denen die letztere später die Residenz der Könige der Pandyas

wurde. Auch war es dieser Fürst, welcher die Unterwerfung der Tscholas und Tscheras vollendete und sie fest an sein Reich fesselte.

An den Namen dieses Königs knüpft sich der des berühmten Brahmanen Agastya, der den Beinamen Tamir Muni, „Ascet der Tamulen", führt. Er war ein Einsiedler von Suraschtra, der quer durch die Windhya-Berge, welche sich nach der Sage vor ihm verneigten, nach den südlichsten Theilen Dakschinapathas kam und sich hier niederließ, um der große Apostel dieses Strichs Indiens zu werden und demselben mit der Religion Aryawartas auch dessen Civilisation zu bringen. Am Hofe Kula Ssekharas lebend, der sich zu seinem Schüler erklärte, wirkte er in jener Weise nicht nur auf die Tamulenstämme im Reiche der Pandyas, sondern durch ihn oder seine Jünger wurde die Brahmanenlehre bis in den südlichsten Theil Malawaras getragen, wo er auch die Grundsätze der damaligen arischen Gesellschaft einführte. Hier entstand bald die Stadt Katscha, das heutige Kochin, und deren Umgebung wurde der Mittelpunkt einer brahmanischen Niederlassung, die spätere Legenden auf den fabelhaften Rama, den Eroberer von Lanka, und selbst auf Paraßu Rama, den Besieger der Kschatriyas im Norden, zurückführen wollen.

Was Agastya unter den Tamulen predigte, war nicht der reine rechtgläubige Brahmanismus. Er kam aus Suraschtra, d. h. aus einem der Länder, wo der Ssiwadienst wieder aufgelebt war, und wo sich die Gleichstellung dieses Gottes mit Rudra herausgebildet hatte, die den Brahmanen gestattete, sich den alten Gott der Dasyus und Ssudras gefallen zu lassen. So predigte Agastya denn den Ssiwaismus und machte aus ihm die Nationalreligion der von ihm der arischen Sitte und dem Kastenwesen gewonnenen südlichen Völkerschaften der Halbinsel. Unter seinen Auspicien und auf seinen Rath erbaute Kula Ssekhara in der Mitte seiner neuen Stadt Mathura dem Ssiwa unter der Form des Mula Linga einen prachtvollen Tempel; die Sage behauptet sogar, er habe nur einen alten Tempel wieder aufgerichtet, der einst von dem Gotte Indra errichtet worden, als er vom Himmel in diese Wälder verbannt

worden, weil er in der Meinung, einen Dämon zu tödten, einen Brahmanen umgebracht. Aber wenn Agastya das Volk zur Anbetung des obscönen Lingam veranlaßte, wenn er Ssiwa vor Allem als zeugenden Gott auffaßte, wie dieß seitdem die Südindier immer gethan haben, so schloß sich der Ssiwaismus desselben an die Schule derer an, die diese Religion auf den Brahmanismus pfropfen, nicht ihn demselben entgegenstellen wollten. Er nahm zum Ausgangspunkt die Verfassung der brahmanischen Gesellschaft, und er und seine Schüler wurden der Kern einer neuen arischen Brahmanenkaste, die sich von jetzt an unter den Tamulen entwickelte und sich der intellectuellen, moralischen, politischen und religiösen Leitung derselben bemächtigte. So wurde das, was im arischen Indien die Religion der Ssudras war, im dravidischen Indien die der Brahmanen.

Die Einführung des Ssiwacultus ist übrigens durch eine ganz mystische Sage symbolisirt worden, welche in die Geschichte eingedrungen ist und von den Chroniken unmittelbar hinter die Geschichte Kula Ssekharas gesetzt wird. Dieser Fürst hatte, so wird berichtet, eine Tochter, Namens Mumulai Tadataki, welche nichts Geringeres als eine Menschwerdung der Göttin Minakschi (einer der Formen Mahadewis) war und ihm auf dem Throne folgte. Sie war eine kriegerische Königin, die erobernd nach Norden vordrang und ganz Aryawarta bis zum Berge Kailasa unterwarf, wo Ssiwa seine Wohnung hat. Hier angekommen, hatte sie die Kühnheit, den Gott selbst zu bekämpfen, der sie aber besiegte und zur Gefangnen machte. Aber die Macht ihrer Schönheit triumphirte bald über den siegreichen Gott. Bezaubert von ihr, ließ er sie frei nach Mathura zurückkehren, folgte ihr dahin, wurde unter dem Namen Surdara Pandya, „der schöne Pandya", ihr Gemahl und erzeugte mit ihr einen Sohn, den die Chroniken unter dem Namen Wugra Pandyan aufführen, und der von den Bewohnern des Dekhan als eine Incarnation Kartikeyas, des Sohnes Ssiwas und Mahadewis betrachtet wird. Die Sage schreibt ihm große Kriege zu, in denen er alle Könige der Erde und selbst Indra,

den Gott des atmosphärischen Himmels, besiegt, der dem Reiche der Pandyas den nöthigen Regen versagt hat.

Man könnte aus diesen Ueberlieferungen vielleicht schließen, daß das Werk Agastyas durch andere Missionäre vervollständigt und ausgedehnt worden sei, die unmittelbar aus der Umgebung des heiligen Berges Kailasa gekommen seien, um den sich die eifrigsten Verehrer Ssiwas gruppirten. Wilson bemerkt bei dieser Gelegenheit, daß das seitdem im südlichen Indien als heilige Sprache angenommene Sanskrit von den Tamulen stets Wada Mozhi, „die Mundart des Nordens", genannt wird. Gewiß ist, daß die tamulischen Nationen von ihrer Bekehrung zum Ssiwaismus an in ihrem Lande eine Reproduction der heiligen Orte ihrer Religion in Nordindien haben wollten. Der Berg Tirnparumkuru östlich vom Reiche der Pandyas erhielt den Namen Kailasa, der kleine Fluß Sarowara, der auf ihm entspringt, den des Ganges, und die Geburt der Incarnation des Kartikeya wurde auf diesen neuen heiligen Berg verlegt, wie die des himmlischen Kartikeya auf den nördlichen Kailasa.

An den Namen Agastyas knüpft sich auch die Erinnerung an einen nicht weniger wichtigen Vorgang als die Einführung der Religion, die fortan im südlichen Dakschinapatha herrschte, nämlich der Ursprung der literarischen Verwendung der Tamulensprache. Bis dahin war das Tamulische nur eine rohe Volksmundart gewesen, deren grammatische Regeln noch nicht festgestellt waren. Agastya und seine Schüler machten aus ihr eine Schriftsprache. Die Ueberlieferung schreibt dem „Asceten der Tamulen" die Abfassung verschiedener Loblieder auf Ssiwa und zahlreiche Abhandlungen über Religion, Moral und Philosophie, die zur Belehrung seines königlichen Schülers und des ganzen Volkes der Pandyas dienen sollten, sowie die wissenschaftliche Bearbeitung des Tamulischen und die Bereicherung desselben mit den Sanskritworten für Vorstellungen zu, welche dem dravidischen Volke bis dahin unbekannt geblieben waren. Die Schriften aber, welche jetzt den Namen Agastyas tragen, sind erst lange nach seiner Zeit, nach Caldwell

nicht vor dem zehnten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung entstanden. Indeß liegen ihnen ältere Schriften zu Grunde, deren Umarbeitungen sie sind, und so mögen die Ueberlieferungen, die sie Agastyas Werk sein lassen, immerhin einen geschichtlichen Werth haben.

Frühzeitig gewann im Süden Dakschinapathas der Buddhismus Anhänger. Schon kurz nach dem Tode Ssakyamunis wurde er dort gepredigt, und namentlich unter den Tscholas machte er rasch große Fortschritte. Die Fürsten dieses Volks bedienten sich seiner gewissermaßen als Nationalsache im Gegensatz gegen den Ssiwaismus der Pandyas und versuchten so neue Kraft zur Geltendmachung ihrer erneuten Ansprüche auf Unabhängigkeit von diesen zu gewinnen. So sehen wir, als Wira Pandyan auf der Jagd von einem Tiger getödtet worden und dessen noch unmündiger Sohn Abhischeka Pandyan unter die Vormundschaft des Königs der Tscholas gestellt ist, nach der Regierung Wikramas, über die uns keine Einzelnheiten überliefert sind, Radja Ssekhara, der in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts über die Pandyas herrscht, in einen ernsthaften Krieg mit dem König der Tscholas verwickelt. Dieser hat sich gegen seinen Oberherrn empört und greift ihn an der Spitze eines Heeres von Buddhisten an, wird jedoch zuletzt besiegt und genöthigt, sich wieder unter das Joch der Vasallenschaft zu beugen, das er abzuschütteln versucht hat. Nach einer friedlichen Regierung, der des Kulotunga, beginnt unter Anantaguna der Krieg von neuem. Die Buddhisten von Tschola greifen die Pandyas wieder an, aber nach der Sage steigt Ssiwa selbst vom Himmel herab, um seinen Verehrern zu helfen, und so triumphiren dieselben noch einmal über die Ketzer. Diese Kriege erneuern sich dann immer wieder, um bis über die Zeit hinaus zu dauern, die wir in diesem Bericht vor Augen haben, und endigen nach etwa anderthalb Jahrhunderten damit, daß das Reich der Tscholas seine Unabhängigkeit verliert und mit dem der Pandyas vereinigt wird. Die Tscholas dieser Epoche hatten zur Hauptstadt Kantschipura, eine Stadt, die von den Tamulen Kondjewaram genannt wird und da stand, wo sich jetzt Madras erhebt. Man

schrieb die Gründung dieser Stadt dem König Kantara Khata Tschola zu.

Die Insel Ceylon war durchaus von dravidischen Völkerschaften bewohnt, die in sehr alter Zeit über die sogenannte Adamsbrücke, d. h. die lange Kette von Eilanden herübergelangt waren, welche die Reste einer schmalen Landenge sind, die in vorhistorischer Zeit die Küste von Koromandel mit dieser Insel verband. Den größten Theil der letztern hatte das dravidische Volk der Singhalesen inne, an der Nordspitze traf man auch einige Tamulenstämme. Diese Nationen waren aber nicht die ersten Besitzer des Bodens. Man weiß vielmehr mit Bestimmtheit, daß die Dravidier hier ein Volk malayischer Abkunft unterwarfen, welches noch jetzt die Hauptmasse der Bevölkerung der Insel bildet. Der Name derselben war damals Lanka. Die Ueberlieferungen des Landes selbst, von den Kasten arischen Ursprungs niedergeschrieben, sowie diejenigen andrer indischer Länder schildern die alten Ureinwohner als wilde, wüste Riesen, Jakschas oder Rakschasas, wie die indischen Aryas dieß auch mit andern von ihnen vertilgten oder unterjochten Urvölkern zu thun pflegen. Der Gott Lankas in der vorarischen Zeit wird in den einheimischen Chroniken mit Kuwera verglichen, andere Ueberlieferungen machen ihn zu einem schrecklichen Dämon. Er scheint ein chthonischer Gott mit dem doppelten Antlitz des Erzeugers und des Zerstörers, also mit Ssiwa verwandt gewesen zu sein.

Wir haben oben gezeigt, daß die im Ramayana enthaltene Erzählung von der Eroberung Lankas durch einen arischen Helden durchweg Fabel ist. Die große Insel blieb bis in sehr späte Zeit vollkommen außer allem politischen Zusammenhang mit dem übrigen Indien, und bis zum sechsten Jahrhundert bildete sich hier keine arische Niederlassung. Erst in dieser Zeit geschah es, daß eine Abenteurerschaar von arischem Blute hier landete, das Land eroberte, eine neue Religion daselbst einführte und die Gesellschaft nach dem brahmanischen System umgestaltete. Die singhalesischen

Bücher, die sehr alt sind und viel wirklich geschichtliches Material enthalten, berichten hierüber in Kurzem Folgendes.

Widjaya war der Sohn Sinhabahus, der nach der Sage der Sohn eines Löwen und einer Prinzessin von Magadha und König von Sinhapura („Löwenstadt") im Lande Suraschtra war. Der junge Prinz war von unbändigem Charakter und beging so viele Gewaltthaten, daß das Volk sich erhob und vom Könige forderte, daß er seinen verbrecherischen Sohn hinrichten lasse. Derselbe konnte sich dazu nicht entschließen, verurtheilte Widjaya aber wenigstens zu ewiger Verbannung, worauf dieser sich mit siebenhundert getreuen Gefährten auf ein Schiff begab, um sein Glück jenseits des Meeres zu suchen. Er versuchte zuerst ganz nahe bei seinem Geburtslande, in Ssurparaka, zu landen, einer Stadt, die in der Nähe der Mündung des Payoschni Tapati lag, aber die Einwohner trieben ihn zurück.

Indem das Schiff, welches Widjaya und seine Begleiter trug, nun nach Süden segelte und das Kap Kumari umfuhr, landete es endlich an der Ostküste der Insel Lanka, welche später nach ihm Sinhaladwipa, „Löweninsel", d. h. die von einem Krieger aus der Löwenstadt eroberte Insel, hieß, ein Name, aus welchem die Araber Serendib gemacht haben. Theils durch List, theils durch Gewalt unterwarf Widjaya mit Hülfe seiner Gefährten in kurzer Zeit die Eingebornen, die ein wenig kriegerisches Volk gewesen zu sein scheinen, und machte sich zum Beherrscher der ganzen Insel. An der Stelle, wo sein Schiff das Ufer berührt, gründete er einen Ort, den er Tamraparni nannte, und der seine Hauptstadt wurde. Jener Name, später auf die ganze Insel ausgedehnt, wandelte sich im Pali, einer Sanskrit-Mundart, welche die Schriftsprache Ceylons wurde, in Tambapanni um, und daraus wurde das griechische Taprobane. Die Ausschiffung Widjayas soll in dem Jahre, in dem der Buddha starb, also 543 v. Chr. stattgefunden haben.

Aber die Einwandrer, die sich Lankas bemächtigt, hatten keine Frauen bei sich und wollten die Reinheit ihrer Race nicht durch Eingehung von Ehen mit den Eingebornen verderben. So schickte

Widjaya eine Gesandtschaft nach Mathura, um vom König der Pandyas seine Tochter zur Gemahlin zu verlangen. Derselbe nahm dieses Begehren günstig auf und gewährte dem jungen Eroberer nicht nur die Hand seiner Tochter, sondern ließ dieselbe auch von siebenhundert Mädchen von reinstem arischen Blute begleiten, damit sie Frauen der Gefährten Widjayas würden. Dieser sandte dafür seinem Schwiegervater 200,000 von jenen sehr gesuchten Muscheln, die im Sanskrit Ssankha genannt werden, und die man zu Trompeten verwendete, und eine Menge Perlen, wie sie die Fischereien Lankas lieferten. Damals wurde auf der Südspitze der Insel eine zweite Stadt erbaut, die man nach der Hauptstadt der Pandyas und zur Erinnerung an die alte von Krischna am Ufer der Jamuna gegründete Stadt Mathura nannte.

Widjaya hatte keine Kinder aus seiner Heirath. Als er nach achtunddreißigjähriger Regierung 505 starb, vermachte er sein Reich seinem Bruder Sumitra, der den Thron von Sinhapura bestiegen hatte. Dieser aber wollte sein väterliches Reich nicht aufgeben und begriff zu gleicher Zeit, daß er nicht vom Innern Suraschtras aus ein so fernes Land wie Lanka regieren konnte. Er trat also seine Rechte auf den Thron dieses letzteren an seinen jüngern Bruder Panduwanßadewa ab, der nach einem einjährigen Interregnum, während dessen die neue arische Colonie von dem Brahmanen Upatischya regiert worden war, auf der Insel anlangte. Panduwanßadewa regierte dreißig Jahre (504 bis 474) und gründete eine neue Hauptstadt im Innern der Insel, die den Namen Anuradhapura empfing. Sein Sohn Abhaya hatte den Thron zwanzig Jahre inne (474 bis 454). Nach ihm folgte ein Interregnum von siebzehn Jahren (454 bis 437) und eine Zeit der Unruhen, die durch eine letzte Anstrengung der Ureinwohner, sich der Herrschaft der Aryas zu entziehen, herbeigeführt worden zu sein scheinen. In der That wurden erst durch den König, der nach diesen Wirren den Thron besteigt, Pandukabhaya (437 bis 367) die Regierung und der sociale Zustand von Sinhaladwipa auf endgültige Weise auf den Grundlagen der brahmanischen Institutionen

festgestellt. Pandukabhaya setzte einen Brahmanen zum Oberpriester der Insel ein und ließ eine genaue Abgrenzung des Gebiets der Dörfer vornehmen. Er vergrößerte die Stadt Anuradhapura und wies dort den Brahmanen prächtige Wohnungen an. Im Einklang mit den Gesetzen Manus wurden die Begräbnißplätze außerhalb der Städte angelegt, und man erbaute hier Dörfer, wo die Leute wohnten, die sich dem für unrein angesehenen Beruf der Todtengräber widmeten. Es wurden ferner Einsiedeleien für die Büßer errichtet, und diejenigen Eingebornen, die sich weigerten, die neue Religion anzunehmen, und an den alten Göttern festhielten, wurden fortan als Unreine angesehen und an Orte verwiesen, aus denen sie sich nicht entfernen durften. Die Colonisten arischer Race bildeten die beiden obersten Kasten der Brahmanen und Kschatriyas, die beiden Elemente der eingebornen Bevölkerung wurden in die beiden untern vertheilt, sodaß die Dravidier die Waïßyas, die älteren Ureinwohner malayischen Stammes, die schon die Eroberung in niedrer Stellung angetroffen hatte, die Ssudras bildeten. Eine fünfte Kaste, die der Parawas, dem Festland Indiens unbekannt, umfaßte die Perlenfischer. Die wichtigsten Häuptlinge der Eingebornen waren ausgenommen von dem Gesetze, welches die ganze nichtarische Bevölkerung der Insel in die untern Kasten verwies. Man gestattete ihnen aus Politik, sich den arischen Kriegern beizugesellen und in die Reihen der Kschatriyas einzutreten.

Dieß ist der Bericht der singhalesischen Chroniken. Er zeigt einen Charakter geschichtlicher Wahrscheinlichkeit, der sich schwer anzweifeln läßt. Aber die Namen der ersten Könige seit Aufrichtung der arischen Herrschaft dürfen nicht als Namen wirklicher Personen genommen werden. Widjaya bedeutet „Sieg“, „Eroberung“, Panduwanßadewa ist „der Gott des Geschlechts der Pandus“. Aus dem letzteren Namen dürfen wir schließen, daß Sinhapura eine der Städte der Pandawas im Suraschtra war, und daß folglich die kühnen Abenteurer, welche Ceylon eroberten, dieser Nation angehörten. Sie suchen daher als Brüder die Verbindung mit den Pandyas des äußersten Südens, die, wie gezeigt, ein andrer Zweig der

Pandawas waren. Was den Namen des Königs betrifft, der nach langer Anarchie dahin gelangte, die brahmanische Gesellschaft auf der großen Insel endgültig zu organisiren, so müssen wir ihn ebenfalls sorgfältig notiren. Er charakterisirt diesen Fürsten nämlich als Pandu, und er scheint eine neue Einwanderung von Pandawas, sei es aus Suraschtra, sei es aus Mathura, anzudeuten, welche das durch den Widerstand der Eingebornen auf Ceylon bedrohte arische Element verstärkte.

Mit Unrecht bezweifeln, wie uns scheint, manche Gelehrte die Genauigkeit der Angabe über das Jahr des ersten Eintreffens von Aryas, die sich in den singhalesischen Büchern findet, das Jahr, in welchem der Buddha starb. Dieses Datum ist nämlich der Gesichtspunkt, nach dem sich die ganze Chronologie Ceylons richtet, und da man allgemein zugiebt, daß die Buddhisten dieser Insel die Ueberlieferung vom wahren Todesjahre Ssakyamunis am genauesten bewahrt haben, so glauben wir, daß man davon nicht den Synchronismus der Localgeschichte trennen darf, der so wirksam zur Erhaltung dieses Datums beitrug. Die brahmanische Organisation erhielt sich übrigens nicht lange in Kraft auf Ceylon. Schon ein Jahrhundert nach Pandukabhaya bekehrte sich die Insel zum Buddhismus, der bis auf den heutigen Tag dort die herrschende Religion geblieben ist.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Erster Abschnitt. Die Araber.

Seite

Zweiter Abschnitt. Die Inder.

Druck von Alexander Waldow in Leipzig.

